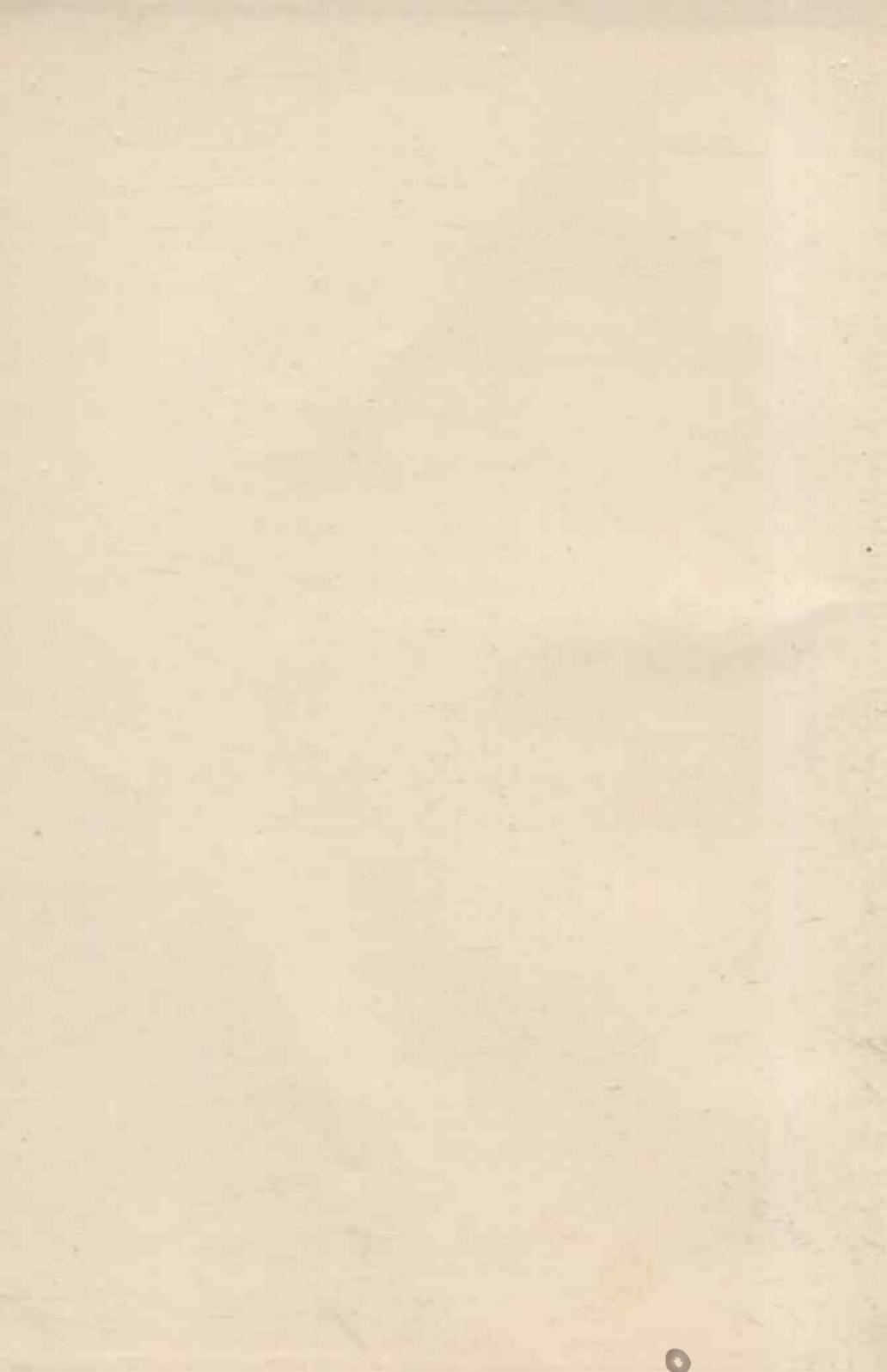






Walter Lande

Nov. 1952.



Louis Couperus / Die Komödianten

Roman

Louis Couperus

Ein Drama

1978

Verlag der Buchvertriebsanstalt

Leipzig



# Die Komödianten

Roman

von

Louis Couperus

\*

Einzig berechtigte Übertragung

von

Else Otten

1 9 2 8

---

Zenith-Verlag Erich Stolpe  
Leipzig

Die Romantiker

von

von

Louis Ferdinand

**Alle Rechte vorbehalten**

Einzig-berühmte Verlagsanstalt

von

Die Dichter

1918

Verlagsanstalt

Druck- und Verlagsanstalt Karl Prochaska, Leipzig

## Erstes Kapitel.

Den ganzen Tag schon strömten Regengüsse herab. Durch die Rinne der Subura wogte das Wasser in zwei rauschenden Bächen, rechts und links, floß rasch durch die engen, gewundenen Gassen und führte allerlei Unrat mit sich zur jubelnden Freude der Gassenbuben, die mit besonderem Wohlbehagen Knochen, Gräten und Gemüsereste herausfischten und sie sich gegenseitig um die Ohren platschten. Die Jungen hatten während dieses Regentages in der Subura geherrscht, ausgezankt von ihren Müttern, die sie von den dunklen Türen der kleinen Läden und Kneipen aus zurückriefen und über die Häupter ihrer nichtsnutzigen und ungehorsamen Sprößlinge die Strafe der Götter heraufbeschworen.

Die Dirne Gymnasium — also genannt, weil sie in ihrer Jugend eine Lehrschule für junge Athleten und Gladiatoren geführt — hatte einen Blick hinausgeworfen und ihrer Sklavin ein paar Worte zugerufen. Die hatte sie wegen ihrer anerkannten Geschicklichkeit im Haarflechten in einem kleinen, gegenüberliegenden Laden als Lonstrig eingerichtet, um sie auf diese Weise besser auszunützen. Dann hatte sie sich auf ihre breite Ruhebank gelegt, um so den schwülen Apriltag und die regendurchrauschte Ruhe zu genießen. An diesem Nachmittag würde sich schwerlich ein Fremder in der Subura herumführen lassen.

Der Abend brach herein, vorzeitig schon und düster. Der un- durchdringliche, graue, schmale Himmelsstreifen über den niedrigen und höheren Häusern verblaßte. Es regnete immer weiter. Die Gassenbuben waren verschwunden, und vor dem langen, niedrigen Hause des Beno Taurus mit dem Stiernacken hielten die frisierten Dirnen des Kupplers Ausschau, ohne sich indes auf ihre gewohnten Plätze längs der Hauswand hinzusetzen — Name und Preis als Inschrift über ihren Köpfen — zur Ansicht und zur Miete für eine Nacht. Es wäre zu toll gewesen,

sich in diesem Regen dahin zu setzen. Zwar drängten sie sich, wie es ihnen von dem brutalen Beno eingedrillt war, an der Thür, aber draußen fand sich niemand, dem sie hätten zublinzeln können.

Es regnete, regnete immerfort. Die Kneipe des Nilus, des Ägypters, die dem Hause des Taurus gegenüberlag, war überfüllt. In dem weiten, niedrigen Raume drängte sich, von dem unsicheren Licht der qualmenden Öllampe beschienen, eine laute Menge von Essern und Trinkern. Die niedrigen, mit Stuch beworfenen, rauchgeschwärzten Säulen trugen die hölzerne Decke, die ruffarben war. An jeder Säule qualmte in einem eisernen Napf eine Öllampe. Wer eintrat, vermochte kaum die Luft zu atmen: so erfüllt war sie von dem Qualm des Oles, von menschlicher Ausdünstung und dem Brodem, der aus der Küche drang. Zu alledem gesellte sich noch der Geruch der massen Kleider und der Schweißgeruch der vielen, aneinandergedrängten Körper. Aber wer erst einmal darinnen war empfand alsbald, wie ihn während des Essens und Trinkens ein Wohlbehagen überkam. Gab es doch in der Subura kaum eine bessere Kneipe als die des Nilus. Hier aß man gut und für wenig Geld und konnte sicher sein, daß der Wein aus Nomentum niemals gefälscht war. Hier war gut sein unter den Blicken der Göttin Isis, deren Bildnis über dem langen, breiten Auschank qualmumhüllt auf die Gäste niederschaute, der keuschen guten Göttin, die über alles, was sie hörte, sah und dulden mußte, niemals entrüstet schien.

Hinter dem Auschank drillte der geschäftige, sehnige, muskulöse Ägypter seine Küchenklaven. Aus der Küche trugen sie auf großen, braunen Tongeschirren die Bohnen- und Linsengerichte herbei, die Schnitten Schinken und Gänseleber, die Korallenschwämme und eine große Anzahl in Milch getauchter Brötchen von Picenum, die köstlich aufgequollen waren gleich Schwämmchen. Nilus warf einen flüchtigen Blick auf jeden Teller, und die drei Klaven, die den Dienst im Gästezimmer hatten, reichten die Speisen herum und lieferten dann sofort das Geld ab, das die Mutter des Nilus, eine starkbusige Alexandrinerin, nachzählte, weglegte und auf einem mit viereckigen Fächern ausgefüllten Rechenbrett mit kleinen Kugeln verrechnete. Nilus selbst stand an dem Schenkisch, dem Abacus, auf dem die unten spitz zulaufenden Tongefäße, die mit seinem berühmten, billigen Nomentaner Wein gefüllt waren, schlank und zierlich sich empor-

rechten, neigte fortwährend die schmalen, langen Fässer und goß die Krüge voll, halb oder ganz, je nachdem es die Gäste verlangten.

Nilus war stolz auf sein Geschäft. Er war ein Mann der Ordnung, wenngleich er nur ein Kneipwirt in der Subura war. Er war in die Bruderschaft der Isispriester aufgenommen worden und erschien den Gästen wie ein unergründliches Wesen. Nilus indes verachtete seine Gäste. Er gab ihnen gut zu essen und zu trinken und prellte sie nicht, aber er verachtete sie. Es war auch eine bunte Gesellschaft, die da am Boden, auf den schmalen Ruhebänken und auf den Stühlen saß und lag. Es waren Diebe und Mörder mit ihren Dirnen, Matrosen aus Ostia, entlaufene Sklaven, Henter und Christen — das Vieh, wie sie genannt wurden — und dann saßen am heutigen Abend dort in jenem Winkel auch die schmutzigen Galli. Oh, diese Galli! Anfänglich hatte er ihnen den Zutritt verweigert, diesen elenden, umherziehenden Bettelpriestern der Rhea Kybele, der großen Göttin, deren Fest, die Megalesia, sich näherte. Er hatte sie nicht hereingelassen, als sie in der Subura erschienen waren mit ihrer jubelnden, tanzenden, tollen Truppe, mit ihren rasselnden Tamburinen rings um den Esel, auf dem sie ihre Göttin, die Mutter aller Götter, in einem kleinen Schrein schleierumhüllt mit sich führten.

Es waren wohl sieben dieser diebischen Kerle außer dem riesigen Archigallus. Aber sie sagten, sie seien hungrig und durstig, da sie einen ganzen Tag lang auf der Landstraße außerhalb Roms gelaufen seien; sie hätten kein Geld eingenommen und wüßten nicht, wo sie nächtigen sollten. So hatte er ihnen denn doch noch gestattet, sich dort in jenem Winkel aufzuhalten. Sie fraßen und sossen. Späterhin würden sie bezahlen, sagten sie. Ihren Esel hatten sie in dem Schuppen eingestellt zu des Nilus Lasttieren und Wagengerät. Es sollte ihnen gestattet sein, die ganze Nacht über in jenem Winkel zu lagern, in den Sägespänen auf den feuchten Steinen, auf ihren Mänteln, wie eine Verbrecherbande. Diese gemeine Truppe! Ihren Schrein mit der Göttin hatten sie auf ein Brett an der Wand gestellt und den Schleier darüber gebreitet. Da lagen sie nun schreiend und johlend oder erhoben sich wieder, um zu tanzen wie die Narren, immer obzön wie die gemeinsten Burschen aus der Subura. Sie waren unwürdige Diener der großen Göttin, und nun wollte es dem Nilus beinahe scheinen,

als habe er ihnen, einem religiösen Gefühl gehorchend, Unterkunft gewährt. Konnte er doch Priester, mochten sie noch so unwürdig sein, nicht vor Elend und Hunger umkommen lassen.

„Wollt ihr wohl euern Schnabel halten, ihr dort drüben!“ brüllte er ihnen zu. „Sonst werfe ich euch allesamt zur Tür hinaus.“

Sie waren betrunken, sie flehten ihn an mit grotesken Bewegungen, sie schlugen ihre Kleider auseinander, zeigten zwinfernd ihre Nacktheit, und die übrigen Gäste lachten, schrien, johlten. Auch Nilus lächelte gutmütig. Denn er bedachte, daß er ihnen jetzt die Tür nicht weisen könne um der Göttin Rhea Rhybele willen, die sie mit sich führten. Ja, die Götter mußten sich viel gefallen lassen von ihren unwürdigen Geschöpfen, von diesen gemeinen Galli und von jenen scheinheiligen Christen, die da saßen und dort, die immerfort miteinander tuschelten und niemals heiter waren.

Draußen regnete es, regnete es immerfort. Immer wieder öffnete sich die Tür und es erschien ein neuer Gast, es erschienen zwei neue Gäste, zwei, drei Frauen drängten sich durch die Fülle, den Rauch und das Geschrei, eroberten endlich einen Platz auf einer der langen Holzbänke und bestellten eine Wurst, ein Picenumbrötchen und einen Becher Momentaner. Bis Nilus seiner Mutter plötzlich zurief:

„Da sind sie wahrhaftig schon wieder!“

Die, von denen er sprach, waren zwei Frauen, die sich ebenfalls hereingedrängt hatten und die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich zogen, obwohl die Neugierde, die sie weckten, sie recht kalt zu lassen schien. Obwohl sie ver mummt waren, konnte man sie doch sogleich als patrizische Frauen erkennen, und sie schienen dies nicht zu bedauern, lachten sogar darüber. Sie hatten sich zwischen den Matrosen aus Ostia und deren Dirnen ein Plätzchen erobert und bestellten sich das gleiche, was sie jene fordern sahen: ein Paar sehr fette Würstchen, Picenumbrötchen und Momentaner. Inzwischen waren aller Augen auf sie gerichtet. Die eine . . .

„Das ist Nigrina,“ flüsterte ein entlaufener Sklave einem Diebe zu, der tief in seinen Mantel eingehüllt war.

. . . war eine große, robuste, junge Frau. Ihr Haar war breit frisiert gleich dem Helm eines Mirmillo und mit einem Dreizack durchstoßen, ähnlich der Waffe der Retiarii. Ihr üppiger Busen, der entblößte Nacken und die Oberarme waren von einem kup-

fernen Panzerhemd umspannt, und ein schwarzer Rock fiel ihr nur bis an die Knie gleich einer Gladiatorentunika, während ihre muskelstarken Beine von breiten, mit Kupfernägeln beschlagenen Riemen umschnürt waren. Ihre Bewegungen waren straff und männlich. Sie saß breitbeinig da, ihre Brust war hochgewölbt, ihre starken Arme weit vom Körper entfernt. Sie aß ihre Würstchen in derber Volksmanier, während sie die Schalen auf ihren irdenen Teller klatschen ließ und laut schlürsend aus ihrem Becher trank. Sie war die Frau eines Senators, entstammte zwar einem berühmten römischen Geschlecht, trat indes in der Arena als Gladiator auf und kämpfte mit andern männlichen und weiblichen Schwertschlechtern. Sie ließ ihre schwarzen, dreisten Mannweibaugen frech über die in Rauch gehüllte Menge schweifen, bis sie der Galli in dem Winkel ansichtig ward. Die tanzten, tanzten immerfort und öffneten ihre Priestergewänder in obszöner Weise, jetzt zur Belustigung der beiden Patrizierinnen.

Nigrina lachte laut auf und machte ihre Gefährtin mit verächtlicher Gebärde auf sie aufmerksam.

„Fabulla, Fabulla, sieh dir einmal die Männer dort an, die keine Männer sind!“

„Ja, Fabulla!“ bestätigte der entlaufene Sklave dem Dieb, „eine Nichte der Kaiserin Domitia.“

„Beim Herkules!“ sagte der Dieb leise fluchend, während er die Patrizierin neugierig betrachtete.

In diesem Augenblick lachte sie laut auf, ihr Blick folgte der von Nigrina angegebenen Richtung. Die hatte sich mit einer blonden Dirnenperücke unkenntlich gemacht. Sie war aus Flachsbund und sehr grob, so daß die Frisur, die ihr weißes Antlitz umrahmte, viel eher einem Hut als einer Haartracht glich, während zwei große künstliche Blumen, die mit Glasjumelen besetzt waren, an ihren Schläfen bunte Farbflecke bildeten. Sie trug eine verschossene, zerrissene, kurze Tunika aus Gaze und hatte sich zum Schutze gegen den Regen einen dunklen Mantel umgeschlagen, der nun herabgeglitten war. Sie war jünger, zarter, und weiblicher als Nigrina. Sie erschien selbst in ihrer herausfordernden Dirnenkleidung beinahe jungfräulich und war von einer Lieblichkeit, die sogar in dieser Umgebung noch patrizierhaft wirkte. Es schien beinahe, als werde es ihr schwerer als Nigrina, die Wurst so gemein zu essen und den Wein so laut zu schlürsen. Aber nun schaute auch sie zu den obszönen Galli hinüber und lachte,

während sie sich kokett gegen Nigrina lehnte und ihrer Freundin, die sich zärtlich über sie neigte, lichernd etwas zuflüsterte. Allein das laute Wort der Nigrina schien unvorsichtig gewesen zu sein. Denn die Galli riesen gereizt und mit schriller Stimme:

„So wie du keine Frau bist, Mannweib aus der Arena, Gladiator, Mirmille ohne dies, aber mit dem . . .“

Mit obszöner Gebärde deuteten sie an, was Nigrina als Mann fehle und was sie als Weib im Überfluß besitze. Rings um sie her schrien und johlten die Gäste und ahmten die Gebärden der Galli nach. Nigrina und Fabulla lachten ebenfalls. Der weibliche Gladiator fühlte sich nicht gekränkt. Denn sie rief aus:

„He, Archigallus, Bettelpriester, komm her!“

Sie wies gebieterisch. Sie wies so, wie eine Patrizierin weist, und der riesengroße Archigallus, der dem Befehl der hohen Frau instinktiv gehorchte, bahnte sich einen Weg zwischen den Bänken, den Tischen, den Gästen hindurch. Als er näher gekommen war, fragte er unterwürfig, doch zugleich ironisch mit seiner tiefen Stimme:

„Was steht Euch, Amazone, der niemals Herkules den Gürtel rauben möge, zu Diensten?“

„Seid ihr aus Rom?“ fragte Nigrina.

„Aus Neapel, Hippolyte,“ antwortete scherzend der Archigallus. „Wir sind gekommen, um dem Fest unserer Göttin beizuwohnen.“

„Neapel!“ wiederholte Fabulla schmachtend. „Erinnerst du dich noch, als wir zusammen in Neapel waren zur Zeit der Floralia, und dort nackt auf den Plätzen tanzten?“

„Da nimm!“ rief Nigrina, während sie dem Erzpriester der Nybele ein Geldstück zuwarf. „Zeig uns die Göttin, aber schnell!“

„Mit Freuden, mit Freuden, edle Frau!“ beeilte sich der Erzpriester zu erwidern, während er den Galli durch eine Gebärde gebot, die Göttin herbeizuschaffen.

Zwei Galli griffen nach dem kleinen Schrein, der auf dem Brette stand. Aber bei ihren trunkenen Bewegungen stießen sie eine oberhalb des Brettes befindliche Luke auf, die sich polternd öffnete. Im gleichen Augenblick kam aus der Luke ein Felskopf zum Vorschein — der Kopf ihres Fels, der in dem Stall der Taberne eingestellt war — und rief hungrig:

„Si-ha.“

Die Gäste brüllten und johlten, die Galli stießen den Felskopf zurück, schlossen die Luke mit einem Ruck und brachten den

Schrein. Er war umhüllt von einem schmutzigen, noch vom Regen triefenden Schleier mit silbern glitzernder, zerrissener und besudelter Einfassung. Sie lüfteten den Schleier behutsam, als sei auch er ein Heiligtum, öffneten die kleine Thür des einstmalz vergoldeten Tabernakels und stellten zur Schau die Mutter der Götter: ein kunstloses Bildnis der Rhea mit der Mauerkrone über den grobgeschnittenen Zügen.

„Wenn Ihr, edle Frau,“ sprach mit tiefer Stimme der Archigallus, der riesengroß vor den beiden Frauen stand, „dieses heilige Bildnis, das geschnitten ward nach dem urheiligen Bildnis von Pessinus, küßt, so werdet Ihr in der Arena unverletzbar sein.“

„Wahrhaftig?“ fragte Nigrina, in flüchtigem Aberglauben befangen.

Die Galli, die den weitgeöffneten Schrein in den Händen hielten und die Göttin zeigten, sangen mit ihren hohen, schrillen Falsettstimmen:

Heilig die Mutter der Götter!  
Aus Pessinus kam sie nach Rom,  
Und ihre Barke blieb bei Ostia stecken  
In der Versandung der Tiber.  
Heilig die Mutter der Götter!  
Die große Göttin!  
Claudia, die Vestalin,  
Der Unzucht beschuldigt,  
Tat ihre Unschuld dar, —  
Heilig die Mutter der Götter!  
Als sie an ihrem Schleier die Barke  
Schleppte die Tiber hinauf.  
Heilig die große Göttin!

Drüben in ihrem Winkel hatten sich die übrigen Galli erhoben und wanden ihre Hüften nach dem Rhythmus des Liedes, ohne daß ihre Füße von der Stelle wichen, und riefen im Takt und schrill mitten hinein in die Hymne:

„Attis! Attis!“

So riefen sie den Geliebten der Göttermutter an und rasselten dazu mit ihren Tympana, und alle Trinker in der Taberne klatschten in die Hände und sangen:

„Attis! Attis!“

„Hi-ha!“ iachte plötzlich wieder der Esel, der aus der Luke zum Vorschein kam, die er nun von seinem Stall aus aufstieß. Wie er in dem dichten Qualm so plötzlich gleich einer Erscheinung sichtbar ward mit den großen Zähnen und den weit geöffneten Nüstern, schrien die Gäste wieder laut auf und ahmten lachend seinen Ruf nach:

„Hi-ha! Hi-ha!“

„Attis! Attis!“ schrien mit stets höherer Stimme die Bettelpriester und klapperten mit ihren Tamburinen, während die beiden Galli mit dem Schrein schrill schrien:

„Heilig die große Göttin!“

Nigrina neigte sich über den Schrein, und der Archigallus breitete ihr den schmutzigen Schleier über den Kopf. Unter dem Schleier küßte Nigrina das Bildnis lange und inbrünstig, gleich als wolle sie eine schirmende Heiligkeit in sich aufnehmen. Darauf schlossen die Galli den Schrein, den sie immerfort so gehalten hatten, daß die Matrosen und die Dirnen, die ebenfalls unentgeltlich schauen wollten, das Bildnis nicht hatten sehen können. Der Archigallus breitete den Schleier von neuem über den Schrein. Denn Fabulla ekelte sich vor dem Bildnis und zog es vor, es lieber nicht zu küssen, wenn es auch vor allem Mißgeschick schützen sollte.

„Wieviel?“ fragte Nigrina.

„Drei Denare!“ sprach mit tiefer Baßstimme der Archigallus, während er zu Fabulla gewandt hinzufügte:

„Wollt Ihr nicht einen heiligen Nabel kaufen, schöne Blonde, einen heiligen Nabel, geschnitten aus Goldstein, einem schönen Stein, der sich an Kette oder Gürtel tragen läßt?“

Er winkte. Ein anderer Kybelepriester brachte eine kleine Lade in der die Amulette verwahrt wurden, und zeigte sie.

„Geschnitten nach dem heiligen Nabel der Mutter der Götter, der aus dem Himmel gefallen und mit Juwelen verziert in ihrem Tempel aufbewahrt wird.“

„Wieviel?“ fragten die beiden Frauen. Sie waren jetzt begehrt geworden, und jeder wählte einen Nabel aus.

„Fünf Denare das Stück!“ sagte der Archigallus und fügte sofort hinzu, der Preis sei nicht zu hoch.

Die Frauen kauften die Amulette. Nigrina wollte bezahlen und suchte in ihrem Busen nach ihrer Börse. Dort in jenem

Winkel fangen die Galli noch immer, während die Tamburine rasselten und die Schellentrommeln klirrten. Über den Köpfen der Gäste lag sichtbar der dicke Qualm. Es war wie ein beweglicher Dunst, in dem um die Säulen herum die rötlichen und gelblichen Flämmchen der fettriefenden Lampennäpfe flackerten. Alle Umrisse waren verschwommen. Die Körper flossen in der schwankenden Undeutlichkeit zu gestalt- und farblosen Lieblosungen zusammen, die durch die Fülle und die Mannigfaltigkeit und die Fahlheit des unbestimmten Ganzen nicht auffielen, und die Nilus, der an seinem Schanktisch beschäftigt war, daher ruhig dulden konnte. Seine Mutter blieb von allem unberührt und hatte für nichts anderes Sinn und Blick als für das Nachzählen der kleinen Kugeln in den Schälchen ihres Rechenbrettes, wo sie wie Marmeln klapperten.

„Es ist voll!“ rief Nilus zur Tür, die sich wiederum öffnete.

Durch den klatschenden Regen, der seine feuchten Dämpfe herein sandte, drängten sich drei, vier robuste Männer.

„Es ist voll und kein Platz mehr für Kerle, wie ihr seid!“

Allein die Neuangekommenen kümmerten sich nicht darum. Alle erkannten in ihnen Gladiatoren vom Kolosseum.

„Dämchen, deine Waffenbrüder!“ riefen die Galli mit schriller Stimme, während sie den Gladiatoren Ruffhände zuwarfen.

Die Männer waren in dicke, braune, schmutzige und triefend-nasse Abollae gehüllt, aus deren Falten die Wasserstrahlen wie aus Rinnen herabsickerten. Wüst, stark und roh drängten sie sich durch die Tische und Bänke hindurch. Die Trinkenden fluchten, sie fluchten ebenfalls.

„Mach ein wenig Platz, Waffenschwester!“ rief einer von ihnen. Nigrina rückte bereitwillig ein wenig zur Seite, und die Gladiatoren ließen sich neben den Frauen nieder, schlugen mit den breiten Fäusten auf den Tisch und schrien nach Wein. Die Galli riefen spöttisch von drüben:

„Thraler, Thraeces, oder was ihr sonst sein mögt, Fechter mit Reß und Dreizack! Rührt Fabulla nicht an! Hört ihr? Sonst wird Nigrina eifersüchtig.“

„Hi-ha!“ rief der Eselskopf bestätigend. Aber im gleichen Augenblick wurde ihm auch schon die Luke auf sein aufgesperrtes Maul geschlagen.

Alle lachten trunken. Sie bewarfen sich gegenseitig mit Wurstschalen, Zwiebeln, abgenagten Artischocken, ausgefogenen Spar-

geln. Nilus sah ein, daß sich die Ordnung nicht mehr handhaben ließ, wemgleich es eine Schande war, daß sich seine Gäste unter den Blicken der Isis derartig aufführten.

„Wir machen heute abend gute Geschäfte, mein Sohn,“ sagte die dicke Alexandrinerin, während sie begütigend die Achseln zuckte und die Rechenfingeln unaufhörlich durch die fetten Finger gleiten ließ.

Zwischen Nigrina und Fabulla, sowie in dem Kreise der neu-angekommenen Gladiatoren schien bereits Uneinigkeit zu herrschen. Denn Nigrina hatte sich erhoben und brüllte mit ihrer vorsätzlich tiefen Stimme einem sehr jungen Schwertfechter, den seine Kameraden Colossofos nannten, etwas zu. Es war ein bartloser, blonder Jüngling. Seine Augen waren groß, blau und unschuldig, seine Büge eben und regelmäßig, Brauen und Nase schön gezeichnet wie die eines griechischen Kopfes, und dieser schöne blonde Jünglingskopf ruhte auf einem herkulischen, doch zugleich vollkommen ebenmäßig gebauten, muskelstarken Körper, der halb zum Vorschein kam aus der braunledernen Tunika, die seine breiten Knie und die umschnürten Waden freiließ, nun, da die nasse, weite Abolla ihm heruntergeglitten war. Er hatte sogleich Fabulla in seine Arme geschlossen, deren Muskeln bei jeder Bewegung spielten — sie hatte sich, lachend, kaum gewehrt — und sie dann mit einem Ruck auf seine Knie gezogen. Aus diesem Grunde hatte Nigrina entrüstet und von keinerlei Scheu vor ihren Waffenbrüdern befangen ihm zugebrüllt, er solle ihre Freundin loslassen.

„Weißt du, wo Fabulla wohnt?“ fragte der Dieb den entlaufenen Sklaven.

„Fabulla wohnt im Palatium!“ antwortete der Sklave. „Aber Nigrinas Wohnung liegt in der Carinae.“

„Sollte dort etwas zu machen sein?“

Die beiden Männer steckten die Köpfe dicht zusammen und flüsterten. Neben ihnen summten die Christen mit halblauter Stimme einen frommen Gesang, der sich in dem Schreien, Schelten und Johlen der Galli und in dem ironischen Lachen des Esels hinter der Luke verlor.

Inzwischen glaubte Fabulla ihre Freundin beruhigen zu müssen, aber als Nigrina sogar handgemein ward mit zwei der Thraeces, die scherzend die erbohte Waffenschwester bekämpften, so daß die Krüge und die Becher vom Tische rollten und zer-

brachen und Nilus entrüstet die Sklaven herbeirief, ließ sich Fabulla, dicht an Colossofos geschmiegt, von ihm umarmen.

„Wie alt bist du?“ fragte die Nichte der Kaiserin Domitia, auf den Knien des großen Jünglings sitzend.

„Zwanzig Jahre, bei Juno Lucina, die meiner Mutter gnädig war bei meiner Geburt und ihr einen derben Jungen zum Sohne gab.“

„Komm morgen“, flüsterte Fabulla „zur Zeit des Sonnenunterganges zum Septizonium!“

Colossofos versprach es, und Fabulla rief Nigrina, die nicht mehr wütend war, weil die Thraeces sie lachend bezwungen, aber dennoch respektiert hatten, während sie auf ihre Rechnung neuen Wein bestellten, zu:

„Nigrina, ich kann nicht anders sitzen als auf seinem Schoß. Anderswo ist kein Platz mehr.“

„Kein Platz mehr,“ bestätigte Colossofos, während er Fabulla fester an sich drückte.

„Nein, nein, nein!“ schrie Nilus außer sich in der Richtung der Thür. „Es ist kein Platz mehr, ich habe nichts mehr: keinen Stuhl und keine Bank, keinen Wein und kein Brot!“

Wiederum hatte sich nämlich die Thür geöffnet, und in dem noch immer herabströmenden Regen wurde ein Mann sichtbar mit einem großen Reifehut, in einem langen Mantel, ein Mann von einem gewissen Ansehen. Hinter ihm erblickte man unzählige andere begehrlische Gesichter. Der Mann mit dem Hut bat noch einmal höflich, aber zugleich sehr entschieden um gastliche Aufnahme. Er wünschte mit allen, die ihn begleiteten, das Nachtmahl einzunehmen.

„Nein, nein, nein!“ wiederholte Nilus bestimmt und blickte um sich. Verzweiflungsvoll wies er ringsumher, um zu zeigen, daß es unmöglich sei. Auch die Gladiatoren und Matrosen riefen:

„Es wird nicht gehen.“

„Gewiß, es wird nicht gehen, werter Herr!“ fuhr Nilus fort, nun zu dem Fremden gewandt. „Ihr seht, daß es nicht geht. Nein, nein, es geht nicht! Laßt's Euch gutgehen! Gute Nacht!“

Mit der Hand winkend complimentierte er sie zur Thür hinaus.

Allein der Mann mit dem Hute machte einen Schritt auf ihn zu. Höflich lüftete er den Breitrandigen, von dem das Wasser heruntersickerte, und sprach:

„Herr Caupo, ich bin Lavinius Gabinius, der Dominus Gregis, der mit seiner Greg heute abend in Rom eingetroffen ist. Ich habe dem höchst ehrenvollen Ersuchen des Prätors und der Aedilen, während der Megalesia Schauspielfeststellungen zu veranstalten, Folge gegeben und, obwohl ich mit meinen Komödianten schon ein Unterkommen gefunden habe, wäre es mir doch sehr erwünscht, etwas zu essen und zu trinken zu erhalten. Denn wir alle sind vor Hunger und Durst völlig erschöpft. Solltet Ihr wahrlich nichts für uns haben, Herr Caupo? Ich will es reichlich bezahlen. Denn die hohen Aedilen haben mir gnädiglich einen Vorschuß vergönnt.“

Höflich blieb Lavinius Gabinius stehen mit dem Breitrandigen in der Hand.

„Die Komödianten! Die Komödianten!“ Der Ruf durchbrauste das Stimmengewirr in der Kneipe des Nilus. „Die Komödianten, die während des Festes der großen Göttin Vorstellungen veranstalten werden!“

Die Neugierde war allgemein. Aller Augen richteten sich auf die immer noch geöffnete Thür, vor der mehr und mehr Gesichter sich drängten in der regenüberströmten Gasse. Auch Nilus, der anfangs außer sich gewesen ob des ungewohnten Lärms, war sogleich besänftigt und rief:

„So tretet doch ein, Lavinius Gabinius, tretet ein mit eurer Caterba, mit der gesamten Truppe! Tretet näher, Dominus Gregis! Es wird sich schon ein Plätzchen finden.“

„Wir sind unser sechsundzwanzig!“ sprach der Dominus erläuternd, während er wie ein Feldherr um sich blickte.

„Tretet nur alle sechsundzwanzig näher! Es wird sich schon noch ein Brötchen, eine Wurst, eine Zwiebel finden. Wir haben sogar noch Wurst aus Lukanien, und es ist noch junger Kohl da, in Lasepicium geschmort, und frischer Käse aus Trebula, und Honig von Hybla, und Feigen aus Kampanien. Wein ist immer da.“

Nilus winkte, während er diese Kostbarkeiten aufzählte, dem Dominus und der ganzen Caterba zu, sie möchten näher treten, und sie kamen einer nach dem andern.

„Wir sind unser sechsundzwanzig!“ wiederholte der Dominus und überblickte die Schar seiner Komödianten, die allmählich näher kamen und auf den Bänken und Stühlen vor den Tafeln Platz nahmen, auf denen der Momentaner rot floß.

Nilus war ihnen entgegengegangen.

„Wo habt ihr Unterkunft gefunden, Lavinius Gabinus?“ fragte er voller Anteilnahme.

„In fünf, sechs, sieben Räumen hoch oben im fünften Stockwerk eines sehr hohen Hauses hinter der Subura in dem neuen Viertel, Herr Caupo!“ antwortete der Dominus. „Aber gestattet mir nun zunächst, daß ich meine Sklaven zähle! Man weiß nie, ob nicht einer von ihnen entwischt ist. Sechszundzwanzig müssen es sein.“

„He, ihr lieben Gäste, wollt ihr nicht ein wenig Platz machen?“ rief Nilus durch den Raum. „Denn Lavinius Gabinus kommt mit seiner Caterva. Es sind ihrer nicht weniger als sechszundzwanzig.“

„Sechszundzwanzig!“ Dieser Ruf tönte durch den Qualm und den Brodem des Raumes. „Sechszundzwanzig! Welche große Truppe!“

Währenddessen zählte der Dominus seine Komödianten, die seine Sklaven waren.

„Zwei Senex, Vertreter des Faches der Alten Männer!“ sagte Lavinius zählend und dann zu Nilus:

„Aber der eine ist ein Freigelassener. Seht euch! Zwei Adolescentes! Kommt herein, kommt herein! Sind Cäcilius und Cäcilianus wieder zurückgeblieben? Wo mögen sie nur stecken? Zwei Parasiten, Vertreter des Faches der Intriganten! Ja, Herr Caupo, ich habe eine vollständige Truppe. Zwei junge Leute für die Rollen der Matronen. He, spudet euch ein wenig! Sind Cäcilius und Cäcilianus wieder nicht da?“

Der Dominus zählte mit schulmeisterlich erhobenem Finger, ob seine sechszundzwanzig hungrigen und durstigen Komödianten auch wirklich eintraten. Sie kamen bestimmten Rangstufen entsprechend: die größten Rollen zuerst. Nach den Senex und Adolescentes, Parasiten und Matronen — wo nur Cäcilius und Cäcilianus blieben? — kamen die zwei großen Sklavenrollen und die zwei kleineren Sklavenrollen, zwei Venones, zwei Lenae, Bordellwirt und -wirtin, vier kleinere Rollen, sowohl Männer wie Knaben. Dann die Mimusrollen, Tänzer, Sänger, Flötenspieler. Dann die Maschinisten und die Bühnenarbeiter.

„Sie sind alle da!“ rief Gabinus. „Nur Cäcilius und Cäci-

lianuz nicht, meine Zwillinge, welche die ersten Frauenrollen spielen. Beim Apollo und Bacchus! Wo stecken sie nur?"

„Wahrscheinlich sind sie für immer auf und davon, Dominus!“ neckte der erste Senex, wütend und hämisch. Er war, obwohl er die Rollen der Alten spielte, ein junger Mann, aber seine Stimme eignete sich ausschließlich für die Senexrollen, und auch im täglichen Leben konnte er nur mit seiner Senexstimme sprechen. „Eure schönen, unvergleichlichen Weibkerlchen sind durchgebrannt.“

„Nein, Dominus!“ sagte spöttisch der erste Parasit, der sich angewöhnt hatte, auch im täglichen Leben geistreich zu sein. „Fürchtet nichts! Eure schönen Zwillinge werden nicht zum zweitenmal gestohlen werden.“

Die ganze Caterva belachte den Scherz, aus dem hervorging, daß der Dominus selbst vor vielen Jahren die schönen Zwillinge gestohlen haben mochte. Allein Gabinius zuckte verächtlich die Achseln. Waren ihm doch die Zwillinge als ganz kleine Bübchen von ihrer Mutter in optima forma überlassen worden.

Inzwischen hatten vierundzwanzig Komödianten den bereits vollen Raum noch weiter überfüllt. Doch überall machten die Gäste Platz, auf einer Bank, auf einem Kuhlager, auf einem Stuhl, an der Ecke eines Tisches. Nilus selber half den Sklaven, und die Sklaven wiederum halfen den Küchenklaven. In der Tat wurden die neuen Portionen vorgesetzt, reichlich, dampfend, wie sie von dem frisch geschürten Feuer gekommen, das nun hinten in der Küche von neuem prasselte: Picenumbrötchen.

„Wie Schwämmchen!“ priesen die hungrigen Komödianten im Chor. „Die fetten Würste von Lukanien und der köstliche Kohl in Aserpicium geschmort!“

„Man hat mir nicht zubielen von Eurer Küche erzählt, Herr Caupo!“ sprach Gabinius anerkennend.

Nilus lächelte. Er trug in beiden Armen eine sich unten verjüngende Amphora, die er über die irdenen Becher neigte, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Krüge erst zu füllen. Der Wein ergoß sich über den Tisch.

„Auf solche Weise kann ich nicht rechnen, mein Sohn!“ rief die Alexandrinerin mit wilden Augen und keuchendem Busen, über ihr Rechenbrett gebeugt, auf dem sich ihre Finger in den Kugeln verwirrten.

Nilus winkte ihr zu: Es komme nicht darauf an, sie brauche nicht so genau zu rechnen, wenn die ganze Caterva zum Nachtmahl erscheine, und natürlich auch an allen andern Tagen während der Megalesia.

„Herr Caupo,“ rief der Parasit fein, „gießt mir den Wein lieber in den Mund als in den Schoß!“

Ringsum lachten die Gäste laut auf.

„Er bleibt in seiner Rolle. Er will lieber saufen als ersaufen.“

„Erst im Regen, jetzt im Wein.“

Der Parasit lächelte, weil man ihn anerkannt hatte und nippte an seinem Becher. Denn er war sehr mäßig.

Die Galli umringten die neuen Gäste.

„Wollt ihr nicht kleine Nabel kaufen, Chrysopras-Nabel der großen Göttin? Ihr werdet Erfolg haben, wenn ihr sie kauft. Wollt ihr nicht die große Göttin küssen unter ihrem Schleier in ihrem Schrein? Ihr werdet dann niemals ein Wort eurer Rolle vergessen, werdet folglich niemals gezeißelt, und dann vermögt ihr euer Diverbium allzeit fein sauber zu sprechen nach dem Rhythmus der Flötenmusik. Flötenspieler, küsse doch diese Göttin, kauf' doch einen Nabel! Dann wirst du so rein spielen, als hätten die Musen selber es dich gelehrt.“

Allein die Galli machten mit ihrer großen Göttin keinerlei Eindruck auf die Komödianten. Sie waren zu skeptisch geworden durch das Leben, das sie zur Philosophie erzog, sie alle, diese Sklaven, die zugleich Künstler waren, um noch an Amulette zu glauben oder an die Göttin einer schmutzigen Bande von Bettelpriestern, die von den besseren Bürgern mindestens ebenso verachtet wurde wie sie selbst, die Histriones waren. Sie waren sich ihres Unwertes als Menschen viel zu sehr bewußt, empfanden viel zu stark sowohl ihre Minderwertigkeit als lebende Geschöpfe wie auch die Unvermeidlichkeit ihres Schicksals, um auch nur noch einen einzigen As für die zweifelhaften Künste einer Göttin zu opfern, die, unter einem schmutzigen Schleier verborgen, in einem kleinen Schrein in einer Taberne auf einem Wandbrett stand in unmittelbarer Nähe der Stalluke, durch die sich immerfort ein iahender Felskopf streckte. Sie scherzten mit den Galli ironisch, satirisch, beinahe ein wenig rhetorisch und erinnerten sich einiger Sätze aus ihren Palliatae, ihrer im griechischen Kostüm dargestellten Lustspiele des Plautus und Terenz. Dabei zeigten sie eine seltsame Mischung von sklavischer Unterwürfigkeit

unter ihren Dominus Gregis, unter die Gesellschaftsordnung und das Schicksal und anderseits einen gewissen heimlichen Stolz, Künstler zu sein und literarisch gebildet und die feineren Nuancen in den Spielen beurteilen zu können, in den Versen und der Metrik, in den Geheimnissen der Mimik und des Vortrages, des gesprochenen sowohl, als auch des gesungenen, mit der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Kunst, wie sie sie studiert hatten viele Jahre lang, während der Stock stets drohend über ihrem Sklavenrücken geschwungen ward. Hatten einige von ihnen dann eine kleinere Summe zusammengespart, so daß sie sich von Dominus hätten loskaufen und frei sein können, so gebot ihnen doch ihr Interesse, den Dominus nicht zu verlassen. Als Freigelassene besaßen sie einen gewissen Vorrang vor den Sklavenkünstlern, spielten sie schon um ihrer höheren Kunst willen, die ihnen gestattet hatte, sich freizukaufen, die erste Rolle und verdienten etwas mehr Geld, als der Dominus den andern zu zahlen pflegte. Der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber blieben sie indes, ob Sklaven oder Freigelassene, die verachteten Histriones, die keine bürgerlichen Rechte besaßen, die verspotteten Belustiger der Menge, Hanswürste, die von dem Publikum, das doch stets herbeiströmte, um sie zu sehen und zu hören, verachtet und auf dem Forum und auf der Straße ausgepiffen und mit Schmutz beworfen wurden, Glende, die einen verachteten Beruf ausübten und noch mehr verachtet waren als der Ladenbesitzer, doch nicht ganz so verachtet wie der Henker. Kaum hatten sie den Mut, sich außerhalb ihrer Berufstätigkeit zu zeigen, fern von den Brettern, auf denen sie sich zur Schau stellten und wo sie die Launen des Publikums erdulden mußten, während doch die Besten unter ihnen im Innern etwas wie einen geheimen Stolz auf ihre Künstlerschaft empfanden, weil sie die Jahrhunderte alten Komödien des Plautus und Terenz darstellen durften.

In der Taberne des Nilus wurden sie nicht verachtet, sondern brüderlich empfangen und willkommen geheißen. Warum auch nicht? War doch Nilus selbst ein Fremder und ein Caupo, also ebenfalls ein verachteter Gewerbetreibender! War doch unter diesen Säufern kaum ein geachteter römischer Bürger zu finden! Waren dies nicht alles verachtete Geschöpfe: diese Gladiatoren, diese Matrosen, dieses ganze namenlose Volk von Suburbesuchern, diese Diebe, diese entlaufenen Sklaven, diese Christen, diese unheilvolle Gruppe dort drüben: ein Henker zwischen seinen

beiden Geißelklaven und den Leichenträgern, die sich zu ihnen gesellt hatten? Finster schauten sie über ihre Becher hinweg, meist schweigend, während sie nur ab und zu ein leises Wort flüsternten zwischen den rauhen Stoppelbärten und ihre verwitterten Köpfe in dem Qualm des fetten Küchen- und Lampenöls und dem Dunst der triefend nassen Kleider in unbestimmten Umrissen sichtbar waren. Hatten sie und ihresgleichen etwa das Recht, Komödianten zu verachten? Nein, sie fühlten sich eins mit ihnen, sie räumten ihnen einen Platz ein, sie reichten ihnen ihre Becher, nun, da Nilus ihrer zu wenig hatte. Die Komödianten, deren Hochmut einen rein intellektuellen Charakter trug, gingen sogleich auf diese Verbrüderung ein, fühlten sich heimisch in der Freiheit, die Herumschwärmern eigen ist, machten lustige Wortspiele, scherzten sogar mit den Galli, die von den andern fast ausnahmslos unwirsch zurückgestoßen wurden. Denn die Galli waren unbequeme, aufdringliche Bettelpriester. Allein die Komödianten bildeten ein geselliges Völkchen und kamen ja auch zum Spielen, um all dies Volk, das sie von der höchsten Galerie aus sehen würde, zu belustigen.

„Ist es sehr hochtrabend, was ihr aufführen werdet, Abulescens?“ fragte einer der Matrosen aus Ostia den Darsteller der ersten Jünglingsrolle, während er Fabulla über die weiße, kugelrunde Schulter des Colossores hinweg zublinzelte. Denn der Abulescens, der sich auf seine Jünglingszüge, die er nur selten hinter einer Maske verbarg, sehr viel einbildete, prokte mit der Gunst der Frauen und schaffte sich daraus eine Nebeneinnahme in der Hoffnung, sich einstmals loskaufen zu können.

„Nein!“ erwiderte der Abulescens gutmütig, während er immerfort selbstgefällig zu Fabulla hinüberblinzelte, die von diesen Blicken sehr belustigt schien, trotzdem aber den Arm unablässig um den säulenartigen Nacken des jungen Riesen geschlungen hielt. „Wahrscheinlich wird es Plautus sein. Die Menächmi oder vielleicht die Bacchides, und“, fügte er sich herabbeugend hinzu, „ihr werdet es alle sehr gut verstehen können. Denn der Prolog wird euch sofort einweihen.“

„Ja, ja!“ schrien die Matrosendirnen durcheinander. „Dann ist es auch leichter.“

„Ich kann nicht allem so gut folgen.“

„Ich habe immer am liebsten das, was zum Schlusse kommt. Dann tanzen und springen sie.“

„Jawohl!“ sagte der Abulescens selbstgenügsam und mit dem Hochmut eines Intellektuellen. „Solch ein Mimus als Nachspiel, solch ein Exodium ist immer recht hübsch wegen all der schönen Schaustellungen.“

Obwohl er einsah, daß seine weisen Worte hier schlecht angebracht waren, konnte er doch nicht umhin, während er immer noch zu Fabulla hinüberblinzelte, herablassend hinzuzufügen:

„Aber unsere Kunst, unsere Kunst des Sprechenden und Singenden Rezitierens, mit einem Worte gesagt, unsere Schauspielkunst, steht natürlich höher als all das Tanzen und Purzelbaumschlagen und Poffenreißen, wie es in den Exodia geschieht.“

„Kannst du denn solche Rolle ganz auswendig lernen?“ fragte der Matrose mit ängstlicher Miene.

„Natürlich!“ antwortete der Abulescens. „Man wird geprügelt, wenn man seine Rolle nicht kann oder wenn man stottert oder stecken bleibt, während sich ein Mimuspieler“ — seine Stimme klang nun verächtlich — „der nur tanzt und springt, immer zu helfen weiß.“

Der erste Mimuspieler überhörte seine Worte, während der Abulescens Fabulla gänzlich vergaß und seinen jugendlichen Liebhaberkopf fast völlig in einen braunen Napf voll warmer Binsensuppe vergrub, die er gierig schlürfte. Doch der Mimuspieler, der mit beiden Händen und mit den Lippen eine dicke Wurst bearbeitete, antwortete heftig, während seine bartlosen Wangen von Fett triefen:

„Als müßten wir nicht nach dem Rhythmus der Musik und der Flöten springen und tanzen, als würden wir nicht gepeitscht, wenn wir auch nur einen Augenblick aus dem Takte kommen! Das Publikum pfeift uns heftiger aus als euch, weil es unserm Tanze besser folgen kann als den Tausenden von Worten, die ihr ausspuckt, und die einfach unverständlich sind, wenn man nicht eine Maske mit einer breiten Schnauze umbindet wie du, edler Abulescens.“

„Mich verstehen sie immer sehr gut!“ schrie der Abulescens wütend, während er die Finger um den inzwischen geleerten Topf krampfte. „Das ist nur eine Frage des Artikulierens.“

„Unsinn!“ rief der Mimus. „Das Publikum versteht immer besser, wenn man eine Maske vorhat, weil der Mund der Maske wie ein Trichter den Klang verstärkt hinauspendet.“

„Wenn man als Abulescens edle Züge hat,“ rief der Liebhaber aus, „braucht man keine Maske.“

„Willst du etwa behaupten, du hättest edle Züge?“ rief grinsend der Mimus noch immer haßerfüllt aus. „Wenn du auf den Brettern stehst, hast du für die entferntesten Zuschauer geradezu ein Säuglingsgesicht.“

„Das ist, beim Pollux, nur eine Frage des Schminkens,“ gab der Abulescens scharf zurück.

„Jedenfalls wäre mir eine Maske lieber. Ich würde lieber ein Personatus sein, als daß ich mein eigenes Gesicht verschmierte mit Schwarz um die Augen und Rot um die Lippen, so wie du das tust.“

„Hi-ah!“ bestätigte der Esel.

„Bist du doch wie eine Maske aussehst.“

„So? Aber im allgemeinen habe ich doch einen sehr guten Kopf. Das gibt sogar der Dominus selber zu.“

„Maske bleibt Maske!“ beharrte der Mimus. „Wer sie trägt, bleibt wenigstens unkenntlich hinter der Maske und ist nicht dem Publikum preisgegeben wie ihr, die ihr allzeit kenntlich bleibt, was ihr auch auf euer Gesicht schmieren mögt.“

„Wir bleiben viel menschlicher, wenn wir keine hölzerne Maske tragen.“

„Ihr seid wie Dirnen mit eurer Schminke, beim Pollux!“

„Ich habe, beim Herkules, noch niemals eine Dirne gesehen, die wie ein Comoedus aussieht, denn wir schminken uns nicht jugendlich, sondern malen uns Runzeln. Ich spare wahrhaftig nicht mit der Farbe auf meinem Gesicht.“

„Hi-ha!“ machte der Esel.

„Eine Maske ist notwendig!“ rief wütend der junge Senex. Er selbst mußte immer mit einer Maske spielen.

„Ihr seid Cinaedi!“ schrie der Mimus mitten durch den Lärm hindurch.

„Nein, gerade ihr seid Cinaedi!“ brüllte der Abulescens rasend. „Ihr wiegt euch in den Hüften und benehmt euch wie obzöne Knaben, wie jene Galli dort. Aber wir bleiben Künstler, Künstler des Wortes, wir bleiben immer erhaben-komisch. Wir bieten nicht priapeische Genüsse feil, wie ihr es tut. Wir reizen nicht die niederen Instinkte des Publikums wie ihr mit euren Bodspringen. Ich kann von mir ruhig behaupten, daß ich nur

für schöne Frauen zu haben bin, während ihr jedem zu Willen seid."

Er lächelte verführerisch zu Fabulla hinüber.

„Zankt euch nicht, Freunde!“ rief Nilus dazwischen. „Eßt euch lieber den Bauch voll!“

Mit diesen Worten setzte er sowohl dem Mimus wie dem Abulescens eine mit Petaso gefüllte Schüssel vor: Schweinegacktes mit Püree und Eiern angerichtet.

„Beim großen Jupiter!“ rief der Abulescens jauchzend aus. „Herr Caupo, Ihr seid wert, daß wir Euch den ganzen Plautus vorspielen und hinterher auch noch den Terenz.“

Der Mimus sprach kein Wort. Vor Heißhunger stöhnte er wohl-lüftig, warf sich mit dem Mund über die Schüssel und schleckte sie aus.

„Was ist Terenz?“ fragte eine der Matrosendirnen.

„Wer Terenz ist?“ wiederholte der Abulescens und hielt den Mund weit auf vor Bewunderung darüber, daß ein Mensch, und sei es auch nur eine Dirne aus Ostia, die sich einen Tag herumtrieb mit Matrosen von einem dort eingelaufenen Getreideschiff, das von Agypten kam, um Rom Nahrung zuzuführen, so unwissend sein konnte. „Wer Terenz ist? Aber wie ist das nur möglich?“

„Sie ist ja nur eine einfache Dirne!“ sagte der Matrose, der das Auswendiglernen so sehr fürchtete. „Was weiß denn unsere Sila von all der Gelehrtheit? Sag' du uns jetzt einmal, du geheimer Abulescens, was, ich meine, wer Terenz ist.“

„Terenz ist ein berühmter Lustspieldichter,“ sagte der Abulescens erläuternd, „der vor etwas mehr als zweieinhalb Jahrhunderten gelebt hat und der gleich nach Plautus kommt, aber kein so großes Genie ist.“

„So?“ sprach langsam und verächtlich der feine erste Parasit, während er sich umwandte, einen langen, blauen Spargel in den Fingern. „Findest du Terenz weniger genial als Plautus? Beim Herkules, es ist das erstemal, daß ich das höre. Terenz, der sein Griechisch so vollendet beherrschte, der von so feinem Geiste war!“

„Beim Pollux, Plautus hat doch auch die griechischen Vorbilder nachgeahmt,“ gab der Abulescens beißend zurück.

„Terenz, dessen Sprache und Rhythmus so elegant sind!“

„Plautus ist, sowohl was seine Sprache, als auch seinen Rhythmus anbelangt, viel frischer, und der Aufbau seiner Komödien ist viel weniger systematisch. Terenz ist schon dekadent.“

„Noch schöner! Terenz, dessen Titel allein schon Gedichte sind, effektiv genug, um sie zu deklamieren. Wann hätte Plautus Titel gefunden wie ‚Andria‘, ‚Hechra‘ und namentlich . . .“

Der Parasit spitzte die Lippen und sprach, während er Daumen und Zeigefinger gegeneinander legte:

„Heautontimorumenos! Ist solch ein Titel allein nicht schon von geradezu äolischem Klang?“

Der Parasit sang, rezitierte, spielte das lange griechische Wort Silbe auf Silbe, den reich klingenden Titel des Spieles von dem „Selbstquäler“.

Darauf lehnte er — im Leben mäßig, obwohl er auf den Brettern den Vielspaß spielen mußte, — die zweite Portion Fleisch und Bohnen, die Nilus ihm anbot, dankend ab.

„Wie gelehrt sie jetzt werden!“ sagte Sila zu ihrem ägyptischen Matrosen. „Sie sind wie die Philosophen!“

„Sie sprechen griechisch,“ sagte der Matrose, der in Alexandria vielsprachig geworden war und den Titel des Heautontimorumenos beinahe verstanden, aber nicht begriffen hatte. „Aber du hast recht, beim Herkules, es sind gescheite Kerle.“

Inzwischen leisteten der selbstbewußte Abulescens und der feige Parasit weiter über die Vortrefflichkeit des Plautus und des Terenz, und die Christen murmelten einander zu:

„Dieses sündhafte Theater, meine Brüder!“

„Diese unsittlichen Darstellungen, immer Ehebruch!“

„Skaven, die ihre Herren betrügen, und Huren!“

„Bei Plautus und bei Terenz.“

„Niemals läuternd und erhebend, stets in den Schlamm der Niedrigkeit hinabziehend!“

„Müssen wir nicht gehen, Brüder? Hat nicht die Stunde geschlagen?“

„Da unser Bischof, der heilige Klemens . . .?“

„Ja, ja, uns erscheinen wird in den Katakomben zur Predigt?“

„Gehen wir, gehen wir!“

Sie erhoben sich. Alle sahen nun, daß sie Christen waren. Doch nichts Besonderes war an ihnen. Sie verrieten sich nur durch ihre Züge, durch ihre starren Augen und die fest zusammengekniffenen Lippen. Kaum, daß ihre groben Tuniken etwas dunkler waren als die der sie umringenden Heiden.

Sie gingen, und man blickte ihnen nach und verhöhnzte sie, als sie bei der Tür angekommen waren.

„Säuglings-Schlächter!“ schrien die Galli.

Der letzte der Christen wandte sich um, stand einen Augenblick still. Um seine festgeschlossenen Lippen erblühte plötzlich ein Lächeln strahlenden Mitleids.

„Nigrina!“ rief Fabulla, noch immer auf den Knien des Collosseros sitzend. „Wie schön sah der Christ aus, als er so lächelte!“

„Ich beunruhige mich sehr, Herr Caupo,“ sprach der Dominus besorgt. „Ich fange wirklich an, mich um Cäcilius und Caecilianus, meine beiden ersten Frauenrollen, zu ängstigen. Es sind sehr kostbare Kerlchen, und ich fürchte stets, sie zu verlieren. Es sind Zwillinge, Herr Caupo, etwa sechzehn Jahre alt. Ich habe sie in Syrakus gekauft, als sie kaum drei Jahre alt waren und habe sie jetzt gewiß schon dreizehn Jahre. Sie haben verschiedene Pädagogia besucht. Ich habe viel Geld an sie gewendet. Ich habe sie in allem unterrichten lassen: in der Rhetorik, in allen freien Künsten, in der Musik, im Tanz. Dafür sprechen sie jetzt auch ihre Rollen wie keine andern. Sie haben viel Talent, und es ist langsam gereift. Ich habe sie niemals geißeln lassen, ich fürchtete, ihre schönen Körper könnten verdorben werden. Ja, ja, ich habe sie sehr verwöhnt, und sie wissen ganz genau, daß sie sich manches herausnehmen dürfen. Sie laufen mir davon, bleiben stundenlang fort. Wie heute abend. Denkt Euch nur, Freund Caupo, wenn sie für immer weggelaufen wären oder geraubt! Knaben in diesem Alter, die so schön sind, werden hier in Rom hin und wieder geraubt. Hier ist alles so groß! Was hier verschwindet, findet man nicht leicht wieder. Mich überläuft es eiskalt bei dem Gedanken, daß sie vielleicht . . . Das wäre ein Verlust!“

„Wann habt Ihr sie zuletzt gesehen, Freund Dominus?“ fragte Nilus.

Der Dominus saß auf einem Schemel, wo ihn Nilus dicht vor dem Schanktisch hatte niedersetzen lassen. Auf seinen Knien hielt er einen tiefen Teller, der zu Anfang reichlich mit Suppe, dann mit Fleisch, Gemüse, Brot gefüllt war, und verzehrte jetzt einen Honigtuchen nach dem andern. Sein allzeit gefüllter Becher stand auf dem Schanktisch vor ihm.

„Soeben noch. Wenn ich nicht irre, sah ich sie, als wir unsere Kämmerchen in jenem Hause dort drüben gemietet hatten. Da mußte ich das Unterbringen unserer Kisten und Koffer überwachen, die gefüllt sind mit Requisite und Masken und Manuskripten und

die im Haus unten bei dem Sklavenhändler verwahrt werden. Ach, Freund Caupo, Ihr ahnt gar nicht, was für Arbeit es macht, solch eine große Grog von Neapel nach Rom zu bringen! Auf mir ruht alles: ich muß den Briefwechsel führen mit dem Prätor und den Abilen, ich muß darauf achten, daß in den Verträgen alles erwähnt wird, was erwähnt werden muß. Die Verträge sind nun alle unterzeichnet, aber ein Geld habe ich ausgegeben, um unsere Masken und Bühnenschuhe wieder aufzufrischen zu lassen, noch bevor ich der Sache sicher war! Die Abilen fingen dann an zu handeln, und die Reise von Neapel nach Rom ist gar weit, und bevor man wiederum Antwort hat, vergehen Tage und Wochen, mag die kaiserliche Post unter unserm gnädigen Kaiser Domitian auch noch so trefflich geregelt sein.“

„Hm, hm!“ brummte Nilus vielsagend mit einem Grinsen, wie eine Theatermaske, meinte der Dominus.

„Pst!“ flüsterte erschreckt Lavinius Gabinus. „Nicht brummen, nicht grinsen, Freund Caupo!“

Aus Angst trank er seinen soeben eingegossenen Momentaner in einem Zug aus.

„Denkt Euch nur, ich, der ich mit den Magistraten zu tun habe, sage immer: unser gnädiger Kaiser Domitian und alles, was kaiserlich ist, auch die Post, ist prächtig geregelt, jawohl, prächtig. Bedenkt doch, wenn ich etwas anderes sagte, würden die Angeber . . .“

„Hier sind keine!“ sagte Nilus prahlend.

„Sagt das nicht zu laut, Freund Caupo!“

„Von diesem Böllchen hier ist beim Kaiser nichts zu verkatzen.“

„Es könnte doch sein, daß gerade die Bornehmen, die sich als Dirnen und Gladiatoren verummern, Angeber sind.“

„Sie kommen schon wochenlang hierher. Es sind nur ein paar Weiber, die prickelnde Abwechslung suchen.“

„Ach so! Prickelnde Abwechslung, Freund Caupo! Ist das modern in Rom?“

„Wer weiß? Sie sind nicht moderner, als Messalina war. Sie sind der Bornehmheit müde und führen sich sonderbar auf. Sie suchen Liebhaber und Geliebte unter dem Volke, wenn sie von ihresgleichen genug haben. Sie sollten einmal von einem modernen Dramatiker an den Pranger gestellt werden! Ja, das sollten sie, Freund Dominus! Dann müßtet ihr die Satire aufführen lassen!“

„Ei was, modern, Freund Caupo! Echte Kunst ist nie modern. Von den modernen Schriftstellern wollen wir nichts wissen. Die haben nicht so viel Talent, Genie meine ich, wie Plautus und Terenz hatten, obwohl sie vor beinahe drei Jahrhunderten gelebt haben. Sogar für unsere Mimen suche ich am allerliebsten die antiksten aus, die lustigen Stücke des Livius Andronicus. Aber wo doch nur Cäcilius und Cäcilianus bleiben? Freund Caupo, mich verzehrt die Unruhe. Seit ich die Unterbringung der Koffer und Kisten überwachte, habe ich sie nicht mehr gesehen. Sind sie mir entwischt? Sind sie mir durchgebrannt? Was mögen sie jetzt treiben in dieser großen, unbekanntem Stadt? Wir haben schon öfter in Rom gespielt. Vor drei Jahren.“

„So, Freund Dominus, vor drei Jahren? Damals war ich noch in Alexandria.“

„Aber damals spielten die beiden noch nicht die ersten Frauenrollen. Damals traten sie nur ab und zu in einem Mimus auf. Sie tanzen auch schön. Aber ich meine, sie kennen Rom doch nicht und irren jetzt in dieser großen, dunklen Stadt umher. Wo mögen sie nur sein in diesem Augenblick?“

„Vielleicht heimgegangen, Freund Dominus.“

„Heimgegangen? Jawohl! Die sehen mir gerade so aus, als ob sie so früh und so ruhig heimgingen und noch dazu ohne Nachtmahl. Es sei denn, daß der oder jener ihnen eine Aufforderung ins Ohr geflüstert hat. Freund Caupo, wenn sie nicht zurückkehren, bin ich verloren. In drei Tagen muß ich spielen, und wenn ich sie nicht habe... Den Göttern Dank!“

Der Dominus hatte einen Schrei der Erleichterung und der Freude ausgestoßen. Die Tür hatte sich geöffnet. Es regnete nicht mehr. Durch die geöffnete Tür sah man in die enge Suburagasse, über der sich der Himmel dunkelblau wölbte, ein nächtlicher Streifen, von der Tür umrahmt. Es blitzen sogar zwei, drei Sterne auf. Die niedrigen Häuser zeigten ihr graues Dächer- und Mauergewirr dunkel und unheimlich unter diesem Nachtstreif oder erglommen in triefender Feuchtigkeit, beleuchtet von dem rötlichen Glanze der Laternen, die vor dem Hause des Taurus ihr Licht spendeten. Obwohl es schon spät in der Nacht war, saßen — von der Taberne aus waren sie sichtbar — drei, vier Frauen davor auf hohen Stühlen. Name, Preis und etwas über ihre besondere Eigenart war über ihrem Plaze derb angeschrieben und obszön gemalt. Sehnsüchtig schauten sie in die Taberne an den beiden

Knaben vorüber, die soeben die Thür geöffnet hatten. Sie schauten, ob niemand herauskomme und sahen zugleich, daß diese beiden blonden Knaben, in eine weite Abolla gehüllt, dort eintraten. Der Mantel umhüllte ihre mutwilligen Zwillingsgesichter. Die dort sitzenden Dirnen riefen etwas in die Taberne hinein, riefen sogar die blonden Knaben an. Doch diese kehrten den Dirnen ihre in einen Mantel gewickelten Rücken zu, während ihre Augen schalkhaft in das Innere der Taberne hineinschauten. Im Schatten des Mantels, der ihnen über die Köpfe hing, lugten ihre vier dunklen Gucker verschmigt in den Raum, dessen Qualm und Dunst sie zu durchdringen versuchten. Sie waren jung, frisch und blond, reizend im Glanz ihres kecken Lächelns, des Lächelns verderbter Knaben. Sie hielten sich in den Mantelfalten eng umschlungen, während sie auf der Schwelle zauderten.

„Also endlich!“ rief der Dominus, und die ganze Truppe wiederholte jauchzend, ironisch und ihren Herrn, um dessen Unruhe sie wohl wußten, neckend:

„Also endlich, endlich, Cäcilius und Cäcilianus!“

So daß all die Matrosen, die Dirnen, die Gladiatoren, die Galli, all diese dicht zusammengedrängten Gäste riefen, gleich als hätten sie die Neuangekommenen schon seit langem erwartet:

„Also endlich, endlich, Cäcilius und Cäcilianus!“

„Seid ihr nun endlich da, Cäcilius und Cäcilianus?“ rief der Dominus, während er sich erhob. Seine Stimme klang wie die eines unzufriedenen Feldherrn. „Wo habt ihr denn gesteckt?“

Cäcilius und Cäcilianus waren eingetreten. Die Thür fiel ins Schloß und verspernte den Ausblick auf die Gasse und die in abwartender Haltung vor der Thür des Taurus sitzenden Dirnen. Die Knaben gaben nicht sogleich Auskunft darüber, wo sie gewesen, antworteten mit einem Scherz, der in dem wirren Durcheinander unverständlich blieb, und legten ihren weiten Mantel ab. Aller Augen richteten sich auf sie. Ein jeder wußte, daß sie die ersten Frauenrollen spielten. Sie waren von gleicher Größe, nicht klein, sehr schlank, kindlich, aber dennoch hatten sie etwas an sich, das sogleich den jungen Histrion verriet: eine Ironie, eine Gewandtheit, eine Nichtsnutzigkeit und etwas gewissermaßen Herausforderndes, wiewohl sie Sklaven und verachtet waren. Keinerlei Verlegenheit zeigten diese Kinder der Bretter. Sie schienen sich überall sofort heimisch zu fühlen, diese Nomaden des mißachteten Berufs, die schon weit in der Welt umhergekommen waren.

Wochte es Canopus bei Alexandria oder Bajae bei Neapel oder die Subura in Rom sein, für sie blieb alles gleich. Reiche Villen, großartige Terrassen, die Taberne des Nilus, nichts konnte auf sie mehr großen Eindruck machen. Sie begannen sogleich mit Nilus zu scherzen, als hätten sie ihn schon jahrelang gekannt. Ungezogenen Kindern gleich tauchten sie ihre Finger in die Gerichte, um sie zu kosten.

„Hi-ha . . .“ Dieß sich wiederum der Esel vernehmen, und die Knaben ahmten ihn nach und wollten sich ausschütteln vor Lachen. Nachdem sie ihren Mantel abgelegt hatten, wunderte es ihre Mitspieler — sofern irgend etwas, was die Knaben betraf, sie noch wundern konnte —, daß sie nicht gleich allen andern ihre schmutzige, braune, durchnäßte Tunika trugen. Vielmehr trugen sie beide eine hellgelbe Tunika aus feiner Leinwand mit Stickerei an den Ärmeln und an dem Rande ihrer hellgelben Schuhe, die bis zu den Knien geschnürt waren und auf der Straße kaum feucht geworden zu sein schienen. Wo waren sie gewesen? Wo hatten sie Gelegenheit gehabt, sich umzukleiden? Warum waren ihre schönen Schuhe so unverfehrt? Stand ihnen in Rom sofort eine Sänfte zur Verfügung? Diese Fragen aus dem Munde des Senex, Abulescens, Parasiten, der Sklavenrollen und all der übrigen stürmten auf die beiden Knaben ein. Scherzend wiesen sie alles von sich genau so, wie sie Fliegen von sich abgewehrt hätten. Hatten sie ein Bad genommen, daß sie so erfrischt waren? Sie sprachen sich darüber nicht aus. Hi-ha! riefen sie dem Esel zu. Sie tanzten sogar einen Augenblick mit den Galli. Cäcilianus, der „Jüngste“ — denn er war der jüngere Zwilling — schlug mit der flachen Hand gegen die untere Seite des Schubfaches mit den Nabeln, die der Archigallus ihm anpreisend zeigte, und die kleinen Nabel schnellten empor und flogen hierhin und dorthin. Alle lachten, und der Archigallus flüchte. Fabulla und Nigrina winkten die Knaben voller Interesse zu sich heran, und es war ein tolles Stimmengewirr und ein wüstes Durcheinander um sie her.

„Wo kommt ihr her?“ fragte Nigrina, die breitbeinig dasaß und ihre Männerfaust auf den Tisch stützte.

„Aus dem Palast des Kaisers, edle Fechterin,“ antwortete Cäcilianus prahlerisch, worauf der Dominus, der sich sofort erhoben hatte, ihm erschreckt ins Ohr flüsterte:

„Nimm dich in acht! Die Patrizierin dort kommt aus dem Palast des Kaisers.“

„Castor!“ sagte Cäcilius fluchend, der es vornehmer fand, bei Castor als bei Pollux oder gar bei Herkules zu fluchen.

Fabulla, die Nichte der Kaiserin Domitia, blickte, noch immer auf den Knien des Colosseros sitzend, Cäcilius neugierig an. Allerlei Gedanken und ehrgeizige Wünsche jagten ihr durch den Kopf unter ihrer großen, blonden Dirnenperücke, Gedanken, ehrgeizige Wünsche, deren sie sich schon so oft bewußt geworden, seit Nigrina sogar mit Genehmigung des Kaisers Domitian, ihres Vetter's, Schwertfechterin geworden war. Das Leben war dumpf, ohne Erregung. Das Leben im Palatium war trübselig, seit Domitia, die Kaiserin, und Domitian, die einander stets feindlich gesinnt gewesen, sich nun haßten. Heitere Feste gab es nicht mehr. Dort hing stets eine düstere Atmosphäre, von Drohungen erfüllt, wenn der Kaiser sich plötzlich zeigte, nachdem er tagelang abwesend geblieben war und sich damit zerstreut hatte, Fliegen auf eine lange Nadel zu reihen. Fabulla, die jung war, und nach dem Leben schmachtete, langweilte sich in dieser lastenden Umgebung. Der Kaiser sah sich nicht mehr nach ihr um, nachdem eine Laune, die kaum zwei Nächte gewährt, verflogen war, ja, sprach nicht einmal mehr zu ihr. Domitia behandelte sie ab und zu wie eine Sklavin, Domitilla, des Kaisers Schwester, ebenfalls. Hätte sie Nigrina nicht gefunden und mit ihr die neue Erregung der Freundinnenleidenschaft, so würde sie nicht das geringste Lebensinteresse gehabt haben in diesem dumpfen, öden Dasein, das alle unaufhörlich mit der plötzlich drohenden Ungnade des Kaisers belastete. Die Subura, die Kneipen, die Bordelle, die Taberne des Nilus, das alles hatte ihr Nigrina offenbart. Sie hatte es ihr ermöglicht, daß sie das Leben des Volkes, des Geringsten aus nächster Nähe sah, daß sie sich vor aller Augen von einem jungen Gladiator umarmen ließ, weil es so eng war, daß Nigrina es wohl dulden mußte, daß sie auf den Knien des Colosseros saß. Alles dies ließ sie die unaufhörlich quälende Angst vergessen, daß eines Tages plötzlich die Henker des Domitian sie packen könnten ohne Grund, nur weil sie gelacht oder nicht gelacht habe. Hier vergaß sie, hier sah sie die Histriones in ihrer unmittelbaren Nähe ihre Suppe schlürfen. Ungeheuer interessant schienen sie ihr. Und dann der Ehrgeiz und alle die einer Patrizierin aus dem Hause der Flavii so seltsam fernem, entnerbenden Wünsche, die doch einzig das Leben lebenswert machten! Wenn Nigrina Schwertfechterin war, warum konnte sie, Fabulla, dann nicht als

Schauspielerin auftreten in einem Stück des Terenz oder des Plautus? Sie sang, sie deklamierte, sie beschäftigte sich mit all diesen Dingen, die eine Patrizierin niemals trieb, die sonst nur kostspielige Sklavinnen trieben. Solche Dinge weckten neues Interesse, feuerten seltsam ehrgeizige Wünsche in ihr an: daß die Menge in einem Theater ihr zujubeln, sie auspfeifen möge, sie, die Nichte der Domitia.

„Spielst du?“, fragte Fabulla den Cäcilius, „die ersten Frauenrollen, Kerlchen?“

„Du dienen!“ antwortete Cäcilius possierlich. „Ich und mein Brüderchen, wir stellen auf den Brettern ebenso schöne Meretrices dar, wie du eine bist in deinem durchsichtigen Gewand.“

„Von dem nicht zu reden, was sie sind, wenn sie nicht auf den Brettern stehen!“ rief der Senex, der die Knaben aus mehr als einem Grunde nicht leiden konnte.

„Erzähle!“ sagte Fabulla.

„Was denn, Schwesterchen?“ antwortete Cäcilius scherzend, frech und kindlich zugleich.

„Komm näher zu mir!“

„Es ist hier so voll. Ich kann nicht.“

„Komm nur zu mir auf mein anderes Knie!“ bot Colossoeros an.

Cäcilius drängte sich durch die Menge und nahm auf des Colossoeros anderm Knie Platz. Der junge Gladiator ließ die Frau und den Knaben wie Kinder auf seinem Schoße hopsen.

„Wie lange spielst du die Rollen schon?“

„Seit zweiundeinhalb Jahren, mit meinem Brüderchen.“

„Ist dies das erste Jahr, daß du in Rom auftrittst?“

„Ja. Aber wir sind in Alexandria und in Kleinasien aufgetreten. Überall gibt es Theater, sogar größere als hier in Rom.“

„Das Auswendiglernen ist wohl peinlich?“

„Jawohl, für den Rücken, wenn man stecken bleibt.“

Abwechselnd wippten sie auf des Colossoeros Knien hoch.

„Ei was!“ rief der Senex aus. „Das Kerlchen hat einen viel zu schönen Rücken, um jemals geprügelt zu werden.“

„Du bist alt vor der Zeit!“ rief Cäcilius, um den Senex zu ärgern, der, obwohl noch jung, niemals Adoleszens hatte sein dürfen.

„Hast du lange lernen müssen?“ fragte Fabulla voller Interesse.

„Ob wir lange lernen müssen, Schwesterchen! Erst tanzen, dann Musik.“

„Das kann ich auch.“

„Castor! Hast du die Sklavenschule besucht dort drüben im Palast, liebe Schwester?“ fragte Cäcilius die Patrizierin aus dem Hause der Flavii mit schalkhafter Neckerei.

„Was lernst du sonst noch?“

„Metrik. Was ein Senar ist und ein Septenar, und wie man Senare spricht und wie Septenare. Wie man einen ruhigen Satz spielen und sprechen muß und wie eine erregte Stelle. Dann noch vieles andere. Danke Caupo! Ich habe kein Verlangen mehr nach Suppe und Fleisch, aber ich möchte wohl noch einen von deinen Honigkuchen essen.“

Geziert dankte er für die Gerichte, die Nilus ihm selber brachte, als habe er bereits insgeheim und feiner zu Abend gegessen. Aber nachträglich knabberte er an den Honigkuchen, von denen er in jeder Hand einen hielt, während er an Fabullas Seite auf des Colofferos Knie schaukelte.

„Dominus!“ rief plötzlich Fabulla, während sie Lavinius Gabinus zu sich heranzwinkte. Nigrina hatte sich mit den Thraeces in die Methode vertieft, wie man das Schwert von der rechten in die linke Hand wirft, um dem Gegner den Fang zu geben, während der rechte Arm den Schild auffängt.

Lavinius Gabinus trat näher.

„Ist es durchaus notwendig, daß die Frauenrollen immer von Knaben gespielt werden?“ fragte Fabulla.

Lavinius war verstummt. Das war eine sehr gewichtige Frage. Die sollte er nun hier inmitten dieses unwissenden Publikums gemeinsam mit diesem nach Ungewöhnlichem lüsternden Weibe verhandeln, die auf dem Knie des Gladiators an der Seite des Cäcilius sich schaukelte.

„Domina!“ sagte er ausweichend.

„Ich bin keine Domina,“ gab Fabulla scharf zurück. „Du bist Dominus, aber ich gehöre nicht zum kaiserlichen Hause, so daß man mich Domina anreden mußte. Ich bin nur eine ganz gewöhnliche Dirne, was man dir auch von mir erzählen mag. Ich wurde wohl hin und wieder in den Palast entbeten. Denn ich bin die Schutzbefohlene von einer der Frauen des Kaisers. Das ist alles. Das übrige ist leeres Geschwätz.“

„So!“ sagte Dominus, der verstand, daß die Richte der Kaiserin Domitia hier so und nicht anders angesehen zu werden wünschte. „Natürlich, natürlich, ich verstehe schon.“

„So sage mir nun: Ist es durchaus notwendig, daß die Frauenrollen immer von Knaben gespielt werden?“

„Was fragte sie da?“ rief Cäcilianus, der mit den Galli getanzt hatte und sich nun hinter dem Rücken des Cäcilius an des Colosseros Knie schmiegte.

„Willst du auch hupfen?“ fragte Colosseros, während er zugleich das Brüderchen auf den Schoß des Brüderchens schob und nun drei auf seinem Schoße hatte. Aber alle drei waren so stark an den schwebenden Fragen interessiert, daß sie das Schaukeln unbewußt über sich ergehen ließen.

„Das ist eine sehr gewichtige Frage, Fabulla,“ sagte der Dominus, „die du mir da stellst. Eine sehr gewichtige Frage! Sie ist im Theaterleben schon seit hundert Jahren behandelt worden.“

„Natürlich!“ riefen Cäcilius und Cäcilianus, die Nebenbuhlerschaft witterten, fast gleichzeitig, während sie ihre feinen Köpfe gleich Mattern emporreckten. „Natürlich ist das durchaus notwendig.“

„Warum können Frauen diese Rollen nicht spielen?“

Der Dominus wollte antworten, aber Cäcilius und Cäcilianus riefen wirt durcheinander:

„Ihr Mädchen habt keine Stimmen, die unsern großen Theaterraum füllen könnten. Nein, ihr habt keine Stimmen, ihr seid auch viel zu klein für die klassische Komödie. Mit einem Wort, ihr Mädchen könnt es nicht. Auf den Brettern könnt ihr nur Flöte spielen oder tanzen, wie es Thymele tut.“

Sie waren beide sehr ärgerlich und schaukelten fast mechanisch auf den unermüdblichen Knien des jummenden Colosseros. Sie merkten nicht, daß sie alle drei wie Kinder sprangen auf dem Schoße dieses Eros, der ein Koloß war. Alle drei, zwei gegen einen, die beiden Knaben gegen die Frau, gerieten plötzlich in eine Feindseligkeit, während Cäcilianus noch immer naschmäulig genug war, den Honigkuchen dem Brüderchen aus dessen Hand langsam abzubrechen und ihn selber aufzuknabbern. Leidenschaftlich, als wollten sie die gewichtige Frage in diesem Augenblick lösen, flammte ihr verworrener Zwist auf. Fabulla behauptete, sie fühle in sich die Begabung, Frauenrollen zu spielen, und habe genug Stimme, um den am fernsten auf den höchsten Ringen sitzenden Zuhörern Senare und sogar Septenare verständlich zu machen. Die Knaben behaupteten, es sei unerhört,

ungeföhren, in Griechenland noch niemals dagewesen und jeglicher Tradition zuwider, ohne die das Theater zu einem Uuding werden müßte. War doch die Tradition alles in der klassischen Komödie! Mit weit geöffnetem Munde beugten sich die Matrosendirnen vor. Sie verstanden nicht, was dort verhandelt wurde. Sprach doch auch diese patrizische Dirne schon wie ein Philosoph!

„Möchtest du, Dominus,“ schrie Fabulla mitten durch die Beweisgründe der schon neidischen, furchtsamen, gekränkten, geringschätzig sprechenden Zwillinge, „es nicht einmal mit mir versuchen? Ich würde dir Geld dafür zahlen. Denn ich bin die Schutzbefohlene einer der Palastfrauen der Kaiserin.“

Jetzt gab es kein Halten mehr. Alle drei, die beiden Knaben und das junge Weib, hatten sich erhoben und standen einander gegenüber, während sie sich rasend Worte zuwarfen, die nicht mehr verständlich waren. Alle übrigen Komödianten sahen voller Interesse zu. War doch die Frage, ob Frauenrollen von Frauen gespielt werden könnten, ebenso gewichtig wie die Frage der Masken. Es gab solche, die dafür, und andere, die dagegen waren. Der *Abulescens* zum Beispiel und der *Parasit* waren für Knaben, weil echte Frauen zu sehr von der Kunst ablenken würden. Der *Senex* war entschieden gegen Knaben und gab dem Spiele von Frauen den Vorzug. Er war übrigens in jeder Beziehung und immer gegen diese Knaben, gegen diese kleinen Prahler, die es, mochten sie auch Sklaven sein, in jeder Weise viel besser hatten als er, obwohl er ein Freigelassener war. Er, der *Senex*, hatte bereits als ganz junger Sklave nur die *Senexrollen* spielen dürfen, und das wegen seiner tiefen, brummigen Stimme. Weil er ein guter *Senex* war, hatte sein *Dominus* ihn stets angemessen bezahlt, und so hatte er sich endlich freikaufen können. Aber in sich behielt er eine Bitterkeit, die in ihm erwacht war, weil er von seiner Jugend an *Alte-Männer-Rollen* hatte spielen müssen. Die grinsende Maske, dieses Uuding, das mehr einem Satyrkopf als dem Gesicht eines Mannes glich und hinter dem er schwißte und traurig war, hatte nicht nur seinen Kopf, sondern sein ganzes Leben bedrückt, hatte ihn eifersüchtig, neidisch und bitter gemacht. Er haßte seine Maske und war sich bewußt, daß er sich von ihr niemals werde befreien können. Zu der Maskenfrage sprach er sich daher aus Mißgunst gegen die Zwillinge für die Maske aus, während er seine eigentliche

Meinung verbarg und sehulichst hoffte, daß eines Tages alle Schauspieler ohne Ausnahme solch einen elenden, schweren Maskenkopf würden tragen müssen, auch der Adolescenz und der Spieler einer Frauenrolle. Was die Pösse von Atella in der Tat vom künstlerischen Standpunkt aus vertrat, das sagte der verbitterte, melancholische, neidische Senex vor Melancholie, Mißgunst und Bitterkeit. Aber die Frauenfrage! Gewiß, er war für Frauen, für maskierte weibliche Schauspielerinnen, und nicht für diese verderbten, schönen, blonden Knaben, die niemals Prügel erhalten hatten, die mir das taten, was ihnen paßte, die davonliefen und Abenteuer suchten und sich niemals zu maskieren brauchten.

Mitten in die Meinungen, die hier laut wurden, schleuderte er auch die seinige, erbarmungslos.

„Gewiß, Fabulla!“ rief er, „du würdest natürlich mit einer Maske viel besser meine Tochter spielen oder die Dirne, die ich alter Mann meinem Sohn abjage in einem Stücke des Plautus, als die dummen Jungen mit ihren geschminkten Gesichtern.“

Die Zwillinge schrien heftig zurück. Es war seltsam, aber diese vermutlich halb und halb als Patrizier geborenen Knaben, die indes schon von ihrer Kindheit an im Komödiantenfach groß geworden, waren ihrer Kunst zugetan. So sehr hingen sie an ihr, daß sie fast nur noch instinktiv fürchteten, es könne einmal eine Zeit kommen, in der Knaben wie sie die Frauenrollen nicht mehr spielen würden. Sie verteidigten ihr Gebiet. Sie ballten sogar ihre kleinen Fäuste, während ihre feinen Mädchenzüge sich vor Born röteten. Rings um sie her bewunderten die Gladiatoren sie lächelnd um ihres Mutes willen, und in der allgemeinen Verwirrung gelang es Nigrina, Fabulla von Colosferos wegzureißen.

Plötzlich hörte man draußen auf der Gasse ein Geräusch, ein Lärmen, ein Geschrei. Durch die Tür der Taberne, durch die sich Matrosen aus Ostia schoben, drang das Geschrei und das Lärmen herein. Es war vor dem Hause des Leno. Es war Taurus mit dem Stiernacken. Er stand da breit, gedrungen, robust inmitten seiner tobenden Frauen, seiner Sklaven-Heraus-schmeißer und dreier Gäste, die berauscht waren. Die drei Gäste schienen kein Geld mehr bei sich zu haben, nachdem sie an Flacca, Matta und Prisca ihre Schäferstündchen im voraus bezahlt

hatten. Die drei Dirnen rasten, weil sie keinen Trinkpfennig erhalten hatten, nachdem sie, wie sie behaupteten, mit den betrunkenen Kerle schwere Arbeit gehabt. Die Hausflaben zerrten die Kerle aus dem Bordell heraus und warfen sie in den Kinnstein, weil die Gasse so eng war. Die Mädchen brüllten nach Recht und schrien drohend, daß sie zu den Adilen gehen und ihr Geld verlangen würden. Die Gäste des Nilus blickten neugierig hinaus, neigten sich über die Kerle, die in dem Kinnstein zappelten, machten Wize und wollten sich ausschütten vor Lachen wegen dieser Händel. Die Dirnen kreischten, kläffende Hunde liefen herbei, andere Hunde antworteten bissig aus der Ferne. Im Stalle iachten die beiden Esel der Galli, die allzeit hungrigen, und andere, die sich bisher nicht hatten hören lassen, die des ägyptischen Wirtes.

Nilus stieß einen der Kerle, der über seiner Schwelle lag, noch tiefer in den Kinnstein hinein. Die Alexandrinerin saß vor ihrer Mechentafel und zählte hastig. Die Gäste eilten einer nach dem andern hinaus, um zu schauen.

„Ich schließe, Lavinius Gabinus,“ sagte Nilus. „Zwar läßt sich die Stadtwache niemals blicken, wenn in der Subura ein Auflauf ist, aber die Stunde hat doch schon längst geschlagen, und ich schließe. Geldstrafe ist unangenehm.“

„Da kann ich ein Wörtchen mitreden, Nilus,“ sagte der Dominus. „Ich habe einmal Buße bezahlen müssen, weil ich mit meiner Grex zu spät in Antiochia eintraf. Ihr Götter, wieviel Buße habe ich damals bezahlen müssen! Dabei war es nicht meine Schuld, denn ich konnte trotz aller Bemühungen keine Postbüffel bekommen.“

„Ihr begehrt Euch gewiß zur Ruhe, Gabinus?“

„Sicherlich, sicherlich, Nilus, ich begehre mich zur Ruhe, und auch die Grex muß ruhen. Morgen muß ich zu den Adilen. In drei Tagen ist der erste Tag der Megalesia.“

„Die erste Aufführung. Es gibt noch vielerlei zu tun.“

„Also dann auf Wiedersehen, Gabinus, und gute Nacht! Nein, nein, nicht hereinkommen! Herein mit euch, ihr Galli, wenn ihr in eurem Winkel schlafen wollt! Erst wollen wir noch eurem unerfättlichen Esel etwas Heu geben, damit er nicht am frühen Morgen die ganze Subura wachiaht. Ihr andern allesamt zur Tür hinaus! Auf morgen abend, auf morgen abend, und Dank euch allen!“

Er drängte die Trinker von der Schwelle fort. Die Subura zwischen Bordell und Taberne war voll, überboll von dem Gedränge, dem Geschrei, dem Gebrüll. Die Tür des Nilus fiel plötzlich ins Schloß. Zwei Galli, die ausgesperrt waren, schrien flehentlich, schlugen gegen die Tür, wurden noch schnell eingelassen. Dann wurden erbarmungslos die Riegel vorgeschoben. Die Sklaven räumten die irdenen Gefäße von den Tafeln und die Alexandrinerin verschwand, indem sie ihre Geldkiste fest gegen den Busen drückte.

Nilus ermahnte die Galli streng, endlich ihren Mund zu halten und sich schlafen zu legen.

Mit einem letzten, von weit her dringenden Klaffen eines Hundes, das nicht aufhören wollte, erstarb der Lärm. Im Innern der Taberne war der Dampf, der Qualm und der Brodem hängengeblieben und verflüchtigte sich langsam in dem unbestimmten Schein eines schwachen Öllämpchens, das die Sklaven hatten brennen lassen. Der Wirrwarr der schmalen Betten an den Wänden, der langen Bänke, der Tafeln und der Schemel in dem gelblichen Lichtschein, der den grauen Dunst durchdrang, schimmerte fettig und in roten Lachen wie von Blut getränkt. Auf den Steinen am Boden schwammen die Abfälle der Wurstschalen und des weggeworfenen Gemüses zwischen Scherben von Krügen und Bechern in großen Weinsachen umher. Der niedrige Raum verschwamm bis in den dunkelsten Winkel. Dort lagen auf den Betten, den Bänken, dem Fußboden die Galli und schnarchten todmüde und berauscht sogleich in tiefstem Schlaf.

Unter dem Schleier blieb die große Göttin der Bettelpriester, eine Bettlerin gleich ihnen, eine unwürdige Angebetete, eine arme Verfallene, unsichtbar in ihrem Schrein. Aber über dem Schanktisch, über dem Abacus mit seinen leeren, runden Löchern, aus denen die Sklaven des Nilus die Amphoren entfernt hatten, um sie in den Keller zu tragen, schaute die Göttin Isis herab. Sie zeigte ihr stets gleiches, wohlwollendes, gütiges und mütterliches Göttinnenlächeln, das in dem gelb durchleuchteten, verschwommenen Dunst über den nun einzig von den schmutzigen Bettelpriestern durchschnarchten, im übrigen verlassenen Tabernerraum ihres Priesters herabglänzte, des Nilus, der die Ufer des Nilz hatte verlassen müssen, um in der Subura Geld zu verdienen.

## Zweites Kapitel.

In der Subura war man erst spät am Morgen auf. War man im kaiserlichen Rom des Domitian auch schon frühzeitig auf dem Forum und in den Basiliken, wo die Geschäftigkeit begann, wo die Prozesse vorbereitet wurden, und früh auch auf dem Velabrum, wo ein Teil der Märkte lag, in der Subura war man spät auf. Die Häuser und die kleinen Läden wurden erst nach der fünften Morgenstunde geöffnet, und kein Fußgänger ließ auf dem geborstenen Pflaster aus großen flachen Steinen seinen Schritt erklingen.

Das war an diesem Morgen reingewaschen vom Regen, und die Gassen links und rechts eilten murmelnd wie Bächlein dahin oder überstürzten sich in kleinen Strudeln über die aus stecken-gebliebenen Abfällen gebildeten Hindernisse. Ab und zu klaffte bereits ein Hund an der Tür, gewahrte den Abfall und begann zu schnüffeln. Etwas weiter hin antwortete ein zweiter Hund, ein dritter. Die Straßenkinder kamen zum Vorschein, ungewaschene kleine Verbrecher. Sie spielten Morra mit den Fingern nur aus Vergnügen am Klatsen oder um Geld, um einen oder zwei As, auf den mitten in der engen Gasse in die steinernen Quadrate geschnittenen Linien, oder Dame oder Würfelspiel.

Über dem schmutzigen, grauen Prospekt der höheren und niedrigeren Häuser — die Straße verengte sich nach unten zu und ward nach oben hin weiter —, längs den verwitterten Mauern, den farblosen Fenstern und Türen, den Gassen und Abfällen und den wirren Kinderköpschen lag nach der Regenacht das reine, dünne, glänzende, feine Morgenlicht des Lenzes. Der Himmelsstreifen, der sich zwischen den einander zugeneigten Dächerlinien zickzackförmig hinzog und immerfort gebrochen ward, blaute in klarer Tiefe. Ein kristallhelles und zugleich zartes Licht fiel aus dem Aprilhimmel über die Straße. Sonnenschein überleuchtete wie mit einem dünnen goldenen Glanze das graue Gestein und färbte es

rötlich. Durch geöffnete Türen wurden kleine Innenräume sichtbar von dunkler, verschwommener Farbe, plötzlich von Sonnenstrahlen durchschossen, von Sonnenpuder überstäubt. Ab und zu zeichnete sich darin die eckige Linie einer Bank, eines Tisches, eines braunen Kruges ab, der aufleuchtete wie von Chrysopras überblitzt. Ein Gemüseladen, der geöffnet war, bot plötzlich einen Farberaushch dar mit seinen aufgestapelten grünen Oliven, gelben Zitronen und den dunkelvioletten Früchten des Brotbaumes.

Auch die Taberne des Nilus ward geöffnet, Niegel knarrten. Nilus war da und exerzierte seine Sklaven. Sie schlossen alle Läden auf und schleppten aus einem Brunnen zur Seite des Schuppens Eimer voll Wasser herauf. Sie erschienen mit großen Besen, gossen ihre Eimer aus und reinigten die Räume, während sie den Abfall über die Schwelle auf die Straße hinaussetzten. Es sah fast so aus, als wollten sie mit diesem Abfall die noch schlaftrunkenen Galli hinausfegen. Die Bettelpriester, die ab und zu den Besen in ihrem Rücken spürten, erschienen auf schwankenden Füßen, reckten sich, während sie die glattrasierten Köpfe zur Seite neigten und die stoppelbärtigen, unrasierten Gesichter von Trunkenheit verzerrt schienen. Nilus, der in der geöffneten Tür des Stalles stand, befahl ihnen, sie sollten ihren Esel holen und endlich gehen. Der letzte, der Archigallus, kam mit dem Schrein, in dem die Göttin verwahrt war.

Die Sklaven leerten einen Eimer Wasser nach dem andern aus und fegten, fegten, zogen die Bänke und die Tafeln über die Schwelle hinaus, säuberten sie. Nilus sattelte seinen eigenen Esel und die beiden Esel iahten. Als sie iahten, kläfften die Hunde und Nilus stieg auf und ritt davon. Zwei riesengroße leere Körbe hingen zu beiden Seiten des Sattels. Zwei seiner Sklaven folgten ihm in ihrem Slaventrab. Er begab sich nach dem Belabrum, nach dem großen Markt, um Einkäufe zu machen. Die kleinen Geschäfte in der Stadt verachtete er, wiewohl er es nicht unterlassen konnte, auf den Haufen scharlachroter Tomaten verstohlen einen prüfenden Blick zu werfen.

Die Galli klonnen undankbar und unwirsch, verhöhnt von den reinemachenden Sklaven, die etwas von Läusen riesen, den höher gelegenen Hügel hinan, wo sich die Subura weitete. Sei hatten den kleinen Schrein auf den Esel gebunden. Mißmutig entfernten sie sich, während sie sich immerfort umwandten und den Sklaven Scheltworte zuriefen. Die Hunde kläfften sie an. Das Haus des

Leno ward geöffnet. Taurus erschien auf einen Augenblick, blickte nach dem Himmel, nickte ermutigend. Nach dem Regen ein schöner Tag, und gewiß auch ein schöner Abend! Einen schönen Abend mußte man haben, um die Dirnen thronen zu lassen. An schönen Abenden war die Subura überfüllt von Spaziergängern und Bummelern. Dann hockten sie nicht alle bei Nilus. Wenn man ein Leno war, so mußte man all seine Hoffnungen auf den Zufall setzen, auf die Göttin des zufälligen Glückes, auf Fors Fortuna. Gestern hatte sie ihm kaum gelächelt.

Er rief ein paar Worte hinein. Die Dirnen kamen verschlafen hervor. Sie waren unfrisiert. Ihre Schultern hatten sie in Brusttücher gehüllt. Sie begannen den Tag mißmutig wie die Galli, die dort drüben rings um ihren Esel müde in der sonnendurchglühten Straße verschwanden. Taurus gebot ihnen unwirsch, sie sollten sich sputen, und sie gingen, acht müde Dirnen, mit schleppenden Schritten. Sie gingen die Subura hinunter inmitten der Gassenjungen, die fluchten, weil sie quer durch ihr Spiel gehen mußten, und ihnen gemeine Worte nachriefen. Sie gaben gemeine Worte zurück.

Die acht gingen zu der Tonstriz, zur Gymnasium, die ihnen zunächst wohnte. Aber als sie anlangten, sahen sie, daß die Dirnen aus dem Hause des Pampus schon vor ihnen da waren. Gymnasium, die vor ihrer Schwelle auf einem Schemel saß, schaute zu, die Hand vor den Augen. Ihr fettes, weißes Gesicht war bereits geschminkt. Sie selbst war schon von ihrer Tonstriz frisiert und konnte so ihr Geschäft überwachen. Ihre Sklavin frisierte sämtliche Dirnen des Viertels. Die des Pampus waren heute zuerst da, die des Taurus mußten warten. Wahrhaftig, da kamen auch die der Galla, die von dem alten Weib dort unten an der Ecke! Die der Galla würden am längsten warten müssen.

Die Tonstriz frisierte geschickt, behende und liebenswürdig eine Dirne nach der andern in ihrem kleinen geöffneten Laden. Darin stand nichts anderes als ein Tisch und ein Schemel, auf dem die Dirne saß. Ein glatter, metallener Spiegel. Ein kupfernes Gefäß auf der Schwelle voll glühender Kohle, darin ein Eisen. Die irdenen Töpfchen und Pfannen, die Vasen, die Flaschen auf dem Tisch und die Tonstriz hinter den zu frisierenden Köpfen, immerfort geschäftig, den ganzen Morgen hindurch, immerfort auf den Füßen, immer mit einem freundlichen Worte für jede der Dirnen. Die Tonstriz der Gymnasium mußte am Morgen eine

jede der Dirnen in gute Laune zu versetzen. Das Haar wurde gebürstet, gekämmt, glänzend gemacht. Dann wurde es gebrannt, gelockt, hochgebunden und breit, mit vielen Nadeln befestigt, oft auch mit künstlichen Blumen an den Schläfen geschmückt. Das Gesicht wurde mit einer Schicht von gestampfter Gerste und Eiweiß überzogen, die Nase wurde angedeutet durch den Schaum von roter Nitrumseife, die Augen wurden mit Blau ummalt, die Brauen dunkel gefärbt mit blauem und schwarzem Antimonium, die Lippen purpurn mit billiger Mehlpomade.

Die Tonstrig verrichtete dies alles beinahe mechanisch und sehr geschickt und behende, ein wenig derb zwar mit dieser allzu groben Schminke, die ab und zu nochmals aufgelegt werden mußte, wenn die Tagesbeschäftigung der Dirnen es erforderte. Aber sie tat es liebenswürdig, lächelnd und geschmackvoll, und die Dirne zog sich nach der Prozedur gefallföchtig ihr Pallium um die Schultern, schüttelte die Franzen auf und ging zurück, um sich, falls es der Wirt wünschte, vorn auf das hohe Gestühl zu setzen, über dem Namen, Preis und Eigenschaften verzeichnet waren.

Lavinus Gabinius kam vorüber, und die Dirnen des Taurus, die wartend dasaßen, zeigten ihn sogleich der Gymnasium und den andern.

„Das ist der Dominus der Grey, die hier spielen wird. Gestern abend war er mit der ganzen Caterva bei Nilus.“

Neugierig blickte Gymnasium ihn an. Der Dominus trat näher, grüßte und redete Gymnasium höflich, aber dennoch wie ein Mann von Bedeutung an.

„Ich bin hier bei Gymnasium, nicht wahr?“

„Sawohl!“ bestätigte die dicke Einstmalige mit fettem Lächeln in höflichem Ton. „Ihr seid der Dominus?“

„Der bin ich. Ich brauche Eure Hilfe, Gymnasium. Bei meiner Truppe habe ich augenblicklich keinen Haarkünstler. Könnt Ihr mir behilflich sein bei den Haartrachten meiner Komödianten, die keine Maske tragen? In drei Tagen soll die erste Vorstellung stattfinden im Theater des Pompejus.“

„Wenn Ihr meine Tonstrig anweisen könnt, wie die Haartrachten sein sollen.“

„Die Perücken und die griechischen Abbildungen habe ich bei mir, Gymnasium, und denke mir, daß einer so tüchtigen Tonstrig wie der Eurigen das alles leicht fallen wird. Kommt also, ich

bitte Euch, wenn es Euch möglich ist, heute gegen neun Uhr ins Theater. Jetzt muß ich zu den Adilen.“

„Das ist ein weiter Weg, Dominus.“

„Besonders für den, der ihn zu Fuß zurücklegen muß. Eine Sänfte ist leider nicht zu haben für einen Dominus Gregis, Gymnasium, nicht einmal ein Carpentum auf zwei flinken Rädchen mit einem Pferdchen davor.“

„Aber vielleicht ein Esel, Dominus?“

„Ich will lieber zu Fuß gehen, Gymnasium. Das erhält jung und gelenkig. Darf ich auf Euch rechnen mit der Constriz? Gegen die neunte Stunde im Theater?“

„Beim Pollux, ich werde Euch nicht warten lassen, Dominus.“

Der Dominus grüßte und ging weiter. Er war an diesem Morgen als erster aufgestanden in seiner kleinen Kammer, die hoch gelegen war in dem fünf Stockwerke hohen Hause hinter der Subura, nicht weit entfernt von den Thermen des Titus, wo er sein Bad genommen.

Seine Truppe hatte er zurückgelassen unter der Obhut des Senex, des einzigen Freigelassenen unter den Komödianten. Er hatte ihm Geld gegeben, damit er sie alle baden und essen lasse. In unmittelbarer Nähe, in den Thermen, bot sich dazu Gelegenheit. In der steigenden Aprilsonne ging er weiter zum Forum, zu den Adilen, die ihm Botschaft übersandt, daß sie ihn erwarteten.

Doch oben in dem Hause schliesen die meisten Komödianten noch. Sie schliesen fester als ihr Dominus, sie lagen nebeneinander auf ihren dünnen, schmutzigen Matragen und benutzten den Arm als einziges Kissen, den Mantel als einzige Decke. Gleich Käfigen stapelten sich in diesen Häusern der neuen Gegend die Kämmerchen übereinander. Seit die Thermen des Titus beinahe vollendet waren, war dies ein Spekulationsbau. Er sollte Tausenden von geringeren Bürgern und Freigelassenen, deren Existenz von den neuen Bädern abhing, Unterkunft gewähren: Maurern, Zimmerleuten, Händlern mit Brennmaterial, Mosaiklegern, Malern, Massierern und Fabrikanten von Essenzen, während auch kleine Eselstuden und kleine Kneipen für all das Volk eingerichtet waren zwischen den prächtigen Thermen, dem ungeheuren Bogenbau des Colosseums und der Fontäne der Meta Sudans. All dieser armselige Lärm und Wirrwarr, der sich im Schatten dieser modernen, riesenhaften Architekturen abspielte, barg sich in den flüchtig zusammengezimmerten, meist hölzernen Häusern, die schon gleich

nach ihrer Vollendung seltsame, schiefe Linien aufwiesen. Wenn die Karren voll schwerer Steinblöcke in der Richtung der Thermen und des Colosseums, die beide, wiewohl noch nicht vollendet, schon eingeweiht und im Gebrauch waren, rasselnd über den vom Regen durchweichten Sandweg holperten, schien das ganze Haus, in dem die Komödianten Unterkunft gefunden, in seinen schwachen Grundfesten zu erzittern, wie bei einem Erdbeben.

Allein die Komödianten schliefen, und auch der Senex drehte sich noch einmal auf die andere Seite. Sie hatten gestern abend bei Nilus gut gegessen, waren ermüdet von der Reise, hatten keinerlei Sorgen für den Tag, höchstens am Abend eine Probe. Aber weder die Palliatae noch die Mimus-Spiele waren für die erste Aufführung angelegt.

In dem Kämmerchen, das sie mit dem Dominus und der Ersten Sklavenrolle teilten, waren Cäcilius und Cäcilianus erwacht. Sie erwachten gleichzeitig, weil sie fest aneinandergeschmiegt geschlafen hatten unter einem Mantel. Die blonden Köpfe lagen auf einem als Kissen dienenden Kleiderbündel. Gleichzeitig richteten sie sich auf und rieben sich die Augen. Die Strahlen der Aprilsonne verschreckten ihre Schläfrigkeit. Aber die Ersten Sklavenrollen schliefen noch immer.

„Der Dominus ist fort,“ sagte Cäcilianus. Er, der Jüngste, war etwas kleiner, etwas zarter gebaut als das Brüderchen, aber im übrigen sahen sich die Zwillinge völlig ähnlich. Sie sprachen einander meistens ihre Worte nach, sofern sie nicht gleichzeitig sprachen.

„Der Dominus ist fort,“ sagte Cäcilius, noch bevor Cäcilianus ausgeredet hatte.

Sie blickten einander an.

„Er ist zu den Adilen,“ sagten sie gleichzeitig.

„Mit den Verträgen . . .“

„. . . den Verträgen.“

„Syrus schläft noch . . .“

„. . . wie ein Ochse.“

„Daß ihn nur . . .“

„. . . schlafen!“

„Bist du noch müde?“

„. . . du müde?“

„Nein.“

„Nein.“

Sie lächelten einander schalkhaft zu, umarmten sich wie an jedem Morgen. Dann sprang Cäcilius auf und begann in einem Winkel unter einem Bündel Kleidern zu suchen.

„Aufgepaßt!“ rief Cäcilianus warnend, während er den schlafenden Syrus verstohlen ansah.

Aber Cäcilius zählte sein Geld, indem er ihm den Rücken zuwandte.

„Nicht mehr viel,“ sagte er.

„Nicht mehr viel?“ fragte Cäcilianus. „Und der Dominus?“ Er wühlte unter dessen verlassener Matratze.

„Hat alles mitgenommen.“

„Alles mitgenommen,“ bestätigte Cäcilius.

„Der Senex wird Geld haben,“ sagte Cäcilianus.

„Ah bah!“ sagte Cäcilius verächtlich. „Ich will nichts von dem Senex. Steh jetzt auf! Wir wollen baden gehen. Ich habe genug.“

„Dann werden wir sehen.“

„... werden wir sehen.“

Sie schlüpfen zum Zimmer hinaus. Jeder trug ein kleines Bündel in der Hand.

In den übrigen Kämmerchen, deren Türen geöffnet waren, sahen sie, wie die übrigen Komödianten noch schliefen. Die beiden Knaben sprangen Hals über Kopf die schmale Holzterrasse hinunter. Sie kamen bei einem Kupferschmied vorbei, der bereits in seiner Werkstätte hämmerte, und hell tönte der Klang durch das Haus über die hohle, hölzerne Treppe. Im untersten Stockwerk war der rechts gelegene Raum von einer Wäscherei eingenommen. Der Besitzer war mit seinen Knechten bereits an der Arbeit, und neugierig schauten die Knaben sich um.

„Was wollt ihr?“ rief der Wäschermeister.

Lächelnd schauten die Knaben hinein. Sie sahen, wie in den länglichen Bottichen singende Knechte tanzten und sprangen. Die tanzten und sprangen im Takt über die ausgebreiteten, gewaschenen Togen, die gewalkt werden sollten. Sie sahen die Wäscherinnen, die die gewaschenen und mit den Füßen rein getanzten Togen in die mit Kreidewasser gefüllten Bottiche tauchten. Dann sahen sie noch andere Knechte, die die Togen an Stangen aufhingen. Die hingen auf der Arbeitsstätte wie fleckenlose, weiße Halbkreise, faltenlos gestreckt, an den Enden befestigt, und sungen, weiß wie Kreide und bleich wie Schnee, einen beinahe bläulichen Widerschein des zarten Venzlichtes auf, das durch hohe

geöffnete Fenster ungehindert eindrang und das die Logen zurückwarfen, so daß die ganze Arbeitsstätte in bläulichem Weiß schimmerte.

Das bläuliche Weiß legte sich auf die behaarten Arme der Sklaven, auf ihre tanzenden Füße, auf die in Kreidewasser getauchten Arme, die mit Kreidewasser bespritzten Gesichter und auf die mit weißen Tüchern umwundenen Köpfe der Sklavinnen. Das bläuliche Weiß ward auch sichtbar auf den weiß getünchten Wänden. Es war eine unendliche, wie Azur schimmernde Reinheit von ausgebreiteten Logen, auf denen die Wäscher tanzten, die die Wäscherinnen wuschen, während das schmutzige Wasser durch eine Öffnung entströmte in den übervollen Rinnstein.

„Sieh nur, Cäcilius!“ sagte Cäcilianus.

„Wie die Kerle tanzen: Eins zwei drei vier fünf, eins zwei drei.“

„Eins zwei drei vier fünf; eins zwei drei,“ rief Cäcilius und klatschte in die Hände.

„Es ist genau so wie der Tanz im Mimus.“

„Nein, nicht ganz so: wir tanzten eins zwei drei vier: eins zwei: lang, kurz=kurz=kurz, lang, lang.“

„Komödianten!“ riefen die Wäscher verächtlich.

„Weib-Kerlchen!“ riefen schimpfend die Wäscherinnen.

„Hübsche Mäulchen!“ schimpften die Wäscher.

„Ihr möchtet uns wohl haben, was?“ antworteten die Knaben.

Die Wäscherinnen bewarfen sie mit einer Handvoll kreidehaltiger Flüssigkeit.

Die Knaben steckten die Zunge aus und wichen zurück. Aus dem über der Arbeitsstätte des Wäschers gelegenen Raum kam ein Sklavenhändler mit seinen Sklaven zum Vorschein. Er führte sie zum Markt. Es waren zwei Nubier darunter und eine gewiß sehr kostbare Sklavin. Die war dicht verschleiert.

„Rußköpfe!“ riefen die Knaben den Negern lächelnd zu. „Laßt euch weiß waschen bei dem Wäscher hier!“

Wieder bespritzten die Wäscherinnen die Knaben mit Kreidewasser und die Knaben spuckten zurück. Der Sklavenhändler schalt, weil das Kreidewasser die feinen Schleier der kostbaren Sklavin bespuckte und die Wäscherinnen lachten. Der Händler ging davon mit seiner Sklavin und den beiden Negern. Die „Kostbare“ lüftete ihren Schleier, als sie den übervollen Rinnstein überschreiten mußten.

Die Knaben standen auf der Straße.

„Baden?“ fragte Cäcilianus.

„Ja, baden,“ sagte Cäcilius bejahend.

Bei dieser Vorstellung von Wasser leuchteten ihre Augen auf. Aber erst irrten sie noch ein wenig neugierig umher. Sie hatten Rom vergessen, seit sie als ganz kleine Knaben im Minus getanzt hatten. Seither waren sie mit der Truppe gereist, seither hatte der Dominus sie Komödie spielen gelehrt, seither beschuhten sie sich mit dem Soccus, wie sie sich ein wenig hochtrabend auszudrücken pflegten, dem niedrigen Komödienschuh im Gegensatz zu dem besohnten, tragischen Cothurnus mit dem hohen Absatz. Wie hatten sie üben müssen: ihre Stimme und ihre Gebärden mit Arm und Hand und Fuß, ihre Haltung und die zierlichen Bewegungen in den Falten von Kleid und Mantel!

„Ist das schon drei Jahre her?“ fragte Cäcilianus, obwohl er es ganz genau wußte.

„Drei Jahre,“ sagte Cäcilius bestätigend.

„Damals haben wir nur die kleinen Satyrn oder den Cupido im Minus getanzt.“

„Jetzt spielen wir die ersten Frauenrollen.“

Sie lächelten einander voller Genugtuung zu.

„Cäcilius,“ sagte Cäcilianus, „meinst du, daß wir jetzt die Bacchides spielen werden?“

„Ober die Menächmi?“

„Ich möchte lieber die Bacchides spielen.“

„Ich auch. Dann spielen wir die Zwillingsschwestern, die beiden Bacchides, die Meretrices.“

„Und sonst? In den Menächmi spiele ich...“

„Spielst du die Erotium? Ich spiele sie nicht, sondern die Matrona, die Frau des Menächmus in Epidamnus.“

„Nein, spiel du nur die Erotium und ich die Matrona, die Frau des Menächmus.“

„Die Matrona ist eigentlich eine Rolle für Clarus,“ sagte Cäcilius verächtlich.

Sie blickten sich zweifelnd an. Sie liebten einander sehr. Sie gönnten sich gegenseitig die Rolle der Erotium, die reizende Rolle der Dirne, aber keiner von ihnen konnte der langweiligen Rolle der Matrona Geschmack abgewinnen.

„Der Dominus wird es schon entscheiden.“

„... wird es schon entscheiden,“ sagte der allzeit fügsame Cäcilianus. „Sieh nur, wie schön es hier ist!“

Sie blickten beide um sich.

„Ja, und größer, großartiger als in Antiochia.“

„In Damaskus.“

„In Alexandria sogar.“

Sie standen da und schauten um sich. Vor ihnen erhob sich wie eine ungeheure Ellipse der riesengroße, halbrunde Bau des Kolosseum mit seinen drei Umgängen auf unten dorischen, dann ionischen, endlich korinthischen Säulen. Der goldgraue Travertin schimmerte in der Sonne. Ehrfurchtgebietend war dieses slavische Amphitheater, dieser zyklopische, moderne Bau, der unter Vespasian, des jetzigen Kaisers Vater, begonnen, den Titus, „die Wonne des menschlichen Geschlechts“, eingeweiht hatte. Nun hatte ihn der Sohn des Vespasian und Bruder des Titus, Kaiser Domitian, nahezu vollendet. Karren mit Marmor- und Steinklözen raffelten in langen Reihen daher. Die Architekten und ihre Tausende von Sklaven wimmelten noch zwischen den Bogen umher, und doch sollten hier bereits in vier Tagen die zirzenischen Spiele stattfinden. Unzählige Marmorstatuen krönten den höchsten Umgang, hoben sich mit leuchtend weißer, erstarrter und versteineter Gebärde von dem tiefen Azur des Himmels ab.

„Schön ist das.“

„Großartig, nicht?“

Sie blickten empor und starrten auf die vielen Bildnisse. Die Karrenführer schrien und fluchten. Die Knaben wären beinahe überfahren worden.

„Sieh nur die neue Fontäne!“ sagte Cäcilius, indem er auf die Meta Sudans zeigte, die Domitian hatte errichten lassen. Die runden Wasserstrahlen perlten gleich einem Sonnenschirm aus der bronzenen Kugel, die die Fontäne krönte.

„Sieh dort den Bogen des Titus!“

„Den Bogen des Titus!“

Sie blickten nach dem Titusbogen, den der Senat und das Volk von Rom dem göttlichen Titus, dem Triumphator über die Juden, errichtet hatte.

Weiter noch als der Titusbogen erstreckte sich das säulenreiche Forum. Es leuchtete herüber mit seinen Säulen, lauter Säulen, mit seinen Tempeln und Basiliken.

„Wollen wir schauen gehen?“ fragte Cäcilianus einladend.

„Wollen wir nicht erst baden?“

Sie erkundigten sich, wo die Thermen des Titus gelegen seien. Denn hier war alles neu. Sie kannten weder die Straßen noch die Plätze. Die neuen hohen Häuser reckten sich verblüffend um sie her, rochen nach frischem Kalk, nach Holz und nach Farbe. Doch plötzlich erkannten sie die Thermen ganz deutlich: viereckige Mauern, darin Nischen mit Bildnissen, davor Pforten und Gärten.

„Wie groß das alles!“

„Und schön!“

Bewundernd eilten sie nach den Thermen. Die füllten sich bereits. Auch die Knaben drängten sich an den Ostiarii, den Türhütern, vorüber. Sie bezahlten ihre Tesserä, die sie zum Eintritt berechtigten, fanden den Preis teuer und raunten sich verstoßen etwas zu.

„Zum Tepidarium?“ fragte Cäcilianus.

„Wird teuer sein,“ antwortete Cäcilius bedenklich zögernd.

„Lieber nur zum Frigidarium!“

Cäcilianus, liebenswürdig wie immer, fügte sich seinem Bruder. Also nur kaltes Wasser! Sie gaben ihre Bündelchen in Verwahrung, warfen ihre grauen Tuniken ab, standen nackt da, sprangen ins Wasser.

Im Frigidarium tummelten sich die Schwimmer. Oben auf einem Umgang saßen die, welche gebadet hatten, lesend oder schauend. Über dem Frigidarium rankten sich durch ein Flechtwerk Kletterrosen, die in jäher Lenzesblüte sich erschlossen und Blätter fallen ließen bei der leisesten Brise, die sie durchschauerte. Das Wasser blaute silbern überglänzt in dem noch zarten Aprilmorgen zwischen dem weißen Gestein des viereckigen, weiten Bassins und fing die Schatten der Rosenranken, der Rosenblätter, der Blumenblätter auf. Die Badenden, Häßliche und Dickbäuchige, sprangen wirt durcheinander und scherzten, im Wasser planschend. Die beiden Knaben schwammen und zogen aller Augen auf sich, weil sie so schön und einander so ähnlich waren. Seite an Seite schwammen sie, genossen das Wasser mit einem Lächeln des Wohlbehagens, tauchten unter, spielten zusammen. Alte Kerle riefen ihnen begehrlischen Auges etwas zu. Sie antworteten, niemals um ein Wort verlegen. Scherz folgte auf Scherz, Wortspiel auf Wortspiel, und die Wasser plätscherten in dem leuchtenden Sonnenlicht zwischen Scherz und Wortspiel. Immer wieder wurde ihnen von den andern Badenden etwas ins Ohr geraunt. Sie waren

daran gewöhnt und warfen ein Wort zurück, ein schmutziges oft, oder spien aus zum Zeichen der Verachtung vor dem, der sie aufforderte. Wie die beiden einander gleichenden Knaben so daherschwammen Seite an Seite, fielen sie allen andern auf, weil sie so schön wirkten zwischen all den Hageren und Dickbäuchigen, so blondlockig zwischen den Kahlen, so rosig zwischen den gallig Gelben und Fahlen. Ihre aus dem Wasser emporragenden Köpfe mit den feuchten Locken waren so rund, ihre Brust und ihre Schultern so zart und dennoch breit, ihre Arme so rund und dennoch stark, ihre Hände so kräftig und dennoch fein, ihre Rücken so jung und dennoch fest von prächtiger Jugendkraft. Während sie schwammen, blühten immer wieder ihre Füße empor, deren Sohlen in dem Sonnenlicht zwischen den herabfallenden Blumenblättern rosig schimmerten. Sie lächelten, und ihre länglichen blauen Augen leuchteten vor Wohlbehagen.

„Fremde?“ fragten die Badenden die Capsarii, die beim Ankleiden halfen und die Kleidungsstücke in Verwahrung nahmen.

„Wer weiß?“

„Patrizier? Junge Patrizier?“

„Nein.“ Die Capsarii wiesen auf die kleine Nische, in der die schmutzigen grauen Tuniken und die kleinen Bündelchen lagen.

„Aber wer denn? Was denn?“

Die Zwillinge saßen jetzt auf dem Rande des Bassins und ließen ihre Füße in das Wasser baumeln.

„Reibe mich, Cäcilianus,“ sagte Cäcilius, „hier am Halse wegen meiner Stimme. Dann werde ich dich auch reiben.“

Sie rieben einander abwechselnd in kleinen Zwischenräumen die Halsmuskeln wegen ihrer Stimmen. Denn man hatte sie gelehrt, daß dieses Reiben die Stimme kräftige. Sie rieben einander auch die Rücken, indem sie abwechselnd auf dem Bauche lagen im Schatten der Rosen.

„Wer seid ihr?“ fragten die Badenden neugierig.

„Wer?“ gab Cäcilius zurück, indem er sich dumm stellte.

„Du!“

„Er?“ fragte Cäcilius und wies auf Cäcilianus.

„Und du?“

„Ja, ja!“

„Wer wir beide sind?“

„Beim Hercules, ja! Wer ihr beide seid?“

„Ach so, wer ich bin?“

„Nein!“ sagte Cäcilianus. „Wer ich bin?“

„Ich bin er,“ sagte Cäcilius.

„Und er ist ich,“ sagte Cäcilianus. „Wir beide zusammen sind Wir.“

„Seid ihr Zwillinge?“ fragten die Badenden. Es waren auch alte Kerle darunter.

„Ob ich ein Zwilling bin?“ fragte Cäcilius, sich dumm stellend.

„Ob ihr Zwillinge seid.“

„Ach so, ob ich ein Zwilling bin?“ wiederholte Cäcilianus, sie zum Narren haltend.

„Sagt einmal,“ sagte Cäcilius neckend, „wollt ihr wissen, wer von uns der Zwilling des andern ist?“

„Er“, sagte Cäcilianus, indem er auf sein Brüderchen zeigte, „ist mein Zwilling.“

„Und ich bin der seine,“ fügte Cäcilius hinzu, indem er auf sein Brüderchen deutete.

Sie wollten sich ausschütten vor Lachen und purzelten in das Wasser übereinander.

„Was treibt ihr?“ fragten die Badenden. Sie sahen wohl ein, daß diese beiden Spaßvögel, so jung noch und ohne Pädagogen oder sonstiges Geleite, keine Patrizier sein konnten.

„Wer? Ich?“ fragte Cäcilius.

„Fragst du, was ich treibe?“ fiel Cäcilianus ein.

„Ich bin Präfekt von Antiochia,“ sagte Cäcilius prahlerisch.

„Und ich Kaiser von Alexandria,“ sagte prozig Cäcilianus.

Sie wollten sich ausschütten vor Lachen.

Aber die Badenden begriffen.

„Ihr seid Gaukler und zu den Megalesia hergekommen?“ sagten die Badenden. „Was macht ihr? Tanzt ihr auf dem Seil?“

„Pff!“ machten die beiden Knaben verächtlich. „Man denke sich! Wir!“

„Aber was denn? Doch gewiß tanzen?“ fragten die Badenden.

„Nun ja, tanzen.“

„Singen?“

„Ja, singen.“

„Was sonst noch?“

„Singen und tanzen und rezitieren.“

„Senare und Septenare.“

„Ihr seid also Histriones?“

„Komödianten, ja, aber Comoedi.“

„Ah, Komödianten!“

„Natürlich, ihr dummen Esel!“

„Es sind die Komödianten,“ sagten die Badenden zueinander, während sie sich gegenseitig unterrichteten. „Es sind Komödianten und gehören zu der Greg, die soeben eingetroffen ist.“

„Natürlich sind es die jungen Frauenrollen.“

Cäcilius und Cäcilianus schnitten Grimassen.

„Ihr seid natürlich die alten Weiberrollen!“

Alein die Badenden duldeten die Frechheit der Knaben, weil sie so schön und weil sie Zwillinge waren. Inzwischen hatten die beiden ihre Bündelchen zurückgefordert. Sie nahmen ihre gestickten Tuniken heraus und ihre gelben Schuhe mit den langen Wadenbändern.

„Beim Herkules!“ riefen spöttisch die Badenden. Währenddessen kämmten die Knaben einander das blonde Haar, packten die grauen Tuniken in das Bündel und baten den Capfarius, es aufzubewahren.

„Beim Pollux! Wie schön sie jetzt sind!“ riefen die Badenden spöttisch aus. „Fors Fortuna möge euch beistehen! Eure Abenteuer mögen euch wohl bekommen! Man sehe sich nur diese blonden Bierbengel an! Wollt ihr nicht ein wenig mitkommen? Wollt ihr mich nicht lehren, wie man Senare deklamiert oder Septenare? Was wollt ihr lieber?“

Aber die Knaben waren um keine Antwort verlegen. Sie erwiderten die Scherze frech und zweideutig, da wo es angebracht war, und verließen wippenden Schrittes die Thermen.

„Unter den Badenden sind keine Vornehmen zu dieser Stunde,“ sagte Cäcilius verächtlich.

„Nein, zu dieser Stunde des Tages! Hast du gehört, daß sie uns für Patrizier...?“

„Hielten? Ja.“

„Vielleicht sind wir...“

„Wohl gar Patrizier? Wer weiß? Wir sind Findlinge oder gestohlene Kinder.“

„In Syrakus verkauft.“

„Ja, wir sind gestohlene Patrizierkinder. Wer weiß, ob nicht gar die Kaiserin unsere Mutter ist?“

„Und unser Vater?“

„Ein Komödiant. Die Kaiserin hat Paris, den Pantomimus, zum Geliebten...“

„Ja, zum Geliebten gehabt. Der Kaiser hat ihn kreuzigen lassen.“

„Ja, kreuzigen. Vielleicht sind wir...“

„Wer weiß?“

Während all dieser Mutmaßungen streckten sie die Nase in den Wind und eilten zurück, am Kolosseum und an der Meta Sudans vorüber. Bei der Fontäne stand an einer kleinen Bude ein Händler mit Ölkrapsen.

„Ich habe Hunger,“ sagte Cäcilianus.

„Ich auch.“

Sie kauften Ölkrapsen und verspeisten sie. Die Vorübergehenden schauten sich nach ihnen um, während sie essend dastanden in ihren gelben, gestickten Tuniken und mit den langen, blonden Locken. Die Vorübergehenden riefen ihnen etwas zu. Es waren Arbeiter und kleine Kaufleute. Die Knaben streckten ihnen die Zunge heraus. Dann gingen sie weiter durch den Bogen des Titus und sahen sich innerhalb des Bogens die Reliefs an.

„Der jüdische Kronleuchter!“ sagte Cäcilianus grinsend.

„Ein komisches Ding, dieser Kronleuchter!“ meinte Cäcilianus bewundernd, während sie weiterliefen.

„Sieh nur!“ sagte Cäcilianus. „Der Palatin!“

„Schön!“ meinte Cäcilianus bewundernd.

Schimmernd hob sich der flavische Palast am blauen Himmel ab. Die schweren Säulen schienen sich in dem bereits von Lenzeschwüle zitternden Licht dort oben auf dem Palasthügel zu verflüchtigen. Das reich mit Marmorbildwerken geschmückte Giebel-dreieck zeichnete sich mit monumentaler Regelmäßigkeit ab, ein episches Gedicht in Marmor, eine Allegorie stolzer Majestät. Die bronzenen Ziegel leuchteten wie goldene Schnörkel, und eine Flucht von Treppen führte hinauf nach der Area Palatina, dem Platz, wo die Sonne glühte in den Helmen der prätorianischen Wachen, die dort auf ihre langen Speere gelehnt standen. Rotumsäumte Togen und farbige Mäntel sah man auf und abwogen.

„Da wohnt der Kaiser,“ sagte Cäcilianus.

„Ja, Domitian.“

Schwarze Sklaven schrien, daß Platz gemacht werde. Mit Peitschen beschrieb sie weite Bogen. Sänften folgten ihnen auf

dem Fuß und Carpenta mit einem oder mit zwei Pferden bespannt. Fußgänger wichen den Fuhrwerken aus. Cäcilius und Cäcilianus wurden auf die schmalen Fußsteige der Sacra Via gedrängt. Die Stufen hinab schritten die Senatoren, die Konsulare, die Vornehmen. Sie waren zum Morgenempfang, zur Salutatio, beim Kaiser gewesen. Ihre Züge waren bleich und straff. Nie wußte ein Mensch...

Die Knaben empfanden, daß dies die Großstadt war. Sie preßten sich dicht aneinander, wurden indes gedrängt, gedrängt, beiseite gedrängt.

„Komödianten!“ riefen entrüstet die Vornehmen, die ihre am Fuße der Palasttreppe wartenden Sänften erreichen wollten. „Sagt die Komödianten fort!“

Die Sklaven beschrieben weite Bogen mit ihren Peitschen.

„Gemeine Neger!“ schalt Cäcilius. „Schmutzige Rußköpfe, wollt ihr wohl das Schlagen lassen, wollt ihr wohl mein Brüderrücken nicht schlagen!“

„Aus dem Weg!“

„Komödianten!“ schalt nun auch das Volk, nachdem die Vornehmen gescholten hatten. „Seht sie nur an mit ihren langen Haaren und ihren gelben Dirnenröcken! Seht nur, wie sie mit ihren Tanzschuhen über die Sacra Via laufen! Schämen sie sich nicht? Seiltänzer, Komödianten, Schandbuben! Was haben die hier auf den Treppen des Palastes zu suchen? Sagt sie davon! Komödiantenpack! Was haben die hier zu suchen? Sagt sie davon!“

Dem Cäcilianus ward angst. Er drückte sich fest an Cäcilius, der den Arm um ihn legte. Cäcilianus wurde wütend und schrie:

„Elende Flegel seid ihr! Wenn wir spielen, dann könnt ihr wohl laufen, dann drängt ihr euch halb tot auf den obersten Rängen, um uns zu sehen. Müßt ihr uns schelten? Müßt ihr mich stoßen, du scheußlicher Neger, du Rußkopf?“

„Theaterpack seid ihr, Schreihälse von den Brettern, Larven! Versteckt euch lieber hinter euren Masken! Komödianten!“

Cäcilianus lehnte sich dicht an seinen Bruder und begann zu weinen. Der Pöbel fing an, mit Schmutz nach ihnen zu werfen, allein die Vornehmen befahlen ihnen, dies zu unterlassen. Bornig und entrüstet bestiegen sie ihre Sänften. Inmitten des heftigen Drängens ertönte ein Knallen von vielen Peitschen. Wer getroffen ward, schalt die Peitschensklaven.

„Wenn sie gleich Komödianten sind!“ brummte ruhig eine rauhe, barsche Stimme. „Was hat denn das zu sagen? Geht ihr eures Weges! hört ihr nicht? Sonst schreibe ich ein Epigramm auf die römischen Proxen und Gasser am Fuße des Palastes unseres göttlichen Jupiter-Domitianus und schlage euch damit um die Ohren!“

Die Umstehenden lachten, entwaffnet.

„Wer ist das?“ fragten sie.

„Wißt ihr das nicht? Natürlich Martial, der Spanier.“

„Nein, Römer schon seit langem.“

„Nun ja, der Dichter. Er macht Epigramme.“

„Und was für gemeine Nadelstiche.“

„An denen man aber stirbt.“

Die Umstehenden hörten voller Interesse zu und lächelten befriedigt, während ihre gereizte Stimmung mit dem Winde verwehte. Die Sklaven knallten mit den Peitschen. Eine Sänfte nach der andern verschwand, vornehm sich wiegend.

„Seid ihr Komödianten?“ fragte Martial.

„Ja, Herr,“ antwortete Cäcilius, während er noch immer den einen Arm um Cäcilianus geschlungen hielt, der ängstlich weinte. Zu Cäcilianus:

„So weine doch nicht!“

„Spielt ihr?“

„Während der Megalesia hier im Theater des Pompejus.“

„Beim Pollug! Ihr seid ein paar reizende, kleine Komödianten. Sklaven?“

„Ja, Herr, Sklaven unseres Dominus Gregis. Ihr wißt wohl, des Davinius Gabinius. Seine Truppe ist sehr berühmt.“

„Davinius Gabinius, natürlich.“

„Richtig.“

Cäcilius lächelte vertraulich. Das war wenigstens ein gebildeter Mann, dieser Herr in seiner nicht sehr langen und auch nicht gerade ganz sauberen Toga, dieser Martial, der allem Anschein nach Epigramme dichtete, an denen man starb. Sicherlich ein bekannter Dichter in Rom. Obwohl er Martials Namen noch nie gehört hatte, sagte Cäcilius:

„Ich kenne Euch auch.“

„So?“ sagte Martialis lächelnd.

„Natürlich. Wer kennt denn Martialis, den Epigrammendichter, nicht? Ihr schreibt giftig.“

„Hast du sie denn gelesen?“

„Ob ich sie gelesen habe!“ log Cäcilius, und ihn beschlich die Furcht, Martial könne ihn bitten, eines zu rezitieren.

Alein Martial griff in die Falten seines Gürtels.

„So, hier hast du das letzte, das du noch nicht gelesen hast und das du nun nicht mehr bei den Buchhändlern im Argiletum zu kaufen brauchst.“

Martial reichte Cäcilius ein dünnes, sehr kleines Büchelchen aus Pergament in jener Form, in der die leichte Literatur zu erscheinen pflegte, zum Unterschied von den langen gewichtigeren und anspruchsvolleren Papyrusrollen.

„Ich danke Euch, Herr,“ sagte Cäcilius erfreut, während er das Büchelchen in seinen Gürtel schob.

Unterdessen ließ sich eine ruhige Stimme auf der Treppe hören.

„Martial!“

Hastig wandte sich Martial um. Das Volk stand noch immer neugierig umher, aber es schrie und schalt nicht mehr. Die Sänften verschwanden eine nach der andern. Einige von ihnen wurden von Matronen bestiegen.

„Stell dir doch vor,“ flüsterte Cäcilius, um Cäcilianus zum Lachen zu bringen, „daß unsere Mutter vielleicht in einer dieser Sänften sitzt.“

„Wir sitzen gewiß nicht darin,“ brummte Cäcilianus, noch immer weinend und dicht an sein Brüderchen geschmiegt.

„Edler Plinius!“ Hastig begrüßte Martial den, der ihn soeben gerufen hatte und nun die Stufen herabstieg, einen noch ziemlich jungen Mann von sehr vornehmerm Aussehen, mit feinen Zügen, liebenswürdig, mit aristokratischer Stimme und Gebärde. „Seid mir gegrüßt! Wie Ihr seht, wartete ich Eurem Wunsche gehorsam hier auf Euch, bis Ihr von unserm guten Flavius zurückkehrt.“

„Gehet Ihr jetzt mit mir nach Laurentum, um mit den andern Freunden bei mir zu speisen?“

„Mit Freuden, mein liebenswerter Freund und Beschützer! Dieser Mittag wird der Götter würdig sein.“

„Aber mit wem steht Ihr da? Wer sind diese jungen Knaben, die aussehen, wie...?“

„Wie Komödianten, die sie in der Tat auch sind. Ich habe sie soeben gegen diese Prozen in Schutz genommen und gegen den Pöbel, der sie natürlich schmähte.“

„Ihr habt gut daran getan, daß Ihr Eurem Herzen folgtet, ebenso wie Eure Epigramme oft scharf sein können. Also Komödianten sind sie?“

„Ebenso sicher, wie sie wie Komödianten aussehen, geliebter Freund. Der Grog, die an den Megalesia hier spielen wird, der Grog des Lavinius Gabinus gehören sie an.“

„Aber dann... Mir fällt soeben ein, Martial, ich habe niemand, keine Mimen, keine Tänzerinnen, die unser Mahl heute etwas erheitern könnten, wenn wir einen Augenblick vom eigenen Geplauder ausruhen wollen. Ich bin ein schlechter Gastgeber, daß ich daran nicht früher gedacht habe, und auch mein Freigelassener Hermes verdient Tadel, weil er mich nicht daran erinnert hat. Da die Megalesia bevorstehen, wird es schwer halten, gute Künstler zu finden. Denn sie alle bereiten jetzt Spiel und Tanz und Mimus vor. Was meint Ihr? Sollten diese Knaben uns nicht dienen können? Sie sehen verständig aus und gebildet.“

„Ich zweifle nicht daran, bester Freund.“

„Wie heißt du?“ fragte Plinius den Cäcilius.

Ungeachtet seines ziemlich jungen Alters — er war kaum fünfunddreißig Jahre alt — besaß Plinius eine ruhige Würde, die den Römer aus altem Geschlecht kennzeichnete. Etwas Vornehmes, das dennoch liebenswürdig blieb, weil es durchaus natürlich war, klang aus seiner ruhigen, etwas hohen Stimme.

„Cäcilius, alleredelster Herr,“ antwortete Cäcilius.

Martial lachte.

„Beim Herkules! Das ist lustig. Also wie Ihr selber, Freund. Denn, lieber Cäcilius, unser hoher Beschützer heißt Gaius Plinius Cäcilius Secundus.“

„Aber ich heiße nur Cäcilius, edler Martial,“ sagte Cäcilius sich entschuldigend, „und mein Zwillingbruder Cäcilianus.“

„Also, Cäcilius und Cäcilianus,“ hub Plinius der Jüngere — also genannt zum Unterschied von seinem verstorbenen Oheim, dem großen Naturforscher — von neuem an, „könnt ihr, liebe Knaben, mitkommen nach unserer Villa bei Laurentum, um unser Gastmahl mit Gesang, Tanz und Vortrag zu erheitern?“

Cäcilius und Cäcilianus, sehr überrascht, beratschlagten miteinander hochrot und strahlenden Auges. Sie verstanden sich in einem einzigen Augenblick.

„Alleredelster Herr,“ sagte Cäcilius, „mein Brüderchen meint

gleich mir, daß es uns gewiß zu hoher Ehre und großem Vorteil gereichen würde, so wir nicht fürchten müßten, daß unser Dominus, wenn wir so lange fortbleiben...

„Unruhig werden wird,“ vollendete Cäcilianus schüchtern, weil Cäcilius plötzlich verlegen stehen blieb.

„Wir können ihm Botschaft senden,“ meinte Plinius beruhigend.

„Dann, Herr...“

Plinius winkte einem seiner Klienten, die in dichten Reihen auf den Treppen des flavischen Palastes zauderten. Cäcilius nannte die Straße.

„Der Dominus wird im Theater sein, wenn er von den Atilen zurückkommt.“

„Er mußte zu Gymnasium wegen der Frisuren,“ wagte Cäcilianus einzudröseln.

„Zu wem?“ fragte Plinius.

„Zur Gymnasium!“ rief Martial laut lachend aus. „Ich kenne sie und ihre Tonstrix. Ja, edler Freund, in der Subura haben sich antike Gewohnheiten und antike Namen erhalten.“

„Oder“, sagte Cäcilius nach kurzem Nachdenken, „vielleicht ist er bei Nilus, dem Ägypter.“

Der Klient nahm von allem Notiz, machte sich auf den Weg.

„Wir wohnen...“ rief Cäcilianus ihm nach.

„Ja,“ rief Cäcilius, seinen Bruder unterbrechend, „hinter der Subura, im Hause mit den fünf Stockwerken, wo der Wäscher rechts...“

„Und links der Sklavenhändler,“ rief Cäcilianus dem Klienten nach, der davoneilte.

„Könnt ihr nun mitkommen, Knaben?“ fragte Plinius der Jüngere.

„Wir stehen Euch zu Diensten, alleredelster Herr!“ sagte Cäcilius feierlich. Er witterte reichen Gewinn, gute Speisen und Freude und blinzelte seinem Brüderchen zu.

Plinius winkte. Ein geräumiges Hexapherum, das von sechs starken nubischen Sklaven getragen wurde, brach sich Bahn. Sechs andere, sich stets ablösende Nubier folgten. Zwei Vorläufer knallten mit Peitschen. Die Sänfte, sowie die spärliche Kleidung der Sklaven war reich, einfach, geschmackvoll.

„Steigt ein, Martial!“ sagte Plinius einladend.

Martial stieg ein nach einigen Höflichkeitsbezeugungen. Der

arme Epigrammendichter setzte sich halb liegend, während er lächelnd das mollige Polster genoß. Plinius folgte ihm.

„Steigt ein, ihr Knaben!“ sagte Plinius und lud sie mit der Hand ein.

„Wir, Herr?“ fragte Cäcilius zögernd und Cäcilianus deutete auf sich mit fragender Gebärde.

„Steigt ein!“

Die Knaben waren an alles, besonders auch an Überraschungen gewöhnt. Sie stiegen mit großer Feierlichkeit ein. Sie setzten sich dem vornehmen Plinius und dem liebenswürdigen Martial gegenüber. Plinius winkte mit der Hand den Klienten zu — welche Menge hatte er! —, die sich verneigten. Die beiden Knaben rümpften die Nasen, weil der Böbel und die Prozen staunend dastanden, und blickten verächtlich über ihre Köpfe hinweg.

„Niemand wagt uns mehr zu schelten,“ flüsterte Cäcilianus seinem Brüderchen zu.

„Und du“, gab Cäcilius flüsternd zurück, „sitzest in einer Sänfte genau wie deine Mutter.“

„Wie verlief die *Salutatio*?“ fragte Martial mit leiser Stimme.

Plinius antwortete flüsternd. Der Kaiser habe die entbotenen Senatoren, Konsularbeamten und Vornehmen lange warten lassen. Dann sei er mit düsterer Miene erschienen, habe wenig gesprochen, sei wieder verschwunden, während er seinen mißtrauischen Blick hinter sich gesandt habe.

„Ich reiche ihm immer Honig in Epigrammen,“ flüsterte Martial. „In der vergangenen Nacht wurde ich entboten. Es ist mir gelungen, ihn einen Augenblick zum Lachen zu bringen. Ich habe ihn unverhüllt mit Jupiter verglichen. Verzeiht mir, edler Plinius! Aber ich kann nicht anders. Glaubt mir, es ist besser, wenn ich den Schurken auch weiterhin mit Jupiter vergleiche.“

„Es sei Euch verziehen,“ flüsterte Plinius, „wenn Ihr es allzeit in so kunstvoll ziseliertem Latein tut. Dann ist Euch alles verziehen. Aber wir müssen auf unserer Hut sein. Diese Knaben . . .“

„Nein, sie sind keine Angeber. Sie denken jetzt nur an die Sänfte. Seht nur, wie sie die Armlehnen aus Ebenholz betasten, wie sie das Elfenbein streicheln und sich in die Polster schmiegen. Nein, diese Knaben denken an ganz andere Dinge.“

Plinius lächelte freundlich. Er begriff und entschuldigte alles, weil er alles begriff. Er seufzte tief auf und glaubte, er könne

wohl diesmal unbesorgt sein, daß Domitian... Dennoch, wer konnte es wissen! Eine Laune des Kaisers, der so oft schon Unschuldige... Allein er wies die Sorgen von sich, sehnte sich nach seinem Landhaus, nach dem Mahl, zu dem er Gäste geladen hatte.

„Womit werden unsere blonden Komödianten uns aufwarten?“ fragte er die Knaben.

Cäcilius und Cäcilianus befragten sich, in den weichen Polstern gewiegt, mit den Augen. Sie verstanden einander. Sie begriffen, daß dieser Herr ein sehr vornehmer, sehr liebenswerter, sehr milder Herr war, der nichts anderes verlangte als Vortrag, Tanz und Gesang. Sie wußten auch, nachdem sie diesen einen Blick gewechselt hatten, beide, was sie singen, tanzen und spielen würden.

„Hero und Leander, Herr,“ sagte Cäcilius. „Aus dem Griechischen nach Kallimachos. Es ist sehr schön. Aber wie ist es mit der Musik?“

„Vielleicht könnte Sosimos, mein Freigelassener...“

„Spielt er die Flöte, Herr?“

„Gut sogar.“

„Dann...“

Cäcilius lächelte, gleich als wolle er sagen, daß es dann gewiß gelingen werde.

Plinius hatte seine Freude an diesen beiden kleinen Komödianten.

„Wie lange spielt ihr schon, ihr Knaben?“

Cäcilius berichtete es ihm, und er hörte freundlich zu. Denn er war ungeachtet seiner vornehmen Würde von Natur aus freundlich auch zu den Geringsten. Cäcilius berichtete ihm, sie beide seien entweder Findlinge oder gestohlene Kinder und schon im zartesten Kindesalter in den Besitz des Lavinius Gabinus geraten, der sehr gut, genau wie ein Vater, für sie gesorgt habe.

„Der Dominus hat uns sofort eine sehr gute Erziehung zu teil werden lassen, edler Herr. Er hat uns auf der Schule zu Syrakus bei einem Grammatista buchstabieren lernen lassen und die reine Aussprache von Vokal und Konsonant, und wann man atmen muß und wann nicht. Dann lernten wir bei einem Grammatikus zugleich mit Grammatik auch Musik und Flötenspiel und uns richtig bewegen. Wir lernten alles, was mit dem Rhythmus zusammenhängt. Ein tüchtiger Rhetor zu Syrakus lehrte uns sprechen und erzählen, eine kurze Erzählung wiedergeben, sie

ihm nacherzählen, wenn er sie erzählt hatte, z. B. aus den Metamorphosen des Ovid, Herr. Wir haben Cicero lesen müssen, Herr, und lernten zu gleicher Zeit tanzen, und als wir tanzen und spielen konnten, lehrte Lavinius Gabinius uns Komödie spielen. Wir lernten Menander griechisch und Plautus und Terenz lateinisch spielen. Er lehrte uns alle Rollen, Herr, auch den Senec und den Miles Gloriosus und den Geizhals. Aber ganz besonders erzog er uns für die ersten Frauenrollen. Er ließ unsere Stimmen ausbilden, so daß wir uns nicht zu fürchten brauchen, in großen Theatern aufzutreten. Wenn es mir vergönnt ist, dies zu sagen, Herr, so sind wir mit Curer gütigen Erlaubnis Comoedi, gute Schauspieler, und nicht Histriones, wie das unwissende Volk heutzutage alles nennt.“

Cäcilius machte ein sehr gelehrtes, etwas gewichtiges Gesicht, und Plinius lächelte. In seine Polster zurückgelehnt, sah er mit einem wohlwollenden Lächeln die beiden Knaben an und freute sich ihrer. Sie waren beide so fein und zierlich, sie hatten ihrer intellektuellen Erziehung eine gewisse Verfeinerung zu verdanken, durch die sie sich im Verein mit ihrer ungewöhnlichen, blonden Schönheit von gar so vielen andern Gauklern unterschieden. Wie frei und dennoch bescheiden, mit welchem Takt — Plinius flüsterte es Martial zu — saßen sie ihm da gegenüber, nicht allzu bequem hingestreckt, ehrfurchtsvoll, ein wenig aufrecht sitzend und dennoch ruhig und ungezwungen! Wie zierlich sprachen sie ihr Latein nun, da sie es zierlich sprechen wollten, was in der Taberne und in den Thermen nicht nötig war, ein wenig mit zusammengekniffenen Lippen, ein wenig mit dem gewählten Bombast des Comoedus aus dem höheren Lustspiel, aber ohne einen einzigen Fehler und in gefälligem Periodenbau, mit wahrhaft literarischem Anstrich!

Martial stimmte ihm lächelnd zu. Die Knaben blickten voller Interesse durch die Vorhänge der Sänfte. Die Sonne war glutvoll durchgebrochen und leuchtete in sommerlichem Glanze. Durch die Porta Capena eilten die nubischen Träger Ostia entgegen. Die fernern Berge im Osten hoben sich mit zarten opalfarbenen Umriffen von dem türkisblauen Himmel ab. Die Schirmtannen mit ihren dunklen Kronen bildeten einen eigenartigen Gegensatz zu der Zartheit all dieser Farbentöne. In der Ferne lief der Aquädukt der Aqua Claudia mit seinen erst breiten, dann in der Perspektive schmaler werdenden Bogen mit der Via Appia parallel. Die Grabmäler schimmerten grell. Die weiter hinauf

in ihren Gärten gelegenen Lusthäuser leuchteten mit ihren über die Hügel hingestreuten mattweißen Flächen, und die grasigen Hügel zur Seite des Weges grüntem in üppigen Wiesen dem Horizont entgegen. Eine Herde wolliger Schafe tummelte sich darauf und weidete in der üppigkeit der langen, wogenden Halme. Eine Hirtenflöte erklang.

„Sie laufen gut,“ pries Martial die Träger. „Es ist ein langer Weg bis Laurentum.“

„Der Weg ist schlammig vom gestrigen Regen,“ antwortete Plinius. „Das ist sowohl für uns wie auch für sie angenehmer als der lockere Sand. Zu Pferde ist es ja immer am angenehmsten. Aber wenn ich zum Kaiser entboten bin, muß ich schon die Sänfte benutzen.“

Dabei entfaltete er seine breite Toga, weil sie ihm unbequem war, und atmete tief auf in seiner, mit goldenen Palmenzweigen bestickten Galatunika. Während einiger Zeit schwiegen Plinius und Martial, schläfrig geworden durch das stetige gleichmäßige Wiegen der Träger, das diese nicht ganz verhindern konnten, wie sehr sie auch bemüht waren, einander abwechselnd, je zwei und zwei, die Sänfte auf ihren Schultern im Gleichgewicht zu halten. Die beiden Knaben indes schliefen nicht, sondern empfanden dieses sanfte Wiegen auf den immerfort sich ablösenden Sklavenschultern wie etwas Köstliches. Unablässig blickten sie hinaus. Die schweißenden Sklaven glänzten wie polierte Bronze, wie Kupfer leuchtete ihr Körper im Sonnenschein. Ein goldener Glanz breitete sich über die schweißtriefende Schwärze ihrer muskelstarken Arme, bläuliche Schattenspiele zeigten sich auf ihrer haarigen Brust. Sooft Cäcilius und Cäcilianus sie anschauten, blickten sie lächelnd auf, weil diese kleinen Komödianten Sklaven waren wie sie, und die Knaben lächelten pfißig und voller Freude an der Situation zurück.

Je weiter sie die Stadt hinter sich ließen, um so üppiger grüntem die Hügel. Unter dem glatten, blauen, schon sommertiefen Himmel, an dem hier und dort große, weiße Wolkenberge trieben, legte sich das Lenzlicht über die weite Landschaft der in immer weiterer Ferne verschwindenden Hügel, wimmelte das junge Grün, waren die Wiesen wie übersprenkelt von Tausenden von Maßliebchen, golden überglänzt von Tausenden von Butterblumen. Die breitgehörnten Büffel glänzten mit ihren leuchtend schwarzen Flanken, über die sich das Licht ergoß. Sie durch-

brüllten die schwüle Atmosphäre. Ihre rufenden Hirten ritten rings um sie her und trieben sie immer wieder zusammen. Zur Seite links floß träge die Tiber, Ostia entgegen, mit ihren breiten, gelblich blonden Wassern, in denen sich der Widerschein der Wolken und tiefer noch der blaue Glanz des Himmels spiegelte. Ein Duft von Thymian, Gras, Blumen, Wasser, Licht und Luft wogte im Verein mit dem Summen der Bienen ohne Unterlaß um die in stets gleichem Rhythmus schwankende Sänfte.

„Du,“ sagte plötzlich Cäcilianus zu seinem Brüderchen, „das paßt uns recht, das Getragenwerden, nicht wahr?“

„Kannst du die Rolle der Hero noch?“ fragte Cäcilius. „Ich will dann Leander spielen.“

„Ja, du Leander. Aber die Musik?“ antwortete Cäcilianus flüsternd, und ein Zweifel war in seiner Stimme hörbar.

„Die Musik? Wir werden sehen.“

Plötzlich sank des Cäcilianus Kopf auf die Schulter des Bruders, und er schlief ein. Auch die beiden Freunde schliefen. Cäcilius berechnete im stillen, daß der vornehme Plinius wohl steinreich sein müsse, daß aber der nette Martial mit seiner possierlichen kurzen Toga sicherlich keinen As besitze. Wieder schaute er hinaus, weil die Träger um eine Ecke bogen, links, beim fünfzehnten Meilenstein. Wie flink und gleichmäßig hatten sie getragen! Die Hälfte des Weges mochten sie wohl schon zurückgelegt haben, so rechnete er im stillen aus. Denn er erinnerte sich dessen, was er Plinius und Martial hatte sagen hören, als sie über die Entfernung der Villa bei Laurentum gesprochen. Dichte Haine aus Pinien und Lorbeer grüntem zu beiden Seiten des Weges, und in der Luft war ein lautes Summen wie von tausenden von Insekten. Wie köstlich duftete es hier! Während er den Lenzesduft einatmete, entsann er sich — seltsam — des eigenartigen Komödiantengeruchs, der sich bemerkbar machte, sobald sie spielten, des Geruchs von Kosmetika und Perücken, der in seiner Erinnerung unzertrennlich war von dem Rhythmus der Senare und Septenare. Ohne es zu bedauern, daß er dem edlen Plinius gefolgt, dachte er dennoch daran, daß der Dominus jetzt gewiß im Theater des Pompejus sei, und daß der Klient ihn dort suchen werde. Plötzlich packte ihn die Neugierde, wie wohl das Theater aussehen mochte, das er noch nicht kannte und in dem er binnen wenigen Tagen spielen sollte.

Da wehte jählings eine salzige Brise herüber. Cäcilius, dessen Brüderchen noch immer angelehnt dafuß, blickte hinaus. Wirklich, dort drüben sah er, o so tief, das Tyrrenische Meer blauen. Wie blau die See und der Himmel und die ganz fernen Hügel von Latium! Dunkel die See und tiefer, lichter der Himmel und höher. Am leuchtendsten die Hügel, doch ferner, alles blau, dann das dunklere Grün der Wälder und die gelbliche Farbe des Grases, und dann all die Butterblumen und all die Maßliebchen. Aber währenddessen war der Dominus im Theater, um alles zu prüfen. Schade war es, daß sie nicht...

Die Peitschen der Vorläufer knallten. Was mochte das bedeuten?

Cäcilius blickte hinaus und sah, daß sie das Landhaus erreicht hatten. Zwischen zwei Portiken ein weiter Vorhof, strenge mit seinen steil geschnittenen, großen Buchsbäumen, eine halbmondförmige Portikus wie ein D, aus Säulen gebildet, zwischen denen Sklaven herbeieilten.

„Wir sind da,“ sagte Plinius, indem er die Augen öffnete. Martial tat das gleiche, und Cäcilius weckte Cäcilianus.

### Drittes Kapitel.

In der Villa zu Laurentum wurde Plinius von seinen Gästen erwartet. Seit einer Stunde befanden sie sich schon dort. Der Gastgeber hatte sie aufgefordert zu kommen, wann es ihnen beliebte und hatte hinzugefügt, daß er nicht wisse, wie spät er nach der Salutatio aus dem Palatium zurückkehren werde, um mit ihnen das Mahl einzunehmen. Sein griechischer Freigelassener Hermes hatte an seines Herrn Statt die Gäste empfangen, als sie zu Pferde erschienen waren. Nachdem sie abgestiegen und die Pferde weggeführt waren, folgten die Gäste dem Freigelassenen durch die halbbrunde Portikus.

„Meine Herrin läßt sich entschuldigen, edle Herren. Sie weilt mit ihrem Großvater in unserm toskanischen Landhaus,“ sagte Hermes erläuternd.

Mit einer Handbewegung forderte er die Gäste auf, näher zu treten.

„Das Landhaus, das unser Gastgeber in Toskana besitzt, ist umfangreicher als dieses und von größeren Wäldern und weiterem Jagdgebiet umgeben. Aber eine schönere Behausung als dieses fürstliche Landhaus an der See wüßte ich nicht zu nennen,“ meinte Quintilian.

„Es schwebt hier eine antike Atmosphäre,“ sagte der alte Verginius Rufus, „die in der That an Hellas erinnert.“

Hermes geleitete die Gäste in ein viereckiges, überdecktes Atrium, in welches das Licht von oben aus einer viereckigen Öffnung in das kleine Nympheum fiel. Ringsumher waren in den rotschwarzen Freskowänden viereckige Fenster angebracht und darin zwischen roten Marmorsäulen kleine Scheiben aus durchsichtigem Spiegelstein, die zur Seite geschoben werden konnten. Auch die Dachöffnung ließ sich mit solch einer kleinen Spiegelsteinscheibe schließen.

„Das ist für schlechtes Wetter, wenn die Tyrrenische See stürmisch ist,“ meinte Hermes lächelnd. „Dann ist es ein sehr behaglicher Aufenthalt.“

Ringsumher standen viele Bildnisse zwischen Myrtenpflanzen, bronzene Köpfe auf Porphyrsokeln. Rote Rosen aus Pästum umblühten das ovale Bassin. Delphine aus schwarzem Marmor spien Wasserstrahlen. Das Murmeln war wie ein Rhythmus.

„Reich, aber dennoch zierlich und einfach,“ sagte der junge Sueton anerkennend.

„Dies ist die Schönheit, die Güte bedeutet,“ antwortete ihm Tacitus mit tiefer, dunkler Stimme.

Sie traten in den Hof und durchquerten eine Gallerie. Ein Triklinium breitete sich erstaunlich weit aus und sehr hoch, und zwischen den Säulen hindurch sahen die Gäste die See, die bis zu den Stufen der breiten Treppe emporstieg, nun, da der Südwind die leichten Wellen spielerisch staute.

„Dies ist allzeit wundervoll,“ sagte der Prokonsul Frontin, und Juvenal bestätigte es. Immer wieder machte es Eindruck auf sie, wie oft sie es auch schon geschaut haben mochten.

Auf den drei Seiten erhoben sich zwischen doppelten Türen hohe Fenster, so daß man vom Triklinium aus von drei Seiten das Meer erblicken und den Horizont unter dem Venzhimmel sich wölben sehen konnte. Azur über türkisfarbener Weite. Sich umschauend gewahrten die Gäste durch einen Hof und eine Portikus den Weg, die Wälder, die fernen Berge. Zu beiden Seiten des sich bis an die See erstreckenden Trikliniums öffneten sich weite Räume. In dem Winkel, den der Speisesaal zu einem der kleineren Räume bildete, war draußen am Strand eine Art Stadion.

„Der Spielplatz der Sklaven,“ sagte Hermes erläuternd. „Hier ringen sie oder laufen um die Wette oder werfen den Diskus und unser Herr schaut zu von seinem Gemach aus.“

Stets weiter führte er sie, höflich mit der Hand einladend. Die Gäste betraten eine Rotunde, die wie eine Kristallkuppel zwischen Marmor wirkte. Von allen Seiten war das Meer zu sehen und die Berge und die Wälder. Längs der Ufer, in weiterer Ferne lagen andere Landhäuser schimmernd zwischen Grün, Türkis und Azurblau.

„Ein olympischer Aufenthalt, nicht wahr?“ fragte Quintilian lächelnd den jungen Sueton, der die Villa bei Laurentum zum erstenmal sah.

„Ich wenigstens habe niemals eine vollendetere Wohnstatt gesehen,“ antwortete der junge Mann bewundernd.

Hermes schob in der Mauer eine Thür aus Zitronenholz zur Seite.

„Die Bibliothek,“ sagte er lächelnd, „die gelehrten Herren, wie Ihr alle seid, zur Verfügung steht. Hier folgen die Schlafgemächer meines Herrn.“

Die Gäste dankten aus Bescheidenheit. Draußen angelangt, warfen sie einen langen Blick auf die lange Reihe der Zellen, die für die vielen Sklaven und Freigelassenen bestimmt waren. Alle diese Zellen gewährten einen Ausblick auf das Meer und den felsigen Strand.

„Ich selbst habe oft weniger gut gewohnt,“ gestand Quintilian ein, „als die Sklaven unseres Freundes hier untergebracht sind.“

Hier und dort wandelten die Gäste. Von den Gärten her wallte ein Rosenduft, der sich mit dem salzigen Aroma der Bogen vermischte. Die Gäste irrten weiter, am Strand entlang. Ein intimerer Flügel rundete sich dort mit einem kleinen Speisesaal und mit verschiedenen kleineren Sälen, die um einen Hof gruppiert waren. Sie betraten die Bäder. Da war ein Schwimmbad mit Süßwasser. Sie sahen das große Hypocaustum, das zur Erwärmung diente, und die kleinen Rabinette mit den Salz- und Ölkrüglein aus Alabaster in den Nischen.

Es war alles geräumig, reich und von einfachem, aber verfeinertem Geschmack. Eine ungeheure Reihe von Gemächern zwischen Säulen und Pilastern, aber Meer, Himmel und Wald waren immer und von überall her zu sehen.

„Auch von der andern Seite her,“ meinte Hermes lächelnd, während er die Gäste weiterführte.

Sie gingen zurück durch das Trilinium, um den andern Flügel des Landhauses zu besichtigen. Die Gemächer liefen alle ineinander. Hermes öffnete weite Vorhänge. Er zeigte den von seinem Herrn am meisten geliebten Raum, der durch eine künstliche Leere von Garten und Haus getrennt und auf diese Weise völlig geräuschfrei war, nur umrauscht von dem Meer, das beinahe bis an die Fenster schlug.

„Ich würde mich hier verirren,“ meinte Sueton, der den Weg suchte. Allein Hermes eilte ihm vocan, führte die Gäste durch einen überdeckten Säulengang und sogleich wieder zurück nach dem gläsernen Binnenhof, um die Ankunft des Gastgebers abzuwarten.

Sie nahmen in den geräumigen Cathedrā rings um das Nymphäum Platz.

„Der liebenswürdigste Mann unserer Zeit!“ sagte lobpreisend der alte Verginius Rufus, der stets des Plinius väterlicher Freund gewesen. „Ein antiker, beinahe hellenischer Geist und dabei doch ein Römer und ein moderner Mensch! Freunde, laßt es uns ehrlich bekennen: Daß in unserer Zeit ein Mann leben kann wie unser Plinius, das ist eine Gnade der Götter, so wir einen kurzen Augenblick an Götter glauben dürfen. In unserer fürchterlichen Zeit, in der stets etwas wie ein dunkles Schicksal über eines jeden Haupt schwebt, einen Zeitgenossen wie Plinius zu besitzen, das ist ein Trost und ein schier unsaßbares Glück. Gibt es einen zweiten, der in diesen Tagen der wahnsinnigen Überspannung so reich und zugleich so gütig wäre, so edelmütig und so seelenrein, daß sogar Domitian es nicht wagt . . .?“

„Pst, edler Verginius!“ warnte Quintilian erschrocken. „Verzeiht mir, daß ich, der Jüngere, Euch unterbreche! Aber laßt uns den Namen des Kaisers nicht nennen! Ich bin vielleicht abergläubischer, als Ihr meint. Sooft unser Freund im Palatium erscheinen muß, fürchte ich.“

„Dies ist eine verabscheuenswürdige Zeit,“ rief Juvenal ungehalten aus. „Wenn wir zu sprechen wagten! Aber Quintilian hat recht. Wir schweigen, wir schweigen immer. Unsere Lippen sind versiegelt, weil wir zu furchtsam sind und zu abergläubisch. Ich bin dreiunddreißig Jahre alt, aber noch niemals habe ich frei zu sprechen gewagt. Werde ich es noch einmal wagen? Könnte man doch mit seiner schonungslosen Satire diese abscheuliche Zeit geißeln! Aber was nützt das alles, solange beim ersten Wort schon das ewige Schweigen auferlegt wird?“

„Was wage denn ich?“ fragte Tacitus düster, und ein Schatten der Melancholie breitete sich über seine früh gealterten Züge. „Ich bin nicht mehr jung, bin fast neun Jahre älter als Ihr. Aber das, was ich in meinem Geiste plane, die Geschichte dieser entsetzlichen Zeiten zu buchen, in denen nur Vespasian und Titus uns für einen kurzen Augenblick aufatmen ließen, das habe ich auch nicht gewagt, wenngleich ich alles aufzeichne und allen Stoff sammle, wenngleich ich meine Stunde erwarte . . .“

„Ja!“ sprach der alte Verginius Rufus finster, während er mit dem Kopfe nickte. „Dennoch war Domitian, als er noch jung war, ein guter Flavier, wie sein Vater und sein Bruder es waren.

Kann ich mich doch seiner entsinnen, wie er nach dem Feldzug in Palästina, nach dem Falle von Jerusalem, auf seinem weißen Rosse hinter Titus und Vespasian dahinsprengte. Damals war er noch sitzsam und liebenswert, nichts ließ mich damals ahnen, daß... Aber laßt mich schweigen über ihn, wie es Quintilian wünscht!"

Es war, als zögen düstere Gedanken über sie alle hin. Nichts anderes war mehr zu hören als der murmelnde Wasserstrahl in dem Nymphäum. Die Rosen von Pästum dufteten. Durch die hier und da zurückgeschobenen kleinen Fensterscheiben atmete der sanfte Wind. Ringsum eine ruhige, geschmackvolle Üppigkeit von weißem, schwarzem, rotem Marmor, rotem Porphyrr, dunkler Bronze, lauter edlen Linien und schönen Formen. Das Mosaik des Fußbodens, die Fresken der Wände, der Stuck der Decken, alles lud ein zur Ruhe und Frieden inmitten so kunstvoll reicher Einfachheit. Es war ein Tag im römischen Frühsommer. Der Gastherr, der alsbald kommen würde, war der liebenswerteste Römer, der in dieser Zeit lebte. Dennoch lag düstere Stimmung über den harrenden Gästen und ließ sich nicht bannen. Kaum daß sie die im Alpenschnee gekühlten Erfrischungen kosteten, die Hermes ihnen vorsetzen ließ. Sie alle dachten den gleichen Gedanken: Plinius ist zur Salutatatio beim Kaiser befohlen. Was hat ihm der Kaiser gesagt? Wird er alsbald wiederkehren? Denn sie alle wußten, daß der Kaiser ihn haßte, weil er liebenswert, edel und seelenrein war, wie kein anderer.

Quintilian, sein Lehrmeister, dessen durchfurchtes glattrasiertes Antlitz mit der großen geraden Nase und den d'innen Lippen in ernsten Falten lag, während das kurzgeschnittene Haar grauschwarz und dürrig über der hohen Stirn stand, saß still da und schaute vor sich hin in die Wasserstrahlen der Delphine, indes seine großen geäderten Hände auf der schwarzen Lehne der Cathedra, seine umschnürten Füße regungslos auf der Fußbank ruhten. Die Falten seiner Tunika lagen regungslos um seine unbeweglichen Glieder, die beinahe atemlos schienen. Er war der Lehrmeister aller derer gewesen, die jünger waren als er, nachdem er als etwa Fünfundzwanzigjähriger Galba in Spanien kennengelernt, ihm als Sekretär und Dolmetscher gedient und ihn später zu seiner Thronbesteigung nach Rom begleitet hatte. Dann hatte er zwanzig Jahre lang seine stark besuchte Schule geleitet. Domitian hatte ihm sogar die Erziehung der Enkel seiner Schwester

Domitilla anvertraut. Er war Konsul gewesen. Ihn umgab Ehrfurcht und Wertschätzung, ihn, den Autor der *Institutio Oratoria*, des zierlich geschriebenen Handbuchs der Beredsamkeit, das alle jugendlichen Redner benutzten. Dennoch empfand er, während er in diesem Augenblick auf Plinius wartete und sich eigener häuslicher Sorgen erinnerte, daß alles, was das Leben zu bieten vermag, vergänglich ist wie eine Seifenblase. Neben ihm saß der finstere, verbitterte Juvenal. Er schrieb bereits seine Satiren, ließ sie aber vorsichtshalber nicht erscheinen. Raum, daß er einige von ihnen in diesem intimen Freundeskreis vorlas: die über die Frauen seiner nervenüberspannten Zeit, die Patrizierinnen, die vor den billigenden Augen des Kaisers als Gladiatoren in der Arena auftraten; die über den riesengroßen Steinbutt, den der ägyptische Günstling Crispinus dem Kaiser verehrte und zu dessen Zubereitung man das ganze kaiserliche Konsilium entboten hatte. Neben ihm saß, gleichfalls finster, doch zugleich von einer Wolke der Melancholie umflossen, Tacitus. Er hatte die Bierzig bereits überschritten, aber seine Historien und Annalen wollte er erst später schreiben, und nichts in seiner Wehmut über die Zeit, in der er lebte, kündete an, daß er, wie begabt er auch sein mochte, einst der große Geschichtsschreiber werden würde. Von ritterlicher Herkunft, schon redegewandt als Advokat vor dem Tribunal, verheiratet mit Agricolas Tochter, alsbald Konsul unter Nerva, sollte sein Geist unter diesem Herrscher von einem Menschenhaß angetastet werden, der ihm die Dinge seiner Zeit noch düsterer würde erscheinen lassen, als sie bereits waren. Auch an diesem klaren Apriltag sah es in seinem Innern düster aus. Doch dieser Druck hatte nichts gemein mit der Seelenverfassung derjenigen Menschen, die sich geehrt, zum mindesten bekannt wußten. Auch war der Druck nicht der gleiche, den die schlichtere Seele des Prokonsuls Frontin empfand, der unter Agricola in Britannien die römischen Legionen geführt und der in seinem Buch über die Kriegslisten Domitian schmeichlerisch als einen großen Feldherrn, als den Besieger der Germanen bezeichnet hatte. Nun, da er frei von allem Ehrgeiz seine reiferen Jahre ruhig in Rom hatte erleben können, ging er gebeugt unter dem Drucke wegen seiner selbst, wegen seiner Freunde, wegen seines Freundes Plinius, der immer noch nicht kam. Zwischen ihnen allen saß, sehr bekannt, sehr abgeklärt und schon in ganz Rom sehr geehrt, vielleicht, weil er schon so alt war, Verginius Rufus, dem das Gewicht sämtlicher

ehrenvollster Ämter bereits die Schultern belastet hatte, der nach Vitellius' Tode zu Ehren der Flavier, des Vespasian und der Seinen, vielleicht auch aus philosophischer Abneigung den ihm angebotenen kaiserlichen Purpur abgelehnt hatte und nun wartete, wartete, wie nur ein Greis mit dem sanften, zustimmenden Nicken seines alten Hauptes warten kann. Der einzige, der diesen Druck, dieses Warten und diese düstere Melancholie nicht empfand, war der junge Sueton, Gaius Suetonius Tranquillus, dessen Gemüt unbewegt war wie seine drei Namen, der Sohn eines Tribunen, Rechtsgelehrter und wie alle Studierenden jener Zeit, Schüler des Quintilian, ein heranreisender Literat, der über die Spiele, Sitten und Gewohnheiten von Rom und Hellas arbeitete, der aber nicht der spätere berühmte Geschichtsschreiber war, wohl aber bereits die etwas trockene, phantasielose Seele, die nur empfand, daß ihre eigene Zukunft noch tagen müsse.

Plötzlich zerriß Hermes, der griechische Freigelassene, diese Stimmung düsteren Harrens. Er erschien und sagte, indem er hinauszeigte:

„Unser Herr!“

Alle erhoben sich und eilten durch die Portikus hinaus und sahen, wie die schwankende Sänfte näher kam und von den Trägern behutsam zu Boden gesetzt wurde. Sie sahen Martial aussteigen, dann Plinius und dann zwei junge Sklaven mit blonden Haaren, Seiltänzer oder Gaukler.

Wen mochte der Gastherr da mit sich bringen, er, der doch so sittenstreng war?

Die Gäste brauchten sich nicht lange verwundert zu fragen. Sie eilten Plinius und Martial entgegen, und herzlich war die Begrüßung. Es war, als atme ein jeder freier. Der alte Verginius Rufus umarmte Plinius wie ein Vater seinen Sohn. Die andern drückten ihm freudig die Hände, befragten ihn mit den Augen.

Es hatte sich nichts ereignet. Der Kaiser hatte in finsterner Laune kaum einen Augenblick gesprochen mit den Senatoren und den Konsularbeamten, hatte sich sogleich wieder zurückgezogen.

Plinius umringend traten die Gäste ein.

„Ebler Frontin,“ sagte Martial, indem er den Prokonsul begrüßte, „es ist mir eine Freude, Euch wiederzusehen. Entsinnt Ihr Euch noch, wie wir beide im vergangenen Sommer über Poesie sprachen in Curer Villa zu Bajä und wie wir gemeinsam lasen

bei Angur? Ich habe darauf ein neues Epigramm gedichtet, sowie ich ja auf alles Epigramme dichte. Natürlich ein liebenswürdiges Epigramm. Es wurde in meine letzte Sammlung aufgenommen."

Er griff in seinen Gürtel und suchte.

„Beim Herkules! Wo habe ich es nur gelassen? Wo habe ich meinen letzten Band, den ich soeben frisch aus den Händen der Kopisten erhielt, nur gelassen? Ich hatte ihn doch zu mir gesteckt."

„Mit Eurer gütigen Erlaubnis, Herr," sagte Cäcilius mit seiner hohen Stimme, indem er Martial das Bändchen darbot, „Ihr hattet es mir bereits verehrt. Hier ist es. Bekomme ich es zurück?"

„Wahrhaftig! Das hatte ich ganz vergessen. Gewiß, mein kleiner Junge, sollst du es zurückbekommen. Aber," — er blätterte — „seht, Frontin, hier ist es, hier habe ich es schon:

Anxuris aequorei placidos, Frontine, recessus  
Et proprius Baias...

„Hier ist es, und Ihr werdet daraus lernen, wie sehr ich dem geschäftigen Leben Roms die Schuld daran beimesse, daß wir einander so wenig sehen. Denn nicht wahr, meine lieben Freunde, Rom ist in der Tat geschäftig, und wir sehen uns nicht jeden Tag? Dennoch sind wir alle Söhne der Muse, und auch dieser tapfere Kriegsmann, dieser Verfasser des so sachlichen kriegskundigen Buches über die Kriegslisten ist, wie ihr alle wißt, für Poesie durchaus nicht unempfindlich."

„Wollt ihr mir gestatten, meine Freunde," sagte Plinius, „daß ich mich in ein lustigeres Gewand kleide?"

Er entfernte sich, während Hermes, der ihm voranging, in die Hände klatschte, um den Leibsklaven herbeizurufen, und Martial seine kleine, alte, etwas schäbige Toga ablegte.

Die andern versammelten sich im Atrium und umringten Martial. Es schien, als verscheuche seine Munterkeit ihre traurigen Gedanken. Sie lächelten schon alle, während sie ihn umringten und er so lebhaft berichtete.

Ein neuer Band seiner Epigramme war bei Tryphon, dem Buchhändler, erhältlich. Aber seinen Freunden würde er ihn natürlich senden. Sie wehrten ab, sagten, daß sie ihn gern selbst kaufen würden. Er gab lächelnd zurück, das sei nicht nötig, da er ohnedies durch seine Epigramme steinreich werden würde, auch wenn er einige Exemplare verschenke. Epigramme schreibe er unaufhörlich. Das sei ungefähr so wie ein Tagebuch: scharfe Epigramme, liebenswürdige, giftige, schmeichlerische.

„Auf unsern Jupiter,“ sagte er lächelnd. Er meinte den Kaiser. Domitian sei nun einmal Kaiser. Was helfe es, finster drein zu schauen? Man müsse ihn eben mit Honig füttern. Das sei das einzige Mittel, um nicht . . .

Er zwinkerte verständnisinnig mit den Augen. Sogar Juvenal und Tacitus, die beide viel ernster, finsterner, gewissenhafter waren als dieser leichttherzige Lebensgenießer mit seinem Silenentopf lächelten wohlwollend. Mochte er auch im Vergleich mit ihrem tieferen Ernst wie ein großes ungezogenes Kind erscheinen, sie waren immer bereit, ihn zu entschuldigen. Sie entschuldigten seine Verehrung Domitians, die ihm auf Veranlassung des Kaisers hin und wieder ein hübsches Süm্মchen einbrachte. Sie entschuldigten seine zweideutigen Verse, weil sie in so überaus elegantem Latein ausgesprochen, beinahe gesungen waren. Eigentlich durfte er alles tun, was ihm beliebte. Ohne gewöhnlich einen As Geld in der Tasche zu haben, wohnte er vor den Toren Roms, bei Nomentanus oder in dem kleinen Stadthäuschen, das Domitian ihm geschenkt hatte, das aber von der Wasserleitung sehr weit entfernt lag. Sie alle hatten ihm wohl schon einmal Geld gegeben, geliehen. Er war bei ihnen allen ein regelmäßiger Mittagsgast, aber trotzdem hatte er nichts von einem Parasiten an sich. Auch seinerseits lud er sie alle zu sich zu Gaste, zu einfachen, gemüthlichen Mahlzeiten mit einem billigen Wein oder zu einer Unterhaltung, die von Geist und Klugheit sprühte.

Er war viel zu viel der aus Bilbilis gebürtige Spanier geblieben, um nicht, so gut er es eben vermochte, diese Gastfreundschaft zu erwidern, indem er von seinem wenigen Geld ihnen einen Schinken vorsezte, der schon ein paarmal vorgesezt gewesen, und zwar auf einfacher, irdener Schüssel aus Arretium, dies alles aber mit so viel Grazie und Lebensfreude, daß sie die kostbaren Banketts gern dafür im Stiche ließen.

„Cäcilius,“ sagte Cäcilianus — die beiden Knaben blickten verstohlen um sich — „es ist hier wirklich schön.“

„Ja,“ sagte Cäcilius „es ist sehr schön, aber vornehm, weißt du, Cäcilianus. Das sehe ich sofort. Ganz anders als da,“ — er begann zu flüstern — „wo wir gestern abend gewesen sind.“

„Bevor wir in die Taberne des Nilus kamen,“ gab Cäcilianus flüsternd zurück.

„Ja, ganz anders. Dort war es mehr so wie in Alexandria. Weißt du noch?“

„Bei dem Neffen des Legaten. Ja. Und in Antiochia.“

„Bei dem reichen Perser, der immer betrunken war. Hier ist es vornehm.“

„Sehr vornehm. Nicht allzu frei sein, Brüderchen!“

„Frei? Das gibt's hier nicht. Aber ich fange an, hungrig zu werden.“

„Wir dürfen nicht essen, wenn wir noch spielen und singen und tanzen müssen.“

„Nein. Ich weiß. Aber ich habe fürchterlichen Hunger.“

„Und dann,“ sprach Quintilian zu Martial, „sagt mir doch, bester Freund, wer sind die blonden Knaben, die Ihr mit Euch brachtet?“

„Wie sollten sie etwas anderes sein, als das, was sie scheinen, mein Hochgelehrter?“ gab Martial scherzend zurück. „In jedem Falle dürst Ihr davon überzeugt sein, daß Euer keuscher Freund Martial nicht die geringste Schuld daran trägt, daß diese leichtsinnigen blonden Knäblein mitgekommen sind, die an Phylas und Ganymed erinnern, die uns aber keinen Wein kredenzen werden. Unser Plinius selbst hat sie, mitzukommen, um uns nach dem Mahl mit Tanz, Gesang und Vortrag zu erheitern. Es sind zwei kleine Komödianten aus der Grey, die während der Megalesia den Plautus aufführen wird.“

„Plautus?“ fragte Quintilian mit flüchtigem Staunen.

„Das haben die Kerlchen mir selbst erzählt.“

„Also doch wieder die klassische Komödie zu den szenischen Spielen?“ fragte Juvenal. „Wir hatten sie beinahe vergessen.“

„Der Mimus hat sie verdrängt,“ warf der junge Sueton bescheiden ein. „Aber eigentlich erscheint die klassische Komödie doch immer wieder zwischen den Mimusspielen.“

Quintilian zuckte die Achseln.

„Sie ist bei uns nie ursprünglich gewesen. Plautus ist lebhaft, heiter, leicht, doch ohne tiefere Weisheit. Er schreibt immer nach griechischem Vorbild. Terenz, der so keusch ist, daß seine Hetären wie Matronen wirken, ist noch griechischer, war noch mehr von seinen Vorbildern abhängig und starb, wie ihr wißt, vor Schmerz, als ihm bei einem Schiffbruch all die klassischen Stücke verloren gingen, die er aus dem Menander übersezt hatte.“

Die beiden Knaben hörten aufmerksam zu.

„Ich glaubte,“ flüsterte Cäcilianus dem Cäcilius zu, „es sei

von Plautus und Terenz gerade rühmendwert gewesen, daß sie den Griechen nachahmten. Soll man denn ursprünglich sein?"

„Pst!“ machte Cäcilius, indem er dem andern zu schweigen gebot. „Halt doch deinen Mund und hör erst zu, was die gelehrten Herren zu sagen haben! Es sind die gelehrtesten, die es in Rom gibt, und sie sind hier alle versammelt. Ich habe das gleich bemerkt.“

„Auf jeden Fall“, fuhr Tacitus fort, „wird es sehr interessant sein, ihren Aufführungen einmal beizuwohnen. Welches Stück werden sie aufführen?“

„Was führt ihr auf?“ rief Martial den Knaben zu.

„Ich denke, die Bacchides, Herr!“ sagte Cäcilius.

„Ja,“ bestätigte Cäcilianus, „die Bacchides. Sicherlich. Das ist ein hübsches Stück für uns. Wir spielen dann die beiden Bacchides.“

„Man sieht sie schon leibhaftig,“ sagte Martial, „wie sie die Rollen schöner Mädchen verkörpern.“

„Aber unser Parasit“, fuhr Cäcilianus erregt fort, „will durchaus, daß die Menächmi gespielt werden, weil er darin eine schönere Rolle hat. Aus reiner Mißgunst will der Senex das auch. Aber der Dominus . . .“

„Sei doch still!“ sagte Cäcilius. „Du darfst nicht so viel sprechen, wenn die Herren dich nicht fragen.“

„Daß ihn nur reden!“ sagte Verginius Rufus begütigend mit der leutseligen Würde des vornehmen Greises.

Cäcilianus, der niemals verlegen war, berichtete leidenschaftlich weiter. Immer seien es der Senex und der Parasit, die in den Stücken nicht auftreten wollten, in denen sie nicht die Hauptrollen hätten. Sie hätten doch nun einmal nicht solche Ausbildung genossen, wie der Dominus sie ihnen selbst habe zu teil werden lassen.

„Wo?“ fragte Quintilian.

„In Syrakus, Herr,“ antwortete Cäcilius ruhiger, indem er dem Brüderchen die Hand auf die Lippen legte. „Wir haben sogar Griechisch gelernt bei einem griechischen Rhetor und in Kleinasien spielten wir Menander.“

„Beim Herkules! Wenn ihr in Rom gelernt hättet, würde der Dominus euch die Lehrstunden des Quintilian gegönnt haben,“ sagte Martial scherzend.

„Wer ist Quintilian, Herr?“ fragte Cäcilius, allzeit wißbegierig.

„Das ist dieser Herr hier,“ antwortete Martial, indem er auf ihn deutete. „Er ist der Lehrer der kenntnisreichsten Männer Roms.“

„Dann muß der edle Quintilian wohl sehr gescheit sein,“ sagte Cäcilius bewundernd. „Denn ich habe es sogleich gemerkt, daß ihr alle gescheite Herren seid.“

„St!“ machte Cäcilianus nun seinerseits, indem er aus Rache die Hand auf Cäcilius' Lippen legte. „Du darfst nicht so freimütig sein, wenn die Herren dich nicht fragen.“

„Halt doch deinen...!“

„Ihr habt also Grammatik gelernt?“ fragte Quintilian, in dem der Pädagoge erwachte, sehr interessiert.

„Gewiß Herr, und auch etwas Rhetorik.“

„Nun sagt mir einmal,“ begann Quintilian prüfend und ein wenig schulmeisterlich, während die andern lächelnd und belustigt zuhörten, „spielt ihr Komödie während der Megalesia oder während der Ludi Megalesia?“

„Herr,“ antwortete Cäcilius schnell, „während beider. Denn man kann beides zusammen sagen: Ludi Megalesia.“

„Das sieht wie ein Solöcismus aus,“ unterbrach ihn Cäcilianus.

„Ei was!“ rief Cäcilius. „Laß mich doch sprechen! Das sieht wie ein Solöcismus aus,“ wiederholte Cäcilius rot vor Zorn. „Aber es ist nicht so. Denn die scheinbar falsche Mischform Ludi Megalesia war, obwohl in dem Wort Megalesia die Vorstellung von Ludi schon einbegriffen war, doch schon bei den alten Römern gebräuchlich, und wir dürfen...“

„Ja, wir dürfen beides zusammen sagen!“ fiel Cäcilianus rasch ein. „Nur...“

„Nur ist Ludi Megalesia weniger gebräuchlich und...“

„Dichterischer,“ warf Cäcilianus schnell ein, um das letzte Wort zu haben.

Alle lachten belustigt.

„Was ist nun ein Solöcismus?“ fragte Quintilian examinierend.

„Ein Verstoß gegen die richtige grammatische Verbindung von Worten.“

„So wie die Bewohner von Soloi...“

„In Cilicien...“

„In Cilicien . . .“

„Sie bildeten.“

„Täglich bildeten.“

Die Knaben sprachen durcheinander. Alle lachten laut. Plinius kam zurück in einer leichten Synthesina, wie man sie im Hause trug, mit Sandalen an den Füßen.

„Nun, Freunde, zur Tafel!“ bat er einladend.

„Du läßt mich nie aussprechen!“ sagte Cäcilius ärgerlich und vorwurfsvoll zu seinem Bruder.

„Nicht böse sein, Brüderchen!“ sagte Cäcilianus, indem er sich an ihn schmiegte. „Ich habe schon großen Hunger.“

Im Triclinium, dem Meere gegenüber, waren die breiten und geräumigen Ruhebetten zusammengeschoben. Es waren ihrer drei für diese acht Tafelgenossen, so daß eigentlich für neun Gäste Platz war. Die Sklaven trugen die kleinen, runden Tafeln herbei, die sie zwischen den Lagern aufstellten. Zu beiden Seiten dieser mittleren Gruppe waren längere Tafeln hergerichtet, an denen einzelne Klienten, Freigelassene in sitzender Haltung Platz nehmen sollten.

„Nimm du die kleinen Komödianten zu dir, Hermes!“ befahl Plinius dem Griechen.

„Herr,“ antwortete Hermes, „ich habe sie bereits aufgefordert, aber sie wollen nichts essen.“

„Warum nicht?“

„Sie sagen, daß sie niemals essen, bevor sie singen und tanzen und vortragen.“

„Ihr Knaben!“ rief Plinius. „Wollt ihr nichts essen?“

In gebührender Entfernung dankten sie höflich und entschuldigten sich.

„So wandelt denn durch die Gärten,“ sagte Plinius freundlich, „oder am Meer entlang.“

Die beiden Knaben verneigten sich und gingen die Treppe hinab. Sie irrten am Strand umher und kamen an den Küchen vorüber. Der Dampf stieg aus den Pfannen, die auf den verschiedenen kleinen, steinernen Öfen standen.

„Cäcilius,“ sagte Cäcilianus fast stöhnend, „ich fange an entseztlich hungrig zu werden.“

„Vielleicht wirst du nachher etwas erhalten,“ sagte Cäcilius tröstend, während beide den Duft einsogen.

„Wer seid ihr?“ riefen die geschäftigen Küchenklaven erstaunt.

„Wir werden nachher singen und spielen.“

„Komödianten?“ fragten die Küchenflaven. „Histriones?“

„Sage ihnen nicht, daß wir Comoedi sind!“ sagte Cäcilianus zu seinem Bruder, der sich ärgerte. „Sie verstehen den Unterschied doch nicht. Ja. Wir sind Histriones.“

„So singt und spielt uns etwas vor!“

„Fragt euren Herrn, ob ihr kommen dürft, um uns zu sehen im Theater des Pompejus in zwei Tagen, und applaudiert uns dann schön!“

„Das werden wir gewiß tun. Wollt ihr etwas naschen?“

„Nein, nein!“ schrie Cäcilianus verzweifelt, während ihm eine Schüssel gereicht wurde.

„Wir dürfen nicht essen, bevor wir spielen!“ sagte Cäcilius erklärend, während er sein Brüderchen der Verführung entzog.

Die Knaben irrten am Strand entlang.

„Wie ist es doch gleich, wenn Hero auf dem Turme klagt?“ fragte Cäcilianus.

Sie hielten am Saume des Meeres eine Probe ab. Ihre hohen Stimmen erklangen bald im Rezitativ, bald im Gesang. Sie sahen einen bleichen Jüngling auf sich zukommen und schwiegen.

„Ich bin Posimos!“ sprach der Jüngling. „Ich bin Freigelassener meines Herrn. Er hat mich, euch zu suchen. Ich rezitiere und spiele die Flöte und die Veier. Auch lese ich meinem Herrn öfters vor, Geschichte und Poesie.“

Er hustete und fuhr dann fort:

„Singen darf ich nicht mehr, seitdem ich Blut speie, aber meine Gesundheit hat sich sehr gebeßert, seit mein Herr mich nach Feruli schickte zu seinem Freunde Paulinus. Die Vergluff hat mir wohlgetan.“

„Dein Herr, der edle Plinius, ist wohl ein guter Herr?“ fragte Cäcilius.

„Er ist in der That ein guter Pater Familias,“ sagte Posimos, „Pater seiner ganzen Familie von Freigelassenen und Sklaven. Er betrachtet uns, in aller Ehrfurcht sei es gesagt, als seine Kinder. So gut ist er zu uns, er, der selber keine Kinder hat. Er hat mir aufgetragen, euer Spiel mit Veier oder Flöte zu begleiten.“

„Wir probten soeben,“ sagte Cäcilius.

„Ja, wir probten,“ wiederholte Cäcilianus.

„Wenn du mich vielleicht über den Verlauf des kleinen Mimus in Kenntniß setzen willst, während die Herren tafeln . . .“

„Ja,“ sagte Cäcilius. „Wir brauchen auch ein paar Pallia.“

„Um uns zu kostümieren,“ sagte Cäcilianus.

Inzwischen wurde den Gästen im Triclinium das Vorgericht aufgetischt. Plinius liebte das Übermaß nicht. Eine derartige Zusammenkunft mit literarischen Freunden war mehr ein Vorwand zum Plaudern, als zum Verzehren unzähliger Gerichte. Dennoch waren die sogenannten ländlichen Speisen gepflegt und mit Kunst zubereitet. Jeder Gast erhielt auf der ihm vorgesezten Schale drei in Schnee gekühlte Schnecken, die von Salat und zwei harten Eiern umringt waren. Auf einer andern Schüssel Oliven, Gurken und gefüllte Zwiebeln, und dies war ein einfacherer Beginn, als wenn Austern und Spanferkelwarzen ihn gebildet hätten. Der Wein, der getrunken wurde, war der gleiche, den man an der Tafel der Klienten und Freigelassenen ausschenkte: würziger, doch leichter Landwein von dem toskanischen Landgut des Plinius.

„Wir Redner,“ sagte Quintilian, „wir, die wir in der Öffentlichkeit so oft das Wort führen, sei es als Advokat in einem Prozeß, sei es bei literarischen Reden oder beim Vortrag unserer eigenen Werke, können von den Schauspielern wohl das eine oder andere lernen, wenn wir nur dafür sorgen, daß wir nicht theatralisch werden. Unsere Stimme können wir ganz gewiß nach der Methode schulen, nach der die Schauspieler die ihrige schulen.“

„Aber jung,“ sagte Verginius Rufus, „sind die Knäblein, die Plinius und Martial uns mitgebracht haben! Sie müssen in ihrem Alter — mich dünkt, sie können kaum sechzehn Jahre alt sein — große Frauenrollen spielen in einem ungeheuren Theater, wie das des Pompejus eines ist. In meiner Jugend spielten ältere Schauspieler diese Rollen. Werden ihre Stimmen, so jung noch, darunter nicht leiden?“

„Ich bin der Ansicht,“ sagte Martial, der sein Vorgericht mit Genuß verzehrte, „daß ihr Dominus sie zum Teil wegen ihrer hübschen Fräzchen diese Rolle spielen läßt.“

„Die Frauenrollen der klassischen Komödie“, fügte Plinius ein, „sind nicht schwer. Sie müssen gut gesprochen werden, und die Knaben sprechen sehr rein. Die komischen Mimusrollen sind im Grunde genommen viel schwerer und ermüdender, und die sie spielen, sind in der Regel Akrobaten.“

„Decimus,“ bat Martial den hinter ihm stehenden Sklaven,  
„gieß mir etwas gekühltes Wasser ein!“

Der Sklave füllte einen ziselierten Kristallbecher mit gekühltem Wasser.

„Ein Epigramm, Martial?“ fragte Frontin.

„Ein Epigramm?“ sagte Martial. „Herzlich gern. Hört denn!“

Er improvisierte, während er den mit Schnee gekühlten Becher emporhielt:

„Seht diesen Humpen von Glas, den das reiche Agypten ge-  
sendet!

Welch ein findiger Kopf schuf ihn mit Fleiß und Geschick!

Rastlos mühte er sich, hier Bilder an Bilder zu fügen.

Zehnmal zerbrach ihm sein Werk, bis es ihm endlich gelang.“

Die Gäste klatschten jubelnd in die Hände.

„Nach diesem zierlichen Epigramm auf die Form, Martial, erbitte ich mir eines auf den Inhalt!“ rief Sueton.

„Auf den Inhalt?“ wiederholte Martial sinnend. „So höre denn, mein junger Freund!“

Er hielt den Becher noch immer empor und sprach:

„Wer schlürft heute noch Schnee? Man kühlt sich mit Schnee  
nur das Wasser.

Wer für den Durst das erfand, war ein bedeutender Kopf.“

Sie jubelten, sie klatschten in die Hände.

„Ihr Gäste,“ sagte Plinius, „verlangt nicht mehr von unserm Freunde. Wir möchten sonst unbescheiden scheinen.“

Aber als Decimus dem Dichter wenige Tropfen eines Weines von Massilia, der nach gallischer Sitte mit Rauch versetzt und so gewürzt war, den aber der Dichter gering schätzte, in die Schale gießen wollte, fuhr Martial fort:

„Misch mir nicht rauchigen Wein in das kühle, erfrischende  
Wasser!

Denn du vertuerst den Trunk nutzlos mit jedem Schuß Wein.“

Flüsternd sprach Juvenal zu Tacitus:

„Seht, wie er daliegt, ein alter Silen bereits und doch nicht alt, ein Mann der Untugenden, mein Freund, wie keiner unter uns, aber zugleich ein Dichter, feiner als jeder von uns!“

„Er trinkt Wasser,“ sagte Tacitus „weil er weiß, daß Plinius mäßig ist.“

„Er ist mäßig aus Schmeichelei.“

„Er schmeichelt, gewiß, aber in formvollendeten Epigrammen.“

„In einem Latein, das noch feiner ziseliert ist als seine ägyptische Trinkschale.“

„In Distichen, wie sie so zierlich vor ihm niemand geschrieben hat.“

„Was er sagt, ist eigentlich nichts.“

„Aber wenn er es sagt, wird etwas daraus.“

„Man weiß kaum, warum es so bezaubert.“

„Aber es bezaubert.“

Sie lächelten Martial zu, der einige ihrer Worte aufgefangen hatte.

„Ihr beide sprecht über euern Freund Martial,“ sagte er mit dem Finger drohend. „Ich habe euch wohl gehört.“

„Dann werdet Ihr auch gehört haben, daß ich Euch pries,“ sagte Juvenal.

„Und daß ich Euch beneidete,“ sagte Tacitus. „Bleibt jung, stets lebenslustig, sorglos!“

„So, wie wir es nicht sind,“ ergänzte Juvenal.

Ihr Lächeln eilte dem Dichter entgegen, während sie ihm mit ihren Bechern zutranken.

Jetzt wurde ein großer, langer Stör aufgetischt, ein Zugus nach der Einfachheit der Borgerichte.

„Stör!“ rief Martial entzückt. „Welch köstliche Uppigkeit, edler Gastherr!

Sendet den leckeren Stör nur schnell auf die Tafel des  
Kaisers!

Solch ein seltenes Tier paßt nur auf Jupiters Tisch.“

„Er ist unverbesserlich,“ sagte Plinius lachend.

„Aber erst wollen mir selber von ihm essen,“ fuhr Martial in Prosa fort.

Sie verspeisten den Stör und sandten ihn nicht dem Domitian, so wie dessen Günstling es mit dem berühmten Steinbutt gemacht hatte, den Juvenal heimlich besungen.

Eberbraten folgte. Auf der Schüssel prangte zum Schmuck der nicht enthäutete Kopf des Ebers. Martial, der gut im Zuge

war, musterte mit einem lustigen Augenzwinkern das Tier und rief:

„Haarklein gleicht er dem borstigen Untier, das Held Meleager Auf kalydonischer Flur einst mit dem Speere erlegt.“

Während sie speisten, berichtete der Gastherr, er habe von Plutarch einen Brief aus Athen erhalten und ihr aller gemeinsamer Freund, der Dichter Statius, sei allzeit leidend.

„Was meint ihr, meine Gäste?“ fragte Plinius. „Wollen wir in Erwartung des Nachtisches unsere kleinen Komödianten hören?“

Die Gäste bejahten. Plinius klatschte dreimal in die Hände, Hermes erhob sich von der Tafel der Freigelassenen und näherte sich ihm.

„Herr?“

„Können die kleinen Komödianten jetzt etwas zum besten geben?“

„Ja, Herr,“ sprach Hermes.

„Haben sie alles, was sie brauchen?“

„Sie haben mit Zosimos ihr Spiel vorbereitet, und Plautilla hat ihnen zwei Stück Leinwand gegeben, die sie brauchen.“

„Ist das alles, dessen sie bedürfen?“

„Ja, Herr.“

„So sage ihnen, daß sie beginnen sollen!“

„Herr, sie bitten um die Erlaubnis, zwischen den Säulen am Meere spielen zu dürfen.“

„So werden wir alle uns ein wenig umwenden. Wenden wir uns um, meine lieben Gäste, auf daß wir die kleinen Komödianten sehen können!“

Sie lagerten sich auf den Ruhebetten, so daß sie alle den Ausblick auf das Meer genossen. Das erstreckte sich sommerlich blau zwischen den Säulen. Zosimos setzte sich mit seiner Doppelflöte auf einen Marmorsockel unweit der Treppe. Er präludivierte.

„Man reiche Zosimos ein Rissen!“ befahl Plinius, besorgt um die Gesundheit seines Freigelassenen. Zosimos spielte. Die beiden Flöten seines Instruments waren an einem Mundstück befestigt, aber ungleich. Die rechte war die hohe, die linke die Bassflöte. Er improvisierte eine Melodie rechts, während er sie links begleitete. Es war ein zartes, schwermütig einsetzendes Vorspiel. Als bald erschien auf einem hohen Schemel, den ein

Sklave auf die oberste Treppe hinter eine Säule gestellt hatte, Cäcilianus. Mit ganz geringen Mitteln hatte sich der Knabe in die Jungfrau Hero, die Priesterin der Aphrodite, umgewandelt. Einige weiße Haarbänder, die ihm die Haushälterin Plautilla verschafft hatte, wanden sich um seine breit ausgekämmten blonden Locken, und mit einem rosafarbenen Stück Leinwand hatte er sich zierlich unwickelt und dies dann um die Hüften festgeschnürt. Es fiel auf seine Füße herab. Seine Arme waren frei, weiß und rund wie die eines Mädchens. Als er hinter der Säule auf dem Schemel zum Vorschein kam, im Hintergrund das blaue Meer, da sprach Heros hohe Stimme von der ungeheuren Ruhe dieses Meeres und daß sie den erwarte, der in jener Nacht den Hellepont überschwamm, sooft sie ihre Lampe als Leuchte auf diesen Turm gestellt. Cäcilianus schien, unterstützt von dem Flötenspiel des Bosimos, der dem Rezitativ des Knaben folgte, voller Sehnsucht seine Liebe hinauszuschreien über den Hellepont hinüber zu Leander, der zauderte.

Die Gäste des Plinius wunderten sich über seine Stimme, die hoch, hell und gutgeschult dieses verliebte Schmachten hinausrief.

Zur Seite des Trifliniums am Strande kamen die Küchenklaven schüchtern zum Vorschein, um zu sehen und zu hören. Die Gebärden des Cäcilianus, seine sich ausbreitenden Arme formten eine Melodie von Linien, die fast unbewußt der Melodie der rechten Flöte sich anpaßte, die kam und ging und immer schwermütiger ward ob des vergeblichen Wartens. Denn die See schien dunkler zu werden mit ihren wilden heranrollenden Wogen, und Hero rief nun fast schreiend ihre Angst hinaus. Sie rang die Arme und sank, die Göttin anrufend, in sich zusammen. Eine seltsame Leidenschaft sprach aus den Akzenten dieses jungen Knaben, etwas, das seinem Alter und seinem Geschlecht fremd zu sein schien, eine Offenbarung seiner jungen Künstlerseele.

Plinius und seine Gäste lauschten, einander zunicend, gerührt.

Indessen war jenseit unweit einer andern Säule Leander sichtbar geworden. Bosimos wiederholte sein schmachtendes Sehnsuchtsmotiv weniger hoch, männlicher. Immer wieder gewann die Bassflöte die Herrschaft. Cäcilianus, der den Leander spielte, sprach von seiner Liebe, von seiner Sehnsucht nach Hero. Dann winkte er verstohlen dem Bosimos, und der Flötenspieler ahmte plötzlich mit dem tiefsten Basson seiner linken Flöte das Meer und

den rasenden stürmischen Wellenschlag nach. Veander — Cäcilius — spielte, er wollte sich ins Meer stürzen. Er warf den Mantel ab, der ihn umhüllte und stand nackt da. In seltsamer Schönheit hob sich dieser helle Knabentkörper von dem Marmor der Säulen, von der Bläue des Himmels und des Meeres ab.

„Die Knaben spielen sehr gut,“ sagte Tacitus bewundernd.

„Ihre Aussprache ist auffallend rein,“ sagte Quintilian.

„Aber die See spielt ihre Rolle nicht gut,“ meinte Martial.

In der That dehnte sich die See in selbigem Blau und lenzlicher Ruhe zwischen den Säulen. Nur in dem kleinen Mimus raste das Meer, hatte sich Veander in schäumende Bogen geworfen. Als er an der untersten Stufe der Treppe angelangt war und die Anstrengungen des Schwimmens durch Gebärden darstellte und sein Keuchen das Nachlassen seiner Kräfte, gab Martial nicht länger acht darauf, daß die See ihre Rolle schlecht spielte. In dem Spiele des Cäcilius, dessen Stimme und Gebärde männlich war, verkörperte sich der Kampf zwischen menschlicher Kraft und übermächtigem Element. Aus seinem Schrei tönte die Verzweiflung dessen, der fern von seiner Liebe den Tod findet. Wieder erschien Hero auf dem hohen Turme, Cäcilianus auf seinem Schemel. Es war, als erkenne er in dem dunklen Sturme den Geliebten, der mit den Wellen kämpfte. Hero ließ ihre Lampe heller leuchten, Hero winkte mit ihrem Schleier, um dem, der ihr entgegenschwamm, Mut zu geben, und die beiden Stimmen, die des Cäcilianus etwas höher, etwas tiefer die des Cäcilius, riefen einander gemeinsam ihre Verzweiflung, ihre Angst, ihren Schmerz entgegen. Indessen waren von links und von rechts alle Sklaven herbeigeeilt. Die beiden Knaben klagten, begleitet von dem basähnlichen Wellenschlag, der sich immer und immer wieder auf des Sosimos linker Flöte wiederholte mit der Arabeske der Sehnsucht, die sich in Schmerz und Sturm auf der klingenden rechten Flöte zu verwirren schien, ihre stets höher steigende Erregung. Dann verschwand Veander. Er ertrank, während seine Hand noch ein letztes Lebewohl winkte. Cäcilianus rief dem Himmel und Aphrodite anklagenden Schmerz entgegen und Hero stürzte sich vor Schmerz hinab.

Das Flötenspiel verhallte wie ein stets schwächer werdender Wellenschlag.

„Die See spielte gleichgültig nicht mit,“ sprach Plinius bestätigend zu Martial, „allein die beiden Knaben sind Künstler.“

Nein, werter Frontin, in meiner Familia habe ich keine fest angestellten Narren, Flötenspieler, Zwerge oder sonstige Possenreißer. Ihr wißt ja, was das für ein Völkchen ist. Wenn sie obszön wären meinen Gästen gegenüber, würde ich mich auch nicht wundern. Denn sie sind der Ansicht, daß sie so fein müssen, um uns zu belustigen. Aber ihre Obszönitäten könnten mir doch nimmermehr behagen. Prodigia, Monstren nennen wir sie oft, nicht wahr? Andererseits lasse ich aber auch den Geschmack der andern gelten und bin durchaus nicht entrüstet, wenn andere sich an ihnen erfreuen. Seid ihr müde, ihr Knaben, oder wollt ihr uns noch einen andern Mimus vortragen?"

Die Knaben waren bereit.

„Was dünkt Euch, edler Herr, von Adonis und Aphrodite?"  
Allein Hermes näherte sich erschreckt dem Plinius.

„Herr!" sprach er.

„Was gibt es?"

„Es ist ein Bote da vom Palatium."

Alle erschrafen. Mitten in diese Stunde des behaglichen Beisammenseins all dieser gesetzten Männer von Geschmack und Verstand, mitten in den Reiz des noch nicht ganz abgelaufenen Mahles, — die Sonne begann sich rötlicher zu färben, die ruhige See ward purpurn — mitten in diese seltene Stunde der Sorglosigkeit zwischen Wein und Plauderei, zu der die Knaben ihre anmutige Kunst gefügt hatten, fiel der Druck, der allzeit wiederlehrende Druck, fiel plötzlich die düstere Melancholie, die geheime Furcht, die Unsicherheit der entsetzlichen Zeiten. Alle hatten sich erhoben und umringten Plinius. Sie waren besorgt um ihren Freund. Denn sie fühlten die Furcht und die Ungewißheit, die melancholische Dürsterkeit, und die einzigen, die dies nicht empfanden, waren die beiden Knaben. Verwundert standen sie da, dachten noch an Adonis und Aphrodite, weil der edle Plinius einen weiteren Mimus gewünscht hatte und begriffen nicht diesen plötzlichen Druck. Für sie gab es nur die Sorglosigkeit, die heitere Ausübung ihres verachteten Berufes, die beneidenswerte Unbekanntheit. Wer waren sie? Sie brauchten niemals Furcht zu hegen, wie schrecklich die Zeiten auch sein mochten. Ihnen konnte eine Botschaft des Domitian nichts anhaben. Wußte er doch nicht einmal um ihr Dasein.

„Was wünscht der Kaiser?" fragte Plinius bleich. In jedem Augenblick konnte die Ungnade treffen.

„Der Augustus wünscht, daß Marcus Valerius Martialis sich in das Palatium begeben.“

Alle atmeten auf, Martial lachte.

„Er befiehlt nur mich. Werte Freunde, fürchtet nicht um mich! Ich bin nur sein Narr und tue ihm schön. Mir wird nichts widerfahren. Ich sage ihm meine süßesten Epigramme her, und er schluckt sie und lacht. Nur meiner Wenigkeit gilt es, daß ein kaiserlicher Bote auf galoppierendem Rosse nach Laurentum kommt, nachdem er mich erst in Romentum vergeblich gesucht hat. Nur mir gilt es, mir, Martial, dessen Schultern von keiner ehrenvollen Bürde gedrückt werden, der kaum unserm kleinen Ritterstand angehört — gehöre ich ihm denn eigentlich an? — mir, der selten mehr als ein paar As in der Tasche hat, der in einem kleinen Häuschen wohnt, das der Kaiser mir geschenkt, jedoch ohne Wasserleitung, und doch so glücklich ist, einen netten kleinen Sklaven — einen einzigen — mein zu nennen, der mir das Wasser holt. Martial, meine Freunde, der Hermes nun um seine alte abgetragene Toga bittet, um zu abendlichem Besuch zu Hofe gehen. Freunde, Freunde, sitzt von neuem nieder in horazischer Seelenruhe und laßt mich gehen! Wahrlich, mir wird nichts widerfahren, nichts anderes, als daß ich heute zu viel essen werde, wenn mich Domitian zum Nachtmahl läßt. Auch dann, meine Freunde, braucht ihr noch nichts zu fürchten. Denn ich werde das morgen sogleich wettmachen. Morgen esse ich dann nichts, Freunde.“

Die Gäste lächelten erleichtert. Hermes brachte die kleine Toga.

„Martial,“ sagte Plinius, „eine Sänfte steht natürlich zu Eurer Verfügung.“

„Dank, mein sorgsamer Freund!“

„Nur möchte ich Euch bitten, die beiden kleinen Komödianten nach Rom mitzunehmen.“

„Ich will es, so Ihr ihnen in der vorgeschriebenen Form das Recht verleiht, sich in einer Sänfte tragen zu lassen.“

Die Gäste lachten.

„Ihr Knaben,“ sprach Plinius, „wir können das Spiel von Adonis und Aphrodite leider nicht mehr hören. Ihr müßt mit Martial gehen. Kleidet euch rasch um! Der Kaiser wartet.“

Die beiden Knaben eilten davon, um ihre Tuniken anzuziehen.

„Hermes,“ befahl Plinius, „richte einen Korb her für die

Knaben, fülle ihn mit Speisen und Getränken und bringe mir die Truhe aus Zitronenholz, die in meinem Arbeitszimmer steht, und den silbernen Schrein aus der kleinen Schatzkammer!"

Die Gäste und Sklaven waren voll Spannung und Unruhe, seit der Name des Kaisers erklingen war. Die Knaben kehrten umgekleidet zurück. Vor der Portikus bereiteten die Nubier eine Sänfte, eine kleinere als die, welche Plinius zur *Salutatio* geführt hatte. Hermes brachte den silbernen Schrein und die Truhe aus Zitronenholz.

„Ihr Knaben,“ sprach Plinius, indem er Truhe und Schrein öffnete, „ihr habt uns schöne Kunst geschenkt. Wiewohl noch jung, seid ihr bereits Künstler. Hier habt ihr ein jeder eine kleine Vergütung!“

Er reichte jedem von ihnen ein Goldstück.

„Hier eine Entschädigung für den Dominus! Vergeßt nicht, sie ihm zu geben!“

Er reichte ihnen ein drittes Goldstück.

„Und hier“, sprach er, indem er die Truhe aus Zitronenholz öffnete, „ist noch etwas, was euch Freude bereiten wird. Hier sind unter andern Erinnerungen an meine Reise in Hellas zwei griechische Masken, Frauenmasken. Sie sind nicht dazu geeignet, gebraucht zu werden, wenn ihr spielt, können euch aber doch vielleicht irgendwie nützen, während sie bei mir vergessen in dieser Truhe schlummern.“

„O Herr!“ schrie Cäcilius. „Es sind prachtvolle griechische Personä. Es sind Masken, die man nur noch selten findet. Dank, Herr, Dank! Wir werden, wenn wir die *Bacchides* spielen, unsere Gesichtszüge nach dem Vorbild dieser Masken schminken lassen.“

„Dann werden wir alle kommen, um euch zu sehen. Aber fort jetzt, fort! Der Kaiser erwartet Martial.“

Alle geleiteten Martial, der sich mit einem Schwung, als sei sie eine *Senatorenlatiavia*, in seine einfache Toga gehüllt hatte. Die Knaben folgten ihm mit ihrem Korb und den Masken.

Sie stiegen ein. Die Gäste winkten. Die schwarzen Sklaven trabten davon.

„Martial...“ begann Cäcilius; denn ihn befeelte der Wunsch, seine Eindrücke mitzuteilen.

„Verhaltet euch jetzt ganz ruhig, Knaben!“ sagte Martial. „Dies ist ein sehr gewichtiger Augenblick. Ich muß mindestens

fünf neue Epigramme für den Kaiser machen. Laßt mich jetzt ruhig denken und dichten!“

„Ja, Martial,“ sagte Cäcilius voller Ehrfurcht, weil Martial zu Domitian entboten war.

„Cäcilius,“ sagte Cäcilianus, „jetzt sterbe ich aber beinahe vor Hunger. Was ist denn in dem Korbe?“

Er öffnete ihn.

Hinter den Tannenwäldern von Laurentum glühte rot die untergehende Sonne. Das weite Meer badete sich in Purpur. Das Landhaus mit seinen zurückweichenden Säulen zeigte nur noch verschwommene Umrisse. Die Träger trabten.

Cäcilianus begann begehrlieh in dem Korbe zu wühlen. Er entdeckte darin die mit Salat umhüllten Schnecken, die harten Eier, Schnitten Eberbraten und Honigkuchen, viel feiner und duftender als die des Nilus, und auch einen Krug Wein.

In der Dämmerung, die über dem Wege lag, aßen die Knaben heißhungrig und schweigend, während sie sich von dem Rhythmus der trabenden Träger wiegen ließen.

Ihnen gegenüber saß Martial, ernst in die Polster zurückgelehnt, und dichtete seine fünf Epigramme.

## Viertes Kapitel.

Die Nacht brach schon herein, als die Sänfte durch die Porta Naudusculana und längs der Südseite des Zirkus Maximus das innere Rom erreicht hatte. Die keuchenden Träger eilten am Pädagogium der kaiserlichen Sklaven vorüber und machten halt vor einer kleinen Hinterpforte unweit eines Wachthauses der Prätorianer. Die Soldaten saßen beim Licht einer qualmenden Lampe rittlings auf einer Bank und würfelten um einen Krug Wein.

Martial erwachte aus seinem Grübeln.

„Knaben,“ sprach er, „hier steige ich aus. Dies ist die Pforte, durch die ich zum Kaiser gelange. Wohin geht ihr?“

„Herr,“ erwiderte Cäcilius, „wir müssen den Dominus suchen.“

„Dominus suchen,“ wiederholte Cäcilianus.

„Er wird vermutlich im Theater sein.“

„Im Theater des Pompejus.“

„Pompejus, natürlich.“

„Könnt ihr euch zurechtfinden, ihr Knaben?“ fragte Martial.

„In der Sänfte dürft ihr euch nicht weiter tragen lassen. Denn sogar mein Recht, eine Sänfte zu benutzen, ist recht anfechtbar.“

„Natürlich, Herr, wir werden zu Fuß gehen.“

„Zu Fuß gehen,“ erklang das Echo des Cäcilianus.

Sie stiegen alle drei aus. Martial gab den Vorläufern ein Trinkgeld. Die Nacht war feucht nach dem strahlenden Apriltag. Ein silberner Dunst hing in der Luft gleich einem ungeheuren durchsichtigen Spinnweben. Die Knaben fröstelten in ihren leichten Tuniken.

„Hier,“ sagte Martial, während er eine weiße Lacerna ergriff, die in der Sänfte lag, „nehmt diesen Mantel um! Ich bin davon überzeugt, daß der edle Plinius sie hat in die Sänfte legen lassen für den von uns dreien, der frieren würde.“

„Meint Ihr wirklich, Herr?“ fragte Cäcilius zweifelnd.

„Natürlich!“ sagte Cäcilianus. „Denn der edle Plinius ist ein ganz besonders edler Herr.“

Martial legte den beiden Knaben die Lacerna um die Schultern und lächelte.

„Setzt, in diesem einen weißen Mantel, seht ihr aus wie zwei kleine Dioskuren,“ sagte er. „Ich werde ein Epigramm auf euch dichten. Aber erst muß ich noch ein fünftes für den Kaiser vollenden. Mit vierein darf ich ihm nicht aufwarten. Denn vier ist keine ehrerbietige Zahl, und drei sind zu wenig. Guten Abend, meine Prätorianer! Ich bin zum Kaiser entboten.“

„Tretet näher, Martial!“ sagten die Prätorianer einladend, während sie sich erhoben. Schon schwankte die Sänfte davon.

„Ich werde mich beeilen,“ sagte Martial. Flüchtig streichelte er Cäcilius über den Kopf, gab Cäcilianus einen leichten Schlag auf die Wange und schlüpfte dann eilig durch die kleine Pforte, um den Kaiser nicht länger warten zu lassen, als dringend nötig war.

„Und ihr, Knäblein?“ fragten die Prätorianer, die sich schon wieder zu ihren Krügen und den Würfeln rittlings auf die Bank gesetzt hatten.

„Wir müssen zum Theater des Pompejus. Wir sind Komödianten,“ sagte Cäcilius erklärend.

„Setzt euch nur ein wenig zu uns, ihr Knäbchen!“ sagten die Prätorianer. Sie saßen da in ihren lebernen Soldatentuniken, mit schweren Caligä an den Füßen und breiten Riemen um die Waden. Ihre Helme hatten sie abgenommen. Ihre Schwerter hingen an der Wand. Die Zeit wurde ihnen lang. Vorerst würden sie nicht abgelöst werden, und junge Komödianten waren immer willkommen.

„Nein,“ sagte Cäcilius. „Es wird nicht gehen. Wir müssen zu unserm Dominus.“

„Wird nicht gehen,“ wiederholte Cäcilianus.

„Ich hoffe, daß er im Theater ist. Wirklich, wir müssen ins Theater. Wo ist es?“

„Geht nur am Septizonium vorbei!“

„An dem hohen Gebäude dort?“

„Ja, an dem hohen Wachtgebäude und dann noch am Zirkus Maximus entlang.“

„Und dann?“

„Am Forum Boarium vorüber.“

„Ecastor! Und dann?“

„Zwischen dem Capitolinus und dem Theater des Marcellus hindurch.“

„Ist es denn noch weiter als das Marcellustheater?“

„Beim Herkules, ja! Ein beträchtliches Stück weiter.“

„Und dann?“

„Durch die Portikus der Octavia und am Theater des Balbus entlang.“

„Ecastor!“ Cäcilius ließ wieder seinen sonst nur von Mädchen gebrauchten Fluch hören, und die Prätorianer lachten, weil er so zierlich wie ein Mädchen fluchte. „Müssen wir an zwei Theatern vorüber, bevor wir...“

„An das richtige Theater kommen? Jawohl, mein kleiner Komödiant.“

„Ecere!“ sagte Cäcilianus. Er fluchte seiner noch als Cäcilius bei Ceres, weil auch er die Prätorianer zum Lachen bringen wollte. Sie lachten über ihn und ahmten ihm nach: Ecere und Ecastor!

„Flucht auch einmal beim Herkules!“ rief ein Prätorianer zum Scherz mit donnernder Stimme.

„Beim Herkules!“ fluchten die Knaben nun, während ihre Stimmen plötzlich erklangen wie die Bassstimmen von Männern, und die Prätorianer brüllten vor Lachen und sagten einladend:

„Wollt ihr nicht einen Krug Wein hier trinken einen Augenblick auf dieser Bank?“

Aber die beiden hatten besseren Wein getrunken in der Sänfte und eilten davon. Sie schmiegteten sich dicht aneinander in der weißen Lacerna und preßten die blonden Köpfe fest zusammen.

„Das ist ein Paar!“ sagten die Prätorianer schmunzelnd, während sie ihnen nachblickten. Dann würfeln sie weiter um den Krug Wein.

Die Knaben gingen am Septizonium entlang und blickten empor.

„Hoch, nicht wahr?“ sagte Cäcilianus.

„Sieben Stockwerke,“ sagte Cäcilius.

„Sieben? Ich will einmal zählen: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, ja, wahrhaftig sieben...“

„Nicht so hoch wie...“

„Wie der Pharos von Alexandria.“

„Aber doch hoch.“

„Sehr hoch und mit dem Ausblick über die Via Appia.“

„Die Via Appia. Wer weiß...?“

Plötzlich gewahrten sie ein Paar im Schatten des Gebäudes. Ein Mann und eine Frau schlenderten, in einen einzigen Mantel gehüllt, langsamen Schrittes dahin. Die nächtliche Dämmerung hüllte sie ein, aber Cäcilius erkannte sie doch.

„Castor!“ rief sichernd Cäcilius.

„Cecere!“ rief sie erkennend, auch Cäcilianus, während er vor lauter Freude seinen Bruder in der Seite kitzelte.

„Siehst du es?“

„Ob ich es sehe!“

„Die Patrizierin...“

„Von gestern...“

„Ja, die unsere Rollen spielen will. Sie soll lieber...“

„Und Colossores...“

„Der uns auf seinen Anien reiten ließ...“

„Pst! Still! Laß sie nicht merken, daß wir sie gesehen haben. Wir wollen horchen.“

„Ja, horchen.“

Die beiden Knaben schlichen ins Septizonium. Der Mond ging auf. Langsam verschmolz die unbestimmte Glorie mit dem feuchten silbernen Spinnweben, das gleichsam den ganzen Himmel durchwob. Sie schauten sich um. Es war Colossores und Fabulla. Sie gingen fest aneinander geschmiegt, und man hörte Küsse.

„Hu!“ riefen die beiden Knaben, um das Paar zu erschrecken.

Fabulla schrie auf. Colossores fluchte. Einen Augenblick stand er breitbeinig da mit geballten Fäusten, schlagbereit. Dann gewahrte er die Knaben. Sie eilten davon in ihrem flatternden Mantel. Er erkannte sie, eilte ihnen nach, holte sie mit ein paar großen Schritten ein, packte sie im Nacken. Sie lachten und schrien.

„Nicht doch, Colossores! Wir sind Cäcilius und Cäcilianus!“

„Wo wollt ihr denn hin, ihr Schlingel?“

„Zum Theater. Der Dominus erwartet uns. Sitzt er etwa bei Nilus, Colossores?“

„Weiß ich es?“

„Hast du nicht bei Nilus gespeist?“

„Ich will jetzt erst speisen.“

„Bei Fabulla?“

„Fabulla?“

„Ja, bei Fabulla.“

Des Colosseros Fäuste hielten noch immer die Nacken der Knaben umklammert. Jetzt ließ er sie los, lachte sie gutmütig aus und streichelte ihnen das Kinn zum Zeichen, daß er ihnen verziehen hatte. Alle hatten sie lieb, wiewohl sie echte Schlingel waren.

„Wir sind den ganzen Nachmittag artig gewesen,“ sagte Cäcilius.

„Wird wohl so gewesen sein,“ antwortete zweifelnd Colosseros.

„Aber wo? was meinst du? Beim edlen Plinius!“

„Alles mit einer Suppe übergossen.“ So lautete des Colosseros Wahlspruch. „So lebt denn wohl!“

„Vale, Colosseros!“

„Vale!“

„Laß es dir gut schmecken!“

„Gut schmecken bei Fabulla!“

Die Knaben eilten davon, schauten sich noch einmal um. Der Gladiator und die Patrizierin entfernten sich hastiger. Fabulla schien eine weitere Begegnung zu fürchten.

In Roms nächtlichen Straßen, in diesem Viertel zwischen dem Palatin und der Tiber war kein Mensch zu sehen. Hier herrschte die Verlassenheit der Großstadt. Rechts hoben sich, vom aufgehenden Monde beleuchtet, die kaiserlichen Paläste weiß ab vom nächtlichen Himmel, über den ein silbern Spinnwebgewebe ausgespannt zu sein schien. Links verschwamm die langgestreckte Mauer des Birkus Maximus mit regelmäßig wiederkehrenden Säulengängen, in denen Bildnisse standen, die gespenstergleich wirkten. Die Knaben fürchteten sich. Eng aneinandergeschmiegt eilten sie dahin, in die eine weiße Lacerna gehüllt. Sie begegneten keinem Menschen.

„Denk nur, wenn wir ein Gespenst sähen!“ sagte Cäcilianus schauernd.

„Ei was!“ sagte Cäcilius ihn beruhigend, obwohl er selber sich fürchtete.

„Man wird besessen, wenn man ein Gespenst sieht.“

„Ei was!“

„Doch, doch! Man wird wahnsinnig.“

„Hör doch auf, Cäcilianus!“

Jetzt bogen zwei dunkle Gestalten um die Ecke des Birkus Maximus.

„Cäcilius!“ sagte Cäcilianus ächzend.

„Bist du denn närrisch, dich so zu fürchten?“

Allein sie fürchteten sich beide, bis sie die Männer erkannt hatten. Es waren die beiden, die gestern beisammen gefessen und viel getuschelt hatten, während sie immerfort zu Fabulla und Nigrina hinüberblickten. Doch plötzlich fürchteten sich die Knaben weniger vor den finsternen Gesellen. Denn sie hatten sie erkannt.

„Viel Glück!“ rief Cäcilius ihnen zu.

„Glück!“ wiederholte Cäcilianus ängstlich.

Die Männer hielten sie an.

„Wohin wollt ihr, kleine Komödianten?“

„Ins Theater.“

„Des Pompejus.“

„Wir suchen den Dominus.“

„Aß er bei Nilus?“

„Weiß ich es?“ antwortete der entlaufene Sklave. „Wir waren nicht bei Nilus. Sagt nicht, daß ihr uns gesehen habt!“

„Niemals!“ versicherte Cäcilius feierlich.

„Niemals!“ wiederholte Cäcilianus.

„Ballete!“

„Ballete!“

Sie gingen aneinander vorüber.

„Die werden jetzt eine Gelegenheit suchen . . .“

„Also Einbrecher?“

„Natürlich.“

„Denk nur, wenn sie in unser Landhaus . . .“

„Einbrächen!“

Die Knaben kicherten. Wie weit war es um sie her und wie einsam! Dieser weite, von Pfählen eingefasste Platz war sicher das Forum Boarium. Ein großer bronzener Stier ward sichtbar.

„Hier ist hin und wieder Viehmarkt.“

„Meinst du?“

„Sieh nur den Tempel mit den vergoldeten Ziegeln! Wie er im Mondlicht leuchtet!“

„Gewiß ist das der Tempel des Jupiter Capitolinus. All die Gebäude dort mit den Bildnissen, das muß das Kapitol sein.“

„Ja, und weiter drüben die Arg. Sieh nur! Man erkennt deutlich die Burg.“

„Hier links die halbrunde Mauer? Ein Theater!“

„Das ist das erste, an dem wir vorüber müssen, das Marcellustheater.“

„Sieh nur die Portikus!“ sagte Cäcilianus bewundernd.

Weiß, weit und üppig schimmerte die säulenreiche Portikus der Octavia. Die zahlreichen Säulen, dreihundert an der Zahl, reiheten sich hintereinander wie ein Wald glänzender Stämme, Schneeberge mit breiten, bläulichen Schattenumrissen. Ein später Fußgänger entfernte sich schleppenden Schrittes, strauchelnd.

„Er ist betrunken,“ sagte Cäcilianus flüsternd.

„Trunkenbold!“ schrie Cäcilianus ihm scheltend nach. Aber als sich der Trunkenbold umwandte gleich einem dunklen Affen im Säulenwald der blanken Stämme, rannten die beiden Knaben ängstlich davon. Die Lacerna umflatterte sie, und beinahe hätte Cäcilius die Masken verloren, die ihm Plinius geschenkt hatte.

„Trunkenbold!“ schalt Cäcilius ihm noch von weitem nach.

Als sie an der Portikus vorüber waren, schauten sich die Knaben lichernd vor Freude und dennoch ängstlich nochmals um. Weiße Wolken trieben am Himmel, rings um sie breitete sich die weite, weiße, verlassene nächtliche Stadt. Schmal nur waren die Straßen, mit den Furchen der Wagen Spuren, den seit Jahrhunderten stets gleichen, und der Bordschwelle neben diesen Spuren. Hin und wieder bot sich plötzlich zwischen den Gebäuden eine Fernsicht. Ein Blick auf die leuchtende Tiber links, rechts über einer verlassenen unbebauten Ebene die jäh aufleuchtende Pracht der kaiserlichen Fora: das des Cäsar, das des Augustus, das des Vespasian, das modernste. In dieser unbestimmt silbern leuchtenden Ferne sah man Säulen, Säulen, Säulen. Hier war niemand. Das Nachtleben rief die Römer, die zu dieser Stunde nicht daheim weilten, nicht in diese Gegend. Es war beängstigend weit und weiß, vornehm und öde, und die Standbilder in den Nischen der Mauern oder zwischen den Säulen der Portiken waren gespenstergleich. Aber am frühen Morgen, nach Ablauf der ersten oder zweiten Stunde, füllte sich diese Leere mit der Menge der Geschäftigen, der Geschäftsleute, der Advokaten und Prozeßzeugen, der allzeit lauernnden Angeber, mit dem ganzen regen Leben, das das Forum Romanum nicht allein zu umspannen vermochte. Jetzt aber waren nur die weißen Bildnisse sichtbar und die dunklen Schatten, gespenstergleich.

Die Knaben eilten weiter, und plötzlich rief Cäcilius, während er die Masken fest in den Arm unter die Mantelfalten drückte:

„Dort muß es sein.“

„Muß es sein,“ wiederholte Cäcilianus mit Nachdruck. Denn ein herrlicher Halbkreis reckte sich empor, mit Bildnissen bekrönt.

„Das Theater des Pompejus.“

„Mit seiner Portikus.“

Der Mond stand hinter den Wolken. Zwischen den Säulen der ungeheuren Portikus des Theaters dunkelte es. Es war, als hörten die Knaben Stimmen hinter der runden Mauer mit ihren Säulen, Nischen, Bildnissen. Sie gingen an den Säulen entlang, suchten den Eingang. Eine Pforte war geöffnet. Die Stimmen wurden deutlicher hörbar.

„Hier ist es,“ sagte Cäcilianus entschieden.

„Natürlich ist es hier,“ sagte Cäcilius.

„Was gibt es?“ ließ sich eine tiefe Stimme im Dunkel vernehmen.

„Pompejus?“ fragte Cäcilius.

„Sein Theater wenigstens,“ antwortete der Pförtner.

„Ist der Dominus hier?“

„Jawohl. Euch wird es schlecht ergehen. Macht nur rasch, daß ihr hereinkommt!“ sagte der Janitor des Theaters. Er war eine gewichtige Persönlichkeit, Sklave, aber ein staatlicher. „Rechts herum!“

Die beiden Knaben schlüpfen hinein, eilten sogleich eine Treppensucht empor. Plötzlich dunkelte das ungeheure Theater vor ihnen wie ein halbrunder Brunnen, während der Janitor hinter ihnen herfluchte. Die halbrunde Mauer schien sich bis in die Wolken zu erheben, die Bildnisse, die den Umgang krönten, reckten sich dem Mond entgegen, der langsam hinter den Wolken hervortrat. Er sandte sein dämmeriges Licht herein, verschwand dann wieder, ließ alles in neuem Dunkel, während er sich launisch stets wieder hinter größeren und immer größeren Wolkenschichten verbarg. Die Knaben gewahrten, daß sie den kaiserlichen Eingang benutzt hatten. Sie gingen wieder eine Treppensucht hinab und befanden sich im Tribunal, in der kaiserlichen Loge. Auf der Bühne, die nur von wenigen roten Dämpfchen erleuchtet war, auf dem weiten Proszenium, bewegten sich gestikulierend und sprechend eine Anzahl dunkler Wesen gleich Schemen und Schatten. Trotz der Dämmerung erkannten die Knaben sie. Es war die Caterva.

„Dominus!“ rief Cäcilius.

„Dominus!“ wiederholte Cäcilianus mit schrillerer Stimme.

Aus den Schemen und Schatten, die aufblickten und dort auf

dem Proszzenium ihr seltsames Nachtspiel spielten, trat einer zornig hervor. Es war Lavinius Gabinus.

„Seid ihr endlich da?“ rief er wütend.

„Ja, Dominus.“

„Wo seid ihr gewesen, ihr verfluchten Schlingel? Müßt ihr euch den ganzen Tag heruntertreiben? Müßt ihr mich so in Unruhe versehen, wo ich ohnedies schon nicht weiß, wie mir der Kopf steht? Wollt ihr mich denn wahnsinnig machen? Wo seid ihr gewesen?“ brüllte Lavinius Gabinus von der Bühne aus in der Richtung der kaiserlichen Loge, vor der die Zwillinge, in ihre weiße Lacerna gehüllt, erschienen waren.

„Bei dem edlen Plinius, Dominus. Hat sein Klient das nicht berichtet?“

„Wer ist der edle Plinius?“ schrie Lavinius Gabinus wütend.

„Ich kenne keinen Plinius und mit seinem Klienten habe ich nichts zu schaffen. Ihr gehört zu mir, und wenn ihr davonlauft, seht es Prügel. Kommt sofort her auf das Proszzenium! Seid ihr denn toll? Was habt ihr denn da im Tribunal vor der kaiserlichen Loge zu suchen? Wollt ihr vielleicht gekreuzigt werden wegen dieses Sakrilegiums?“

Die Knaben merkten, daß ihre Sache schlecht stand. Der Dominus war kein böser Meister, wenigstens nicht bis zum Vorabend der Vorstellung. Indes, wenn sich der gewichtige Augenblick näherte, so ward aus seinem von Haus aus gemüthlichen, durch das Künstlertum gemilderten, durch den Umgang mit viel gewichtigen Autoritäten höflich und nachgiebig gewordenen Wesen eine ganz andere, autoritative Persönlichkeit, die die Komödianten kannten und auf die man Rücksicht zu nehmen hatte. Wenn sie sich vorher auch manchmal einen kleinen Scherz erlaubten mit ihrem Dominus und ihn hin und wieder neckten wegen seiner Angst, die Zwillinge zu verlieren, so wagte, sobald der Tag der ersten Vorstellung sich näherte, sogar der Senex nichts mehr, und der Parasit verhielt sich völlig ruhig. Während der Dominus raste, schwiegen alle. Sie waren dort im Mondlicht, im roten Lampenschein, im Schatten des ungeheuren Theaters noch versammelt nach der Probe, die den ganzen Nachmittag gedauert hatte. Sie hatten die Menächmi geprobt, als der Dominus von den Abilen, mit denen er alles verabredet hatte, zurückkehrte und sie im Theater versammelt fand. Allein wiederum hatten die Zwillinge gefehlt, und der Parasit hatte es, vom Senex unterstützt,

durchzusetzen gewußt, daß an Stelle der Bacchides die Menächmi geprobt wurden, weil die Knaben, die in den Bacchides die Hauptrollen spielen sollten, bei einem gewissen edlen Plinius verweilten, wie ein Klient gemeldet hatte. Eigentlich spielte der Senex seine Altemännerrolle in den Bacchides, den Nicobulus, lieber, aber aus Wut gegen die Knaben, aus Eifersucht, beinahe aus Haß hatte er sich mit dem Parasiten zusammengetan und dem Dominus so lange zugefetzt, bis die Menächmi geprobt und die Frauenrollen von andern Knaben gespielt wurden. Dann war Gymnasium gekommen mit ihrer Tonstrig. Man hatte in den kleinen Ankleidezimmern hinter dem Proszenium über die Haartrachten verhandelt. Dann war Cosmus erschienen, der berühmte Duftbereiter, dem die Sorge für die Salben, den Puder und die Schminke oblag. An alles wurde gedacht.

„Keine Bacchides, keine Bacchides!“ hatte der Dominus rasend geschrien. Nie mehr die Bacchides, wenn diese verfluchten Knaben mit jedem edlen Plinius unbekümmert davonliefen! An Ketten werde er sie legen lassen unten im Gewölbe des Proszeniums, wo die Mimusdekorationen verwahrt wurden. Aushungern werde er sie und sie geißeln lassen, wenn sie jemals zurückkämen!

Die Komödianten, die den Dominus umringten, lachten nicht mehr. Ihre Büge waren starr. Das war der Lavinius Gabinus, der sich, nachdem alle Verträge unterschrieben und alles mit den Abilen geregelt war, seiner Sache sicher fühlte, dessen Takt und Zuborkommenheit bei den Magistraten ihre Rolle ausgespielt, sobald er alles erreicht hatte, sobald er sicher war, Geld zu verdienen. Die Komödianten wußten, daß er viel Geld verdiente. Jetzt entpuppte er sich als der echte Dominus. Seine freundlichen, ab und zu gequälten Büge wurden starrer und zugleich jugendlicher ungeachtet der vielen Runzeln. Sein Blick wurde energischer, schärfer, seine Fäuste ballten sich, wenn es nicht nach Wunsch ging. Jetzt war er Herr im Theater des Pompejus, Herr über die Megalesia, und von ihm hing es ab, ob sie schön oder nicht schön gefeiert wurden. Jetzt war er der Herr von Rom. Die Gladiatorenspiele in dem slavischen Amphitheater, dem ungeheuren Kolosseum, und die Wettrennen im Zirkus Maximus? Er piff darauf. Zu ihm werde man kommen. Plautus wollte er ihnen zu schlucken geben, den ewigen Plautus, die erhabene Komödie, die unübertreffliche Palliata und dann den Mimus, aber den künstlerischen Mimus, nicht den mit den allzu derben Scherzen, son-

bern das unvergleichliche Exodium, das wirken würde wie ein musikalisch-choreographisches Nachspiel mit vielem Dekorationswechsel, mit Lichteffekten, mit edlem Flötenspiel und attischem Tanz. Seinen künstlerischen Geschmac werde er nun triumphieren lassen, und nun sollten sie, beim Herkules, alle, in erster Reihe seine Komödianten und Sklaven, einmal sehen, was für ein Kerl er war, wenn es galt!

Des Lavinius Gabinus Augen funkelten wie die eines Löwen. Sein graues Haar umflatterte gleich einer Mähne sein umgewandeltes Dominusgesicht, als er Cäcilius und Cäcilianus mit dem Finger befahl, auf das Proszenium zu kommen.

Doch die Knaben wußten Bescheid. An seine Drohungen waren sie gewöhnt, aber die Peitsche gab es doch nie. Indes, sie gehorchten. Kleinmütig wandten sie sich um, verließen das Tribunal und wurden oben an der Treppenschucht von dem Janitor gescholten, weil sie so flugs und noch bevor er es hatte hindern können, über die kaiserliche Treppe in die kaiserliche Loge und weiter gelaufen waren. Durch den runden Umgang, die Præcinctio, gelangten sie an einem der Parascenia, den Aufbewahrungsort der Requisiten, entlang durch eine Seitenpforte auf das Proszenium. Dort standen sie nun in der Pforte halb im Schatten, halb im Scheine der roten Lampen wie Missetäter nebeneinander, gleich groß, gleich blond, mit der gleichen schuldberuhten Miene. Der Dominus gab ihnen wütend einen Schlag links und einen Schlag rechts und brüllte, man solle sie tüchtig verprügeln. Sie zweifelten noch. Waren sie doch an solche Drohungen zwei Tage vor der Vorstellung, wenn der Dominus durch allzu große Arbeitslast außer sich war und blieb, allzusehr gewöhnt. Allein dieses Mal schien es ernst zu werden. Der Dominus rief nach seinem Maschinisten, nach zweien, und nach den Peitschen. Die Kerle kamen, rauhe Gesellen, jeder mit einem Stock bewaffnet, an dem schmale Lederriemen befestigt waren.

„Kleidet sie aus!“ rief der Dominus. „Haut drauf los!“

Jetzt schrien die Knaben, flehten um Gnade.

„Von wem habt ihr die Lacerna?“ rief der Dominus, den weißen Mantel in den Händen haltend. „Immer habt ihr etwas, und nie weiß ein Mensch, wie ihr dazukommt.“

„Von edlen Plinius, Dominus,“ sagte Cäcilianus mit flehentlichem Stimm, während er weinend die Hände faltete. Auf dem Proszenium drängten sich alle dicht zusammen, sämtliche Komö-

dianten und auch Thymele, die große Tänzerin, die in dem Mimus auftreten sollte, und Cosmus, der berühmte Duftbereiter, und Gymnasium mit ihrer Constrig. Alle wollten sehen.

„Wer ist denn eigentlich dieser edle Plinius?“ rief der Dominus nochmals wütend. Die Knaben standen da in ihren gelben Tuniken, die die Knechte ihnen öffneten.

„Von den Lumpen weiß ich auch nicht, woher ihr sie habt!“ raste der Dominus weiter. „Weg damit!“

Die Knechte zogen den Knaben, die noch immer weinten und schrien, die Tuniken aus. Auf den Umgängen und Galerien des dunklen, hin und wieder vom Mond beleuchteten halbrunden Theaters saßen einige und schauten zu. Es hatte sich Volk eingedrängt, das der Probe beiwohnen und nun zusehen wollte, wie man die kleinen Komödianten geißelte.

„Was ist das?“ rief der Dominus aus. Aus des Cäcilius Gürtel war ein Büchelchen gefallen. Der Dominus hob es auf.

„Das sind die letzten Epigramme des edlen Martial, Dominus. Er selbst hat sie mir gegeben.“

„Wer ist der edle Martial?“ schrie der Dominus rasend.

„Epigramme des Martial?“ rief Cosmus, der Duftbereiter, aus. „Stehen auch Epigramme auf mich darin? Martial macht immer Epigramme auf mich, und zwar sehr zierliche.“

„Auf mich auch,“ sagte prahlerisch Gymnasium, die Einstige.

„Auf mich auch. Natürlich!“ glaubte Thymele, die Tänzerin, selbstbewußt äußern zu müssen, und Latinus, der berühmte Archimimus, der als Gast im Mimus auftreten sollte, kam herbei und fragte, was da vorgehe.

„Auf uns wird er auch Epigramme machen,“ rief Cäcilianus mit hoher, kreischender Stimme prahlerisch aus, während er sich zugleich ängstlich nach der Geißelpeitsche umsah, die noch schlaff in der Faust des Knechtes hing.

„Was trägst du da unter dem Arm?“ polterte der Dominus. Denn Cäcilius, der den noch immer wartend dastehenden andern Maschinisten mit seiner schlaff herabhängenden Lederpeitsche fürchtete, drückte unbewußt ein Päckchen fest unter die Achsel. Der Dominus entriß es ihm.

„Gebt acht!“ schrie Cäcilius. „Es sind schöne griechische Frauenmasken, kostbare antike Stücke. Der edle Plinius hat sie uns geschenkt. In meinem Gürtel, der dort liegt, Dominus, sind drei Goldstücke verwahrt, alle drei für Euch, von dem edlen Plinius,

weil wir heute Mittag nach seinem Gastmahl Hero und Leander gespielt haben.“

Eilig hob der Dominus den Gürtel auf, und die unangekleideten Knaben standen nun nackt da in hohen, mit Riemen verschürzten Schuhen, zitternd, wie kleine weiße Epheben, mit wankenden Knien und eingezogenen Rücken im Mondenschein auf dem nämlichen Proszenium, wo sie übermorgen vor vielen tausend Zuschauern auftreten sollten. Sie standen nebeneinander, schauten sich immerfort ängstlich um, und die ganze Caterba lachte, weil sie so possierlich dastanden. Nur der Senex grinste im Genuß der Vorfreude, der Parasit aber nicht. Denn er konnte den Anblick des Geißels nicht ertragen, wiewohl er hin und wieder gegen die Zwillinge wühlte.

Beim roten Schein der Lampe auf der Scene, an der hinteren Mauer mit den roten Säulen, zwischen denen Nischen mit Bildnissen unbestimmt sichtbar wurden, in dem verschwommenen Scheine der matt glimmenden Lampen packte der Dominus das Päckchen aus. Er sah die beiden Masken. Auch Latinus und Thymele kamen herbei, um zu schauen.

„Schöne und seltene Stücke!“ sagte Thymele, die Berühmte.

„Die sind selten,“ sagte Latinus, ebenfalls eine berühmte GröÙe.

„Cäcilius,“ flüsterte Cäcilianus seinem Brüderchen zu, während beide Knaben zitternd vor Angst nackt inmitten der gaffenden Caterba standen, „zwei Goldstücke sind für uns dabei.“

„Daß nur!“ erwiderte Cäcilius flüsternd. „Später werde ich sie ihm schon wieder wegstibizen. Du,“ — er wandte sich an den Knecht — „wirfst du auch nicht allzu hart schlagen?“

„Du auch nicht, Afer?“ bat Cäcilianus flehentlich.

„Dann erhältst du...“

„Ja, dann erhältst du von mir...“

„Zwei As, Afer.“

„Zwei As, lieber Silus, wenn du nicht allzu derb zuschlägst.“

Die Caterba lachte, die Knechte lachten. Sie schwangen sogar lachend die Peitsche.

„Au!“ schrie Cäcilianus, während er den unteren Teil seines Rückens einzog. Aber die Knechte hatten ihn noch nicht einmal getroffen.

„Was soll das?“ rief der Dominus und trat hastig hinzu. „Schlagt die Knaben doch nicht! Es sind Schlingel, gewiß. Aber da sie beim edlen Plinius gewesen sind...“

„Siehst du wohl?“ zischte der Senex dem Parasiten wütend zu. „Habe ich es dir nicht gesagt? Die Knaben werden nicht gegeföhelt.“

„Aber wir spielen die Menächmi,“ flüsterte der Parasit triumphierend, froh über die schöne Rolle, die er an dem Peniculus des Stückes hatte.

Der Senex brummte etwas. Eigentlich gab er der Rolle des Nicobulus in den Bacchides für sich den Vorzug.

„Außerdem“, sagte Cäcilius wieder aufatmend prahlerisch zum Dominus, „haben wir in der Villa des edlen Plinius bei Laurentum den berühmten Quintilian getroffen. Der hat uns in der Rhetorik geprüft.“

„Ja, in der Rhetorik,“ rief Cäcilianus.

„Weil er nicht glaubte...“

„Nicht glauben wollte...“

„Daß wir wüßten, was ein Solöcismus ist.“

„Ein Solöcismus ist.“

„Wer ist der edle Quintilian?“ fragte der Dominus und runzelte die Brauen.

Jetzt redeten alle durcheinander. Latinus und Thymele erklärten dem Dominus abwechselnd, wer Quintilian sei und wer Plinius, und alle Komödianten atmeten freier, weil der Dominus durch die drei Goldstücke und die Masken versöhnt zu sein schien, begannen von neuem zu scherzen, plapperten nach, was der Archimimus und die Tänzerin ihnen sagten.

„Wer der edle Plinius ist und wer der edle Quintilian? Und wer Martial? Aber, Dominus, wißt Ihr denn nicht...?“

„Daß das die modernen lateinischen Schriftsteller sind?“

„Wir haben“, schrien die Knaben dazwischen, „auch den edlen Tacitus dort getroffen und Verginius Rufus.“

„Und Sueton.“

„Und Frontin, den Prokonsul.“

„Rubenal.“

„Dominus,“ sagte Latinus halb ironisch — er war groß, hager, geistreich, behende und hatte scharfe, mutwillige Augen —, „Eure Zwillinge haben vor der Blüte unserer modernen lateinischen Schriftsteller und Dichter Hero und Veander spielen dürfen.“

„Blüte?“ fuhr der Dominus auf. „Ich mache mir nichts aus modernen Schriftstellern. Es gibt keine modernen Schriftsteller, und wenn es solche gäbe, würden sie nichts wert sein. Außer

Terenz und Plautus gibt es keine. Das sind Genies. Die haben es verstanden, die griechischen Originale unverfälscht nachzuahmen.“

„Man muß ursprünglich sein, um etwas zu bedeuten, behauptet der edle Quintilian,“ schrie Cäcilianus dreist dazwischen, während er gleich darauf vor Angst aufschrie, weil die Knechte zum Scherz mit den Peitschen knallten.

„Afer und Silus,“ flüsternte Cäcilius den Kerlen zu, „macht, daß ihr fortkommt! Wir werden nicht mehr gezeißelt.“

Allein der Dominus hatte seine Worte gehört.

„Nein, ich werde euch nicht zeißeln lassen. Ich bin immer gegen das Zeißeln gewesen, das wißt ihr wohl. Wenn ich euch mit Güte und Überredungskunst beikommen kann, dann lasse ich euch nicht zeißeln.“

Die Knaben bückten sich hastig, griffen nach ihren Tuniken und Gürteln.

„Aber beim Herkules, ihr Knaben, übermorgen spielen wir die Menächmi, und zwar ohne euch. Verstanden?“

„Wie?“ Die beiden Knaben schossen empor gleich blonden Nattern. „Die Menächmi, und ohne uns? Warum nicht die Bacchides? Pfui, wie gemein! Pfui, wie gemein! Das werde ich, ja, das werde ich...“

Sie dachten beide das gleiche.

„Dem edlen Plinius sagen.“

„Und dem edlen Martial.“

„Und dem edlen Quintilian.“

Sie drohten mit emporgereckten Natternköpfchen, mit blinkenden Augen. Sie waren beide rasend. Nur halb angekleidet warfen sie sich plötzlich wie in einer einzigen Eingebung ihrer Zwillingseelen auf den Parasiten. Es entstand ein höllisches Geschrei, ein Tumult. In dem ungeheuren dunklen Halbkreis, der von unbestimmtem Mondlicht durchflutet war, saß dicht und dichter das Volk, das hereingedrängt war. Einer nach dem andern schlüpfte herein. Es war fast schon wie eine Vorstellung. Die Zwillinge hatten den Parasiten auf die Bretter gezerrt und bearbeiteten ihn mit ihren zarten Mädchenhäuten. Sie spielten zwar die Frauenrollen, schrien sie, aber sie seien doch stark genug, um diesen Parasiten zu verprügeln. Ihre hohen Stimmen tönten laut über all den Lärm und all das Geschrei. Sie schlugen und hieben auf ihn ein. Cavinus Gabinius, Latinus und die andern zerrten sie weg, halfen dem Parasiten auf. Der Parasit stand rasend da mit

geballten Fäusten, die beiden Knaben ihm gegenüber ebenfalls mit geballten Fäusten. Alle wurden nur mit Mühe von der johlenden und lärmenden Menge zurückgehalten.

Auf den Präcinctiones jagte der Janitor mit seinen Sklaven das Volk davon. Durch welche Pforte waren sie eingedrungen? Wenn es so dunkel war, ließ sich die Ordnung nicht aufrecht erhalten. Aber jetzt war die Probe aus. Weg mit allen, auch mit den Komödianten!

„Ich bitte euch, der Janitor muß schließen.“

Droben am Himmelszelt leuchtete der Mond. Die Nacht war blau. Die silberne Flut strömte in den halbdunklen Theater-raum. An den dunklen Umrissen der Nischenreihen und der Galerien vorüber trieb der Janitor die dunklen Schemen der Eindringlinge hinaus. Die Komödianten verließen einer nach dem andern das Proszenium. Man hörte noch fluchen, rasen, drohen, scherzen und aufhezen, ab und zu auch einen gemeinen Ausruf.

„Cäcilius!“ rief der Dominus. „Wo sind die drei Goldstücke des edlen Plinius?“

„Dominus, die habe ich Euch in die Hand gedrückt, alle drei für Euch.“

„Mir in die Hand gedrückt?“

„Ja, Ihr habt sie in Euren Gürtel gesteckt.“

„Du lügst, du hast sie noch, du elender Schlingel! Aber, hörst du, die Masken behalte ich. Meinetwegen kannst du dann die Goldstücke behalten.“

„Dominus!“

„Was denn?“

„Spielen wir übermorgen nicht die Bacchides?“

„Wann soll geprobt werden?“

„Morgen? Bitte, bitte, Dominus! Ihr habt uns doch nicht in Eurer Caterna, um uns zu verstecken.“

„Nein, Dominus!“ wiederholte Cäcilianus schmeichlerisch mit seinem süßesten Stimmchen. „Ihr habt uns doch nicht in der Caterna, um uns zu verstecken.“

„Wir werden sehen,“ murmelte der Dominus mit gerunzelten Brauen.

Draußen in der Mondnacht schlenderte die Caterna dahin laut lachend, sprechend, murrend, während hin und wieder noch ein Fluch des Parasiten hörbar ward, in der Richtung nach der Subura. Sie gingen zu Nilus zum Nachtmahl.

## Fünftes Kapitel.

Am kommenden Morgen war vor dem Hause des Wäschers und des Sklavenhändlers großer Aufruhr, als die Caterba, diesmal in Gemeinschaft mit Cäcilius und Cäcilianus, ihre Wohnung verließ, um in den Thermen des Titus zu baden, dann zu essen, dann zu proben. Erstlich ging ein Aufruhr durch die Straßen, weil in der vergangenen Nacht in den Carinā ein Mord und ein Einbruch verübt worden war. Einzelheiten fehlten noch. Die Missetäter seien gefasst, behauptete der eine. Sie seien geflohen, mußte ein anderer zu berichten. Ferner herrschte in der Caterba selber ungeheure Erregung, weil die Bacchides doch aufgeführt werden sollten. „Vielleicht die Bacchides und die Menächmi,“ hatte der Dominus sehr entschieden erklärt, während der Sklavenhändler Autronius im Begriff war, einen Trupp von zwölf ausländischen Sklaven und Sklavinnen, meist Daker, zum Markte zu führen, und der Wäscher im weißen Widerschein seiner aufgehängten Togen auf der Schwelle seines Ladens erschien, um Labintus Gabinius zu begrüßen. Inzwischen zog der Parasit den Dominus beiseite, und während die mit Marmorblöcken beladenen, von Mauleseln gezogenen Karren unter dem Peitschenknallen der Karrenführer vorüberzogen, versuchte der Parasit, den Dominus in seiner feinen Weise zu überreden: ob es denn nicht wirklich besser sei, meinte der Parasit, wenn die Menächmi durchaus aufgeführt werden sollten, nicht noch ein zweites Stück des Plautus zu wählen, sondern zur Abwechslung ein Stück des Terenz, etwa den Phormio oder den Heautontimorumenos? Inzöheim noch immer wütend auf die Zwillinge, setzte er alles daran, ihnen das erfolgreiche Stück, die Bacchides, zu entreißen. In den Bacchides spielten sie die Zwillingsschwester, die beiden Meretrices, und trugen ohne Masken stets den größten Beifall davon. Er zog den Senex hinzu, und beide ließen nun dem Dominus keine Ruhe, aus Groll und Mißgunst der Senex, der, obwohl noch jung, allzeit unter einer Maske spielen mußte, der

Parasit aus Nachsicht, wemgleich er seine schöne Rolle in den Menächmi dennoch vielleicht würde spielen können. Nein, sagte der Dominus: Terenz hätten sie in Neapel überhaupt nicht gespielt, und Plautus sei viel besser einstudiert. Terenz sei so fein, meinte der Parasit, so kultiviert, so attisch und habe so wohl-lautende Titel: *Heautontimorumenos*. Jawohl, meinte der Dominus, Terenz und Plautus, beide seien Genies, Klassiker. Etwas Modernes gebe es nicht. Aber dennoch, die Zeit sei zu kurz, um Terenz völlig neu einzustudieren. Die Vorstellungen müßten doch erlesen sein. Sie sollten doch bedenken: in Rom während der Megalesia! Hinter den drei stießen sich die Zwillinge insgeheim an. Denn sie hatten die Verschwörung längst bemerkt, waren aber ihrer Bacchides durchaus sicher, fürchteten nicht das allergeringste mehr. An jedem Nachmittage würden die Bacchides geprobt, und jetzt würden sie sicherlich nicht mehr davonlaufen, selbst wenn der gnädige Domitian in höchst eigener Person sie in seiner kaiserlichen Sänfte zu sich entböte. Sie hielten sich ganz an ihren Dominus und würden ihre Sache jetzt nicht mehr verderben. Jetzt waren sie auf ihrer Hut. Sobald sie eine Gelegenheit witterten, den Senex und den Parasiten zur Seite zu schieben, gesellten sie sich zu ihrem Dominus mit süßen Wörtchen, umschmeichelten ihren Meister und versprachen, sehr schön zu spielen und zu sprechen. Cäcilius fragte und Cäcilianus fragte, ob es nicht hübsch wäre, wenn sie ihre Gesichter nach dem Vorbild der antiken Masken des edlen Plinius bemalten. Der Dominus bewunderte ihren Einfall. Sie waren doch wirklich Prachtknaben! Sie besaßen ein mehr als gewöhnliches Talent, das sie sicherlich von ihrem Vater Manlius, der ein *Histrion* gewesen, geerbt hatten. Er stimmte ihnen zu, allzeit im Banne dieser beiden. So blieben sie die ganze Zeit um ihren Dominus: Dominus hier und Dominus dort. In den Thermen verließen sie ihn nicht, scherzten und lachten, und alle blickten ihnen nach, weil sie in ihrer Nacktheit so schön waren im Wasser, und der Dominus war stolz auf sie und fühlte sich sehr gewichtig zwischen beiden. Ein alter Badender, halb kahl, mit grauem Haarkranz und dickem Bauche, der sich über seinem ständig herab-rutschenden Badeanzug wölbte, winkte den Dominus zu sich heran, und die *Cassarii* sagten ihm, dies sei der steinreiche Sertilianus. Daher verfügte sich der Dominus zu ihm. Sertilianus bot dem Dominus zweihundertfünzigtausend Sesterzen für die beiden Zwillinge, so er sie verkaufen wolle.

„Das wird nicht gehen,“ riefen Cäcilius und Cäcilianus gleichzeitig, von ihrer Unentbehrlichkeit überzeugt. Dennoch war das Angebot gut. Ein gewöhnlicher Sklave von Wert kostete bei weitem noch nicht hunderttausend Sesterzen. Allein der Dominus mußte rasch und geschickt auszurechnen, daß ihm die Zwillinge in der Caterva nicht weniger einbrachten, und sagte dem Sextilianus, daß er sie nicht entbehren könne, namentlich jetzt nicht, während der Megaleia. Ob er sie dann wenigstens einmal zu einem Vortrag senden wolle, während eines Banketts? Nein, nein, flüsterten die Zwillinge dem Dominus zu. Nein, lieber Dominus, das könnten sie nicht, sie mußten noch die Bacchides proben und morgen auftreten, Tag für Tag auftreten. Vielleicht doch nicht jeden Tag, meinte der Dominus, wenn die Menächmi... Also doch die Menächmi? fragten flüsternd die Knaben, während sie den steinreichen Sextilianus, der zweihundertfünfzigtausend Sesterzen für sie geben wollte, mit dem Ellbogen fortstießen. Abwechselnd die Menächmi und die Bacchides? Nun gut, aber in den Menächmi dann auch die Rolle der Erotium, die reizende Dirnenrolle, die einmal von Cäcilius und das andere Mal von Cäcilianus gespielt werden sollte. Clarus, der seine Rolle gestern geprobt habe, werde doch besser in einer Matronenrolle verwendet. Denn er habe nicht den Tonfall der Meretrix. Ob der Dominus das nicht auch finde? So umschmeichelten sie den Dominus, der, obwohl er immerfort das autoritative Runzeln seiner Brauen zeigte, in allem nachgab unter einer Bedingung: daß sie niemals mehr einen ganzen Tag davonlaufen und ihn in Unruhe zurücklassen dürften... Ein Mord, ja, ein Mord und ein Diebstahl in den Carinā. Die Erregung war allgemein. In Rom war man nicht sicher. Die Biermänner sorgten durchaus nicht für die nächtliche Sicherheit. Allerhand Gesindel trieb sich des Nachts zwischen den Säulen der Portiken herum. Das waren die Columnarii, wie sie die Römer bereits nannten, Diebe und Mörder, und während der Nacht wimmelte es von ihnen in der Subura in all den Kneipen, Tabernen, Bordellen. Ja, sagten die Knaben, während sie tüchtig aufschnitten: in der vergangenen Nacht habe es, als sie an der Portikus Octaviae vorübergekommen seien, dort geradezu gewimmelt von Columnarii, von lauter Mördern und Dieben. Der eine Trunkenbold, den sie gesehen und ausgeschimpft hatten, ward in ihrer Phantasie zu einer Bande von Strolchen und Räubern. Sie erzählten, wie man hinter ihnen hergewesen sei und wie

sie gekämpft hätten, und die Badenden umringten sie. Sie spielten auch hier Komödie, hingen sich jeder an einen Arm des Dominus, damit alle sähen, wie gut sie mit ihm standen, und der Dominus fiel darauf hinein, glaubte in der That, daß sie Gefahr gelaufen, fluchte, weil sie so unvorsichtig seien, beschwor sie, nie mehr allein durch die große Stadt zu irren. Ein Mann ermordet? Ja, ein Mann. Nein, eine Frau. Plötzlich hörten sie auf der Schwelle der Thermen, die sie soeben verließen, um in einer nahen Taberne im Stehen einen Honigkuchen und saure Milch zu genießen, wer in der vergangenen Nacht in der Carinae ermordet worden sei. Es war Nigrina. Wer? Nigrina? Die Schwertschleiferin. Man wisse ja schon. Sie pflegte im Kolosseum aufzutreten gegen einen Bären oder einen Tiger, hin und wieder auch gegen einen andern Schwertschleifer oder eine Schwertschleiferin, und sogar die Kerle hatten Achtung vor ihr. Sie war eine Patrizierin und die Frau eines Senators, der schon seit langem aus irgend einem Grunde vom Kaiser verbannt worden war. Nun hatte man sie ermordet? Nigrina, die mit Fabulla...? fragten die Knaben. Ja, natürlich. Sie. Die Knaben begannen philosophisch auseinanderzusetzen, daß solche hochgestellte Frau nicht unter das Volk gehöre. Das nehme immer ein schlechtes Ende. Sie tuschelten miteinander darüber, aber doch etwas benommen von dem Eindruck. Denn wenn es wirklich Nigrina sei, so könnten sie beide noch von Glück sagen, daß sie bei ihren nächtlichen Abenteuern und heimlichen Auforderungen noch immer heil davongekommen. Vor den Tabernen bei den Thermen, die bestürmt wurden von den Badenden, welche die saure Milch aus den rohen Näpfen schlürzten, besprach die Caterva, besprachen alle Frühstückenden den Vorfall. Nein, es sei nicht Nigrina, hörten sie nun wieder behaupten. Wer es dann wohl sei? Crispina, die Ägypterin, die Schwester des Crispinus, des Günstlings des Kaisers. Der Dominus erschrak flüchtig, als er hörte, daß es Crispina sei. Crispina, die Mutter der Zwillinge, die derzeit mit Manlius, dem Histrio... Aber es sei nicht Crispina, es sei überhaupt kein Mord verübt worden. Doch, doch! Also dennoch die Bacchides? Die verdammten Schlingel bekamen immer ihren Willen. Die Komödianten hörten auch einen Zwist zwischen Clarus und Cäcilianus:

„Du bist nur ein Bengel, der Matronen spielen kann,“ sagte Cäcilianus hochmütig. „Nur mein Brüderchen oder ich können Erotium spielen.“

„So? Bin ich nur...?“ gab Clarus wütend zurück. Er war schon über zwanzig, seine Stimme begann schon zu männlich zu werden. Er mußte sie nach der Höhe überanstrengen.

„Ja! Du hast eine Stimme wie ein Kerl,“ meinte Cäcilianus verächtlich, und Clarus wurde rot vor Zorn. Allein der Senex winkte ihn zu sich heran, und sie tuschelten miteinander, während sich jetzt alle langsam schlendernd auf den Weg nach dem Theater des Pompejus machten, um dort zu proben.

Die Zwillinge ließen nicht ab von ihrem Dominus. Sie ließen sich nicht mehr ablenken durch das Geschwätz über den Mord hier in unmittelbarer Nähe, in den Carinae, deren reiche Häuser sich in der Ferne verloren, verborgen in dem feinen Schatten von Gärten, von Sykomorenlaub, Platanen, Blattwerk und durchglüht von der noch jungen, goldenen Sonne. Bornehme Sänften wurden wiegend getragen, durch Peitschenknallen angekündigt. Leichte Carpentaria mit ein oder zwei Pferden zwangen die Fußgänger, sich hastig auf dem engen Fußsteig in Sicherheit zu bringen. Schwarze Sklaven stießen hochmütig ihre ankündigenden Schreie aus. Der Caterva wurde vielfach nachgeschaut, und sobald man sie erkannte, rief man ihr nach: Histriones! Gleichgültig gegen die allgemeine Verachtung schlenderten sie langsam die Sacra Via hinauf und durch den Titusbogen.

„Der jüdische Kandelaber!“ Die Zwillinge zeigten ihn dem Dominus.

„Habt ihr denn auch in Rom schon alles gesehen?“ fragte der Dominus, immerfort in ihrer Mitte, während sie die Treppe zum flavischen Palast emporstiegen.

„Dort wohnt der Kaiser,“ sagten erklärend die Knaben. „Hier hat uns der edle Plinius in seiner Sänfte mitgenommen.“

Der Dominus wußte wohl, daß dort der Kaiser wohnte, aber einige Komödianten, die noch niemals in Rom gewesen, standen still, bestaunten diese prächtige, olympische Wohnung, die säulenge tragen auf dem Palatin emporragte, von der Durchsichtigkeit des blauen, kristallklaren Aprilhimmels sich abhebend. Eingebildet zeigten die Knaben, weil sie es wohl wußten und schon mehr gesehen hatten, dies alles dem Servus und andern beliebten Mitgliedern der Caterva: „Der Palast des göttlichen Domitian!“, ohne die scheußlichen Parasiten und den Senex auch nur eines Blickes zu würdigen.

Sie schlenderten durch das Gewühl. Jetzt war es vor dem

Hause der Vestalinnen und dem runden Vestatempel, bei dem Tempel des Castor und Pollux so belebt, daß sogar ihre große Truppe nicht mehr bemerkt wurde. Kaum, daß sie sich jetzt von der Menge abhoben. Niemand rief ihnen mehr etwas nach. Noch immer schrien die Vorläufer der Sänften und Carpenten, noch immer knallten die Peitschen, und die lauten Stimmen schrien lauter, lachend, keifend, scherzend. Die Zwillinge ließen den Dominus nicht mehr los, hingen jeder an einem Zipfel seiner Toga. Sie genossen dieses Gewühl. Sie zeigten dem Dominus die Basilika Julia. Immer wußten sie sogleich in jeder fremden Stadt den Weg. Wahrhaftig, sie erinnerten sich jetzt wieder an Rom, wo sie vor drei Jahren als kleine Buben gewesen.

„Die Basilika Julia kenne ich auch,“ brummte der Dominus.

In der Basilika drängten sich die Spaziergänger, die vor der schon allzu heißen Sonne Schutz suchten. Bläulich ruhte der kühle Schatten zwischen den Säulen. Gassenbuben spielten Dame auf den kleinen Quadraten, die sie in die Marmorstufen gegraben hatten, Dirnen mit farbigen Togen umhüllt — denn die Dirne trug die Stola und nicht wie die Matronen Stola und palla — gingen dort auf und ab, ließen ihre Stickerien flattern, trugen eine auffallende Haartracht und zwinkerten mit ihren gemalten Augen. Prozeßführer berieten sich mit ihren Schlachtopfern über die schwebenden Prozesse, während sie mit dem Daumen ihre Beweisgründe bekräftigten. Senatoren in rot-umsäumter Laticlavia begrüßten einander feierlich. All dieser weiße Marmor, der an dem dicht aufeinandergebauten Forum erglänzte, wirkte wie eine mattbunt gefärbte Weiße: die Tempel, die Basiliken, die Säulen, die Treppenstufen, die unzähligen Bildnisse, die alle bläuliche Schatten warfen.

„Wie gehen wir jetzt?“ fragte Dominus, der sich einen Augenblick nicht zurecht fand.

„Natürlich durch den Vicus Tuscus,“ antworteten die Knaben rasch besonnen.

„Natürlich durch den Vicus Tuscus,“ wiederholte der Dominus, der seine Geistesgegenwart wiedergesunden hatte.

Die Knaben hingen an ihm, ließen ihn nicht mehr los seit der Rüge des gestrigen Abends. Ihre Bacchides wollten sie nicht ein zweites Mal verlieren. Sie würden sich an ihre Bacchides klammern und an ihren Dominus. Sie gingen mit

ihm voraus, während die Cateria schlendernd folgte und den Fall lebhaft erörterte.

Im Vicus Tuscus, der vom Forum zum Circus Maximus führte, reichten sich die Läden. Hier stand das Bildnis des Gottes Vertumnus, des Gottes der Unbeständigkeit, des guten und des schlechten Wetters, des Kaufes und des Verkaufes. Hier hausten die vornehmen Seidenhändler, und auf ihren Auslegetischen breiteten sich vor den kaufenden Frauen die raschelnden buntfarbigen Lappen aus, die sich zu Stola und palla gut eigneten. Die Matronen drängten sich mit den Dirnen, ließen die Stoffe in ihren Fingern knistern. Die Gold- und Silberschmiede stellten ihre Goldschmiedearbeit aus, ihre silbergetriebenen Gefäße. Die Duftbereiter hatten in unzähligen kleinen Vasen aus Onyx, Marmor oder billigerem Gestein in sehr kleinen Läden ihre Ware zierlich auf Brettern ausgestellt. Daneben war ein Barbier für vornehme Kunden. Alle Läden waren geöffnet. Es war alles klein, voll, geschäftig und laut. Labinius trat einen Augenblick zu Cosmus ein. Der kleine Laden duftete, obgleich er geöffnet war, gleich einem Kardustopf.

„Ich werde noch heute alles in Ordnung bringen,“ versicherte Cosmus, „all Eure Salben und Puder und Farben.“

„Aber bedenkt, Freund Cosmus, daß ich ein armer Teufel bin, der sein Geld verdienen muß!“

„Nun, nun!“ meinte Cosmus. „Ihr habt Euer Schäfchen schon ins trockne gebracht.“

Der Dominus warf, während die Zwillinge sich noch immer dicht an seiner Seite hielten, die Arme weit empor: Schäfchen ins trockne gebracht? Er, ein Freigelassener, der früher selbst Sklave gewesen war und als Komödiant ziemlich alles gespielt hatte, Frauenrollen, Sklavenrollen, den Parasiten, den Senex, bis es ihm gelungen, sich freizukaufen und eine Grex, eine ganz kleine nur, zusammenzustellen.

„Fürchtet nichts, Dominus! Cosmus wird Euch nicht überborteilen,“ versicherte der Duftbereiter. „Ich selbst bin ein Freigelassener, aber zugleich auch der Klient eines angesehenen Gönners, des steinreichen Sertilianus.“

„Der uns kaufen wollte?“

„Ja, kaufen wollte.“

„Für zweihundert . . .“

„... fünfzigtausend Sesterzen,“ fielen die Zwillinge gleichzeitig ein.

Cosmus lachte. Lavinius verabschiedete sich. Er ging jetzt quer über das Forum und das Argiletum hinaus, wo sich die Bücherläden befanden, und betrat den Laden des Tryphon. Er hatte bereits mit Tryphon die Lieferung der Tituli verabredet, die an den Straßenecken und an den Thermen angeschlagen werden sollten. Jetzt wollte er sich schnell noch einmal erkundigen. Denn die Zeit verflog.

„Guten Tag, Martial! Guten Tag, Martial!“ So begrüßten die Zwillinge den Dichter, der gerade beim Buchhändler war, um zu fragen, ob sein letztes Bändchen Epigramme gut verkauft werde. „Dominus, das ist der berühmte Martial!“

Der Dominus wußte ganz genau, wer Martial war: ein moderner Epigrammendichter, dessen Epigramme sogar töten konnten. Wie, wenn er seine giftigen Epigramme gar auf ihn schrieb und auf seine Greg und auf die Vorstellungen, die er geben würde? Er bedachte, daß er gut daran tue, Martial sehr höflich zu begrüßen.

„Edler Martial!“ sagte der Dominus und grüßte. „Wie bin ich erfreut, Euch, den geistreichsten Römer unserer Tage, begrüßen zu dürfen! Wie sehr werde ich es zu schätzen wissen, so nichts Euch daran hindern wird, unsern Vorstellungen beizuwohnen, insbesondere der ersten, zu der alles, was Rom an Vornehmen, Angesehenen, Gelehrten und Literaten besitzt, zusammenströmen wird.“

„Ich werde kommen, ich werde kommen, Lavinius,“ versicherte Martial. „Wir werden alle kommen: Quintilian, Plinius, Tacitus, Frontin, Sueton.“

„Hohe Ehre lassen die großen Schriftsteller und der edle Prokonsul und der alleredelste Plinius mir widerfahren,“ sprach Lavinius Gabinus. „Wir werden, hoffe ich, die Bacchides zu euer aller Zufriedenheit aufführen.“

„Die Menächmi. Ich las es wenigstens in den Acta Diurna auf dem Forum, Lavinius.“

„Die Nachrichten“, meinte höflich lächelnd der Dominus, „sind niemals ganz genau unterrichtet. Wir werden, edler Martial, vielleicht ein einziges Mal die Menächmi aufführen, aber namentlich die Bacchides, namentlich die Bacchides.“

„Darin spielen wir...“

„Ja, wir...“

„Die Hauptrollen,“ riefen die Knaben.

Da entrollte Tryphon ein großes Pergament.

„Seht, Dominus!“

„Das ist schön,“ rief Dominus erfreut aus.

Sie alle lasen, Martial, der Dominus und die Knaben, das große Pergament, den Titulus, die Didaskalie, das Programm:

Acta Ludis Megalesibus.

„Gefallen Euch diese roten und schwarzen Lettern, Dominus?“ fragte der Buchhändler, der, zugleich Verleger und Freigelassener, zu den Klienten des Plinius gehörte. Er beschäftigte eine Anzahl sehr tüchtiger Kopisten. Sie saßen in einem kleinen Saal bei der Arbeit und blickten neugierig auf, ihre Stifte in der Hand. Martial erkundigte sich flüchtig, scheinbar beiläufig.

„Eure Epigramme, edler Martial? Gewiß, ich verkaufe sie, ich verkaufe sie. Die letzten Bändchen sogar zu dreieinhalb As. Ein jeder will sie haben, sie gehen reißend ab. Ihr seid also zufrieden, nicht wahr, Dominus? Die roten und die schwarzen Lettern recht groß, damit es sofort auffällt:

Acta Ludis Megalesibus.

L. Sofibiano et M. Sophronio  
Abilibus Curulibus.“

„Meint Ihr nicht, bester Tryphon,“ fragte Dominus, „daß die Namen der Abilen mit etwas größeren Lettern geschrieben werden sollten? Das macht immer Freude, müßt Ihr wissen. Was meint Ihr, edler Martial?“

„Die Namen der Abilen so groß wie möglich, so groß wie möglich!“

„Also gut, Dominus! Die Namen etwas größer, mit etwas mehr Rot dazwischen. Aber Abilibus Curulibus?“

„Das muß so bleiben, unbedingt muß es so bleiben,“ meinte Martial.

„Ja, das muß so bleiben,“ bekräftigte auch der Dominus, und die Knaben riefen gleichfalls:

„So bleiben! Abilibus Curulibus nicht mit größeren Buchstaben!“

Tryphon zeigte und las weiter:

„Von der berühmten Truppe!“

„Nein!“ sagte der Dominus. „Nicht ‚berühmt‘. Ich will das nicht.“

„Eure Truppe ist aber berühmt, Labinius,“ versicherte Martial. „Ihr selbst seid auch berühmt.“

„Ich bin es,“ sagte der Dominus mit ruhigem Selbstbewußtsein. „Aber das macht sich nicht gut, nicht vornehm. Es wirkt nicht literarisch, nicht künstlerisch genug. Es erinnert zu sehr an eine Anpreisung für Seiltänzer und Bärenführer. Nein, Tryphon, ‚berühmt‘, das wünsche ich nicht.“

„Also dann nicht ‚berühmt‘, Dominus, dann nur

Von der Truppe.“

„Ja, von der Truppe.“

„Mit roten Lettern Truppe?“

„Ja, Truppe rot und schwarz zusammen, das wirkt gut.“  
Tryphon fuhr fort:

„Von der Truppe des Labinius Gabinus.“

„Recht so!“ meinte der Dominus, nachdem das Wort ‚berühmt‘ nun gestrichen war. Er las nun selbst weiter:

„Hymne und Vorspiel mit Tanz, Gesang  
und Flötenspiel  
Musik von Atilius Burrus für rechte  
und linke Flöten.“

„Eure Kopisten sind Künstler,“ meinte Martial.

„Es ist wirklich recht hübsch geschrieben,“ warf Cäcilius in jugendlicher und zugleich altkluger Wertschätzung ein.

„In Alexandria wurden die Didaskalien mit goldenen Lettern geschrieben,“ flüsterte Cäcilianus verächtlich.

Vor der Tür des kleinen Ladens drängten sich nun die Komödianten, und einer nach dem andern las mit lauter Stimme:

„Acta . . . Acta Ludis . . . Acta Ludis Megalesibus . . .“

Darauf lasen der Dominus und Tryphon gleichzeitig:

„Plauti Bacchides.“

„Die Bacchides! Die Bacchides!“ riefen die Zwillinge und klatschten triumphierend in die Hände. Sie blickten sich nun nach der Tür. Dort erschienen die Gesichter des Senex und des Parasiten. Nun immerhin, meinte der Senex, er habe schließlich eine hübsche Rolle in den Bacchides. Aber der Parasit war bleich vor

Wut und nahm sich heimlich vor, seine dumme, kleine Rolle schlecht zu spielen selbst auf die Gefahr hin, daß der Dominus ihn dies übel würde entgelten lassen.

„Stehen denn unsere Namen nicht einmal darunter?“ fragten zu gleicher Zeit die Zwillinge. „Warum stehen denn unsere Namen nicht darunter?“

„Das ist nicht üblich,“ sagte der Dominus bestimmt.

„Durchaus nicht,“ sagte Tryphon.

„Ihr könntet doch einmal von der Gewohnheit abweichen,“ riet Martial. „Vortrefflich! Da fällt mir gerade ein Epigramm auf die Gewohnheit ein. Also hätte ich schon wieder eines.“

Allein Lavinius und Tryphon waren sich darüber einig, daß man beim Titulus sich streng an die Tradition halten müsse.

„Didaskalia,“ verbesserte naseweis Cäcilius, der das griechische Wort schöner fand.

„Didaskalia,“ wiederholte Cäcilianus mit gespitztem Mäulchen.

„Wißt Ihr, edler Martial, der Titulus darf nicht abweichen von den antiken Tituli, so wie Plautus und Terenz sie gaben.“

„Ei was, ihr Bühnenvolk wacht in eurer Tradition und in euren Gewohnheiten fest,“ meinte Martial.

Er selber wiederholte nun:

„Plauti Bacchides.

Die durchweg griechische Handlung spielt in Athen.

Darauf

Berschiedene Atellanæ

mit Gesang, Tanz und Flötenspiel.

Musik von . . .“

„Die Namen der Komponisten werden wohl genannt,“ rief Cäcilianus, Martial unterbrechend.

„. . . wohl genannt,“ wiederholte sein älteres Brüderchen zornig.

Darauf lasen sie alle drei, der Dichter, der Dominus und der Buchhändler:

„Der Koffer,

Mimus von Publilius Syrus.

Gespielt von dem berühmten Latinus.“

„Latinus wird doch auch genannt!“ zischte Cäcilius wütend. Das Brüderchen zischte gleich ihm.

„Und“, fuhr Martial fort, während er den Zwillingen einen schalkhaften Blick zuwarf, „von der sehr berühmten Tänzerin...“

„Oh!“ riefen entrüstet die Zwillinge aus.

„Thymele,“ sagte Martial ergänzend.

„Eine Frau!“ kreischten die beiden Zwillinge und ballten die Fäuste. „Nur eine Tänzerin, nichts als eine Tänzerin! Man denke sich, Thymele! Wird die auch schon genannt? Noch dazu mit so großen, roten Lettern geschrieben?“

„Das ist so üblich,“ sagte Tryphon. „Thymele und Latinus werden immer genannt: Mimus und Tänzerin.“

„Warum nicht die Comoedi?“ protestierten die Zwillinge.

„Der Tradition wegen, ihr kleinen Komödianten,“ meinte neckend Martial.

„Wir spielen doch auch, wir tanzen doch auch!“

„Sind doch auch Mimus und Tänzer!“

„Zum Schluß:“

fuhr der Dominus fort, während er seine Stimme ehrfurchtgebietend erhob, um die ihm lästigen Zwillinge endlich zum Schweigen zu bringen. Die ganze Caterva schaute nun hin Kopf an Kopf und laß, einer nach dem andern, mit lauter Stimme:

„Die Bacchides. Also die Bacchides! Darauf...“

„Laureolus, Großes Cyodium, gespielt von dem allerberühmtesten Archimimus Ventulus,“ hörte Martial den Dominus sagen.

„Allerberühmtesten! Allerberühmtesten!“ schrien die beiden Knaben rasend. Sie steckten die blonden Köpfe zusammen und wirkten so wie zwei wütende Rattern. Sie zischten und umschmeißelten den Dominus, ob ihre Namen denn nicht auch...

„Gut!“ meinte Martial, der ihre Sache vertrat. „Die Kopisten sollen jetzt einmal mit viel roter Tinte schreiben:

Plauti Bacchides,

worin die Hauptrollen von den beiden unvergleichlichen Zwilling=comoedi, Cäcilius und Cäcilianus, gespielt werden!“

Tryphon lachte, der Dominus wurde unruhig.

„Wahrlich, edler Martial, und ihr, Knaben, hört mich an! Wollt ihr wohl nach dem Theater gehen?“ brüllte er der Caterva zu, die immer noch schweigend da stand. Plötzlich verschwanden alle Köpfe, und heller fiel das Tageslicht auf den Titulus, den Tryphon noch immer ausgebreitet in die Höhe hielt.

„Ihr wißt, ich tue für euch, was ich tun kann, ihr seid wirklich liebe, nette Knaben.“

„Blonde Schächchen!“ sagte Martial preisend.

„Ihr spielt gut, ihr sprecht schön. Ich gebe das alles zu. Ihr spielt die Bacchides...“

„Wie echte Bacchides!“ fiel Martial ein.

„Aber...“

„Aber...“ wiederholte Martial.

„Die Tradition, wißt ihr, die Tradition...“

„Ja die Tradition,“ versetzte Martial, während er den Knaben zunickte.

„Gestattet es nicht,“ fuhr Lavinius fort.

„Daß eure Namen genannt werden,“ warf Tryphon ein, während er den Titulus einrollte.

„Nein!“ sagte Lavinius jetzt sehr bestimmt. „Die Tradition gestattet es nicht, und es ist gut so. Ihr müßt bedenken, das Minuszspiel bleibt immer eine Schaustellung ohne Dekklamationskunst. Gewiß, etwas Mimik und etwas Saltatio, das alles kann sehr schön werden, und wir wollen auch versuchen, es so schön wie möglich zu gestalten, aber es kommt doch niemals der ernstern, höheren Komödie gleich, der Palliata, dem griechischen Lustspiel, das, obwohl latinisiert, doch immer griechisch, unwiderräglich griechisch bleibt, und schon allein aus diesem Grunde neben der Tragödie alles überragt, was auf den Brettern dargestellt wird. Wißt, ihr Knaben, seht, edler Martial, wir können, wir dürfen bei den Palliata in keinem Punkt in die Minusmanieren verfallen, nicht einmal bei dem Titulus, in dem weder die Griechen, noch Plautus und Terenz die Namen der Spielenden jemals vermeldet haben. Wir müssen der Tradition treu bleiben, der erhabenen Tradition, und Ihr, Martial, dürft nicht darauf bestehen, daß die Namen der Vertreter der Hauptrollen vermeldet werden, noch dazu mit roter Tinte. Nein, Martial, das dürft Ihr nicht.“

Plötzlich erschrak Lavinius.

„Tryphon!“ rief er. „Tryphon! Die Namen der Konsuln sind doch nicht vergessen auf dem Titulus?“

„Fürchtet nichts, Lavinius!“ antwortete Tryphon. „Vor den Autoritäten empfinde ich mindestens ebensoviel Ehrfurcht wie Ihr. Sie stehen darauf. Seht Ihr wohl?“

Bei diesen Worten faltete er die Rolle nochmals auseinander.

„Es ist alles in Ordnung, Lavinius. Seid Ihr, edler Martial,

nun damit einverstanden, daß die Kopisten für heute und morgen die Abschrift Cuccer letzten Bände einstellen und mit den Tituli beginnen? Die Sache macht viel Arbeit. Sie sollen auf dem Forum, in den Bädern, auf dem Velabrum, am Theater angeklebt werden. Ja, edler Martial, schwer ist das Leben für einen Buchhändler in Rom.“

„Schwer ist es, bester Tryphon, für einen armen Dichter, der von seinen Epigrammen lebt.“

„Aber schwer auch mit Verlaub, edler Martial,“ sagte Lavinius, „für einen Dominus Gregis während der Megalejia. Ich muß fort. Wir müssen den ganzen Nachmittag nachproben.“

„Die Bacchides!“ riefen die Knaben stolz.

Es stand jetzt auf dem Titulus. Jetzt waren sie ihrer Sache sicher. Sie nahmen alle drei Abschied von Martial, der zu Fuß zurückgehen mußte in sein Häuschen, das weiter draußen bei der Porta Quirinalis gelegen war.

„Habt Ihr Eure fünf Epigramme für den Kaiser gestern abend noch gefunden?“ fragte Cäcilius, der mit dem jovialen Dichter schon ganz vertraut war.

„Habt Ihr?“ rief Cäcilianus auch.

„Ja, ich habe, ich habe! O ihr Comoedi der höheren Palliata, ihr armen Schlachtopfer der Tradition, ihr blonden Bacchideskinder mit euren hübschen Gesichtern!“ deklamierte Martial, winkte ihnen zu und lächelte sein Silenenlächeln.

Auch sie lächelten und winkten ihm nach.

Der Dominus drängte sie vorwärts. Die Caterva war schon ein ziemliches Stück weitergeschlendert. Die Zwillinge blieben doch immer die Lieblinge! Was war da zu machen? Es gab unter ihnen doch immer einige, die...

Die Knaben, die mit dem Dominus allein geblieben waren, versicherten ihm sentimental, sie hätten ihn so lieb, daß sie ihn niemals verlassen würden, auch wenn sie reich wären. Sie hingen sich an ihn, und so wanderten sie behaglich zu dritt wieder über das Forum durch den Vicus Tuscus und über das Velabrum. Dort war der Markt noch in vollem Gang. In Rom begann das Leben im Haushalt spät. Dort waren die Schlächter, die Geflügelhändler, die Gemüsegärtner, die Pastetenbäcker, die Obsthändler und die Schneeverkäufer. In kleinen Buden mit Vordächern aus buntem Segeltuch, unter großen Sonnenschirmen wimmelte das Marktgetriebe. Freigelassene, Haushälter reicher Bürger befehlen

ihren Sklaven, die Einkäufe in Körben zu bergen. Frauen feilschten, Händler schalten, gaben schließlich doch nach, riefen dann weiter ihre Anpreisungen in die Menge. Auf den Wegen fuhrn unter ohrenzerreißendem Geschrei, Fluchen und lautem Peitschknall die Karren aneinander vorüber, ritten die Käufer auf schwer beladenen Eseln und Mauleseln mit ihren gefüllten Körben davon.

„Viel Glück!“ rief Nilus von seinem Esel herab ihnen plötzlich zu. Er hatte seine Einkäufe gemacht. Zu beiden Seiten seines Lasttieres hingen die Körbe mit dem Vorrat für die Cena.

„Viel Glück!“ riefen Lavinius und die Knaben.

„Ich habe die Caterva da drüben schon gesehen,“ rief Nilus von seinem Esel herunter. „Habt ihr von dem Morde gehört?“

„Ja. Nigrina? Aber nicht Crispina, nicht wahr?“

„Nigrina ermordet! Hals abgeschnitten! Es lohnt sich wahrhaftig, Schwertfegerin zu sein, um dann schließlich von einem Dieb ermordet zu werden oder von einem entlaufenen Sklaven?“

„Von wem? Einem Diebe? Einem entlaufenen Sklaven?“

„Kunden von mir. Aber es ist nicht sicher, ob der Dieb oder der Sklave die Tat ausgeführt hat.“

Die Knaben schauten einander an, erwähnten aber ihre Begegnung am gestrigen Abend mit keinem Wort, da sie das römische Gericht fürchteten.

„Vielleicht beide?“ fragte Lavinius.

„Wer weiß! Kommt Ihr heute abend?“

„Natwohl, zum Nachtmahl nach der Probe.“

„Ich werde die lange Tafel für Euch offen halten.“

„Kohl in Lasepicum geschmort?“ schrie Cäcilius.

„Picenumbrötchen?“ rief Cäcilianus mit noch höherer Stimme.

„Für eure süßen Mäulchen!“ rief Nilus.

Der Esel schlug mit den Hinterbeinen aus. Wer folgte, fluchte. Auch Nilus fluchte, ritt aber weiter und spornte das Tier mit den Absäßen an. Die Knaben wollten sich totlachen.

„Vorwärts, ihr Knaben! Wir haben noch viel zu tun.“

„Ja, ja, die Bacchides, die Bacchides!“ schrien die Knaben freudig und noch immer triumphierend.

Sie gingen jetzt schneller, bahnten sich dreist einen Weg über den Markt.

„Fast so schön wie Alexandria!“ meinte Cäcilianus, der schon viel von der Welt gesehen hatte. Am äußersten Ende des Velabrum war der Sklavenmarkt, und sie hörten die Ausrufer anpreisen.

„Schnell einmal ansehen?“ fragte Cäcilius den Dominus.

„Ja, schnell einmal ansehen!“ wiederholte sogleich Cäcilianus.

„Warum nicht?“ meinte der Dominus.

Man konnte nie wissen. Er hatte jetzt eine Summe Geldes, den Vorschuß, den er von den Adilen erhalten, einem bekannten Wechselr in Verwahrung gegeben, und wenn er auf einem Markt einmal einen guten Sklaven fände, so wäre es in Rom, wo die guten Sklavenmärkte abgehalten wurden, kein übles Geschäft, einen zu kaufen, etwa einen Knaben, den man zum Spielen der Frauentrollen erziehen konnte für die Zeit, da die Zwillinge zu erwachsen sein würden. Sie gingen zum Sklavenmarkt. Dort wimmelte alles bunt durcheinander. Es herrschte ein ungeheures Stimmengewirr. Am Ende des Velabrum war eine Art Basilika, säulenüberdeckt, in der die Sklavenhändler ihre Ware ausstellten. Sie bezahlten für ihren Stand für jeden Sklaven eine bestimmte Summe. Der Dominus traf dort den Sklavenhändler Autronius, der über dem Wäscher wohnte und dem das Haus gehörte, wo die Greg Unterkunft gefunden. Zwischen dem Händler und dem Dominus fand eine höfliche Begrüßung statt.

„Ich möchte mich einmal ein wenig umsehen,“ sagte Lavinius, während die beiden Knaben noch immer an ihm hingen.

„Ich meinte schon, Ihr wolltet Cäcilius und Cäcilianus verkaufen,“ sagte Autronius. Er war dick, kahlköpfig und von gewichtiger Jovialität.

„Natwohl, das kannst du dir nur denken!“ sagte Cäcilius.

„Kannst du dir nur denken!“ erklang des Cäcilianus Echo.

„Das möchtest du wohl?“

„Möchtest du wohl?“

„Vielleicht finde ich einen Sklaven auf dem Markte,“ sagte der Dominus, indem er sich umschaute.

„Was wolltet Ihr mit einem neuen Sklaven anfangen?“ fragten die Knaben sehr gespannt.

„Heute habe ich nur Daker,“ sagte Autronius. „Das ist nichts für Euch. Seht, da sind sie!“

Er wies auf seine Daker. Drei hatte er bereits verkauft, neun saßen noch auf einer Bank. Sie kamen vom Jster, drei Frauen, sechs Männer. Sie schwiegen, ihr Blick war wehmütig.

„Ich meinte,“ sagte der Dominus scherzend, „Ihr hättet nichts anderes als Dacici, die goldenen Münzen, die unser gnädiger Kaiser hat prägen lassen.“

„Ich würde lieber Dacici als Daker besigen, Dominus,“ antwortete scherzend Autronius. „Diese Daker sind nur stark, stark und jung, aber das sind sie denn auch wahrlich.“

„Nun, das eine Mädchen da . . .“

„Noch nicht zwanzig Jahre alt, Dominus. Ich gebe Euch die Versicherung. Eine stattliche und gewandte Dirne. Könnt Ihr sie nicht brauchen? Für zweihundertfünfundzwanzig Sesterzen? Ausrufer, ruf meine Daker einmal aus!“

Der Ausrufer rief mit laut hallender Stimme:

„Daker, kräftige Daker, starke Männer, schöne Frauen! Daker!“

„Ich brauche niemals Mädchen,“ sagte der Dominus harmlos. „In meiner Caterva besorge ich alles mit Männern und Knaben.“

Die beiden Knaben lüchelten. Der Dominus gab jedem einen Stoß und einen Schlag.

„Solche Schlingel!“ sagte der Dominus. „Ich meine . . .“

„Blonde Schlingel!“ sagte anerkennend der dicke Autronius. „Verkauft sie mir, Dominus!“

„Gebt Ihr mehr als Sertilianus?“

„Als Sertilianus geben wollte?“ schrien die Zwillinge.

Das Schreien, Kreischen, Ausrufen war ohrenzerreißend. Der Dominus fragte:

„Autronius, habt Ihr Eure Kostbare verkauft?“

„Nein, noch nicht, Dominus. Die halte ich in Ehren. Ich lasse sie hier nicht sitzen. Dazu ist sie zu fein. Sie ist eine Griechin aus Sydien und besucht die Musikschule. Sie lernt Flöte spielen, singen und tanzen. Wenn Ihr sie brauchen könnt . . .“

„Der Dominus besorgt alles mit . . .“ begannen die Zwillinge neckend.

Allein der Dominus verfezte ihnen einen Schlag auf ihre frechen Mäuler.

„Wir wollen uns noch ein wenig umsehen,“ sagte er.

Ein Ausrufer pries einen Neger an. Der Neger stand da mit breiter Brust, während er Bizeps und Schenkel spannte und die Käufer ihn betasteten. Der Ausrufer befahl dem Neger, den Mund zu öffnen, und dieser zeigte seine weißen Zähne.

„Alle tabellos!“ rief er aus. „Nicht ein einziger falscher Zahn! Zwanzigtausend Sesterzen!“

„Hm!“ brummte der Dominus. „Heute lauter Kraftproben, nichts Feines dabei. Habt Ihr nicht ein ganz junges Kerlchen, das ich für meine Caterva gebrauchen könnte?“

„Wie alt?“ fragte der Händler.

„So jung wie möglich. Dann lernen sie noch.“

„Dominus,“ riefen die Knaben aus, „was wollt Ihr denn mit einem jungen Kerlchen anfangen?“

„Ihr habt doch uns!“

Im Augenblick hatte der Händler nichts dergleichen. Starke Sklaven wurden am meisten verlangt und junge Sklavinnen.

„Ja!“ fuhr der Dominus fort. „Ich muß immer etwas Außergewöhnliches haben.“

„Ein geraubtes Knäbchen, wie?“ flüsterte der Händler mit einem verstohlenen Blick auf die Zwillinge. Die betasteten dem Neger die Arme, die Hüften und rissen neugierig an seinen Zähnen, während der Neger regungslos stehen blieb.

Der Dominus zuckte verächtlich die Achseln. Wiewohl er niemals davon sprach, wußte er doch nur allzu gut, daß er die Zwillinge von Manlius und Crispina nicht geraubt hatte. Er lächelte vergnügt, seines guten Sternes eingedenk und dankbar der Fors Fortuna. Ihn übermannte die Rührung. War er ihnen nicht allzeit ein Vater gewesen?

„Kommt, Knaben, kommt!“ rief der Dominus. „Ihr wollt diesen Neger doch nicht kaufen?“

„Warum nicht?“

„Warum nicht?“ riefen die Knaben prahlerisch. Zugleich hingen sie sich wiederum an des Lavinius Arme.

„Wir müssen uns beeilen,“ sagte der Dominus.

Sie überschritten das Forum Boarium mitten durch den Kot der Rinder. An diesem Morgen war Viehmarkt gewesen.

„Bah!“ sagte Cäcilianus. „Wie schmutzig! Zwischen all diesen großen Haufen! Es ist schmutzig hier in Rom. Wenn man Alexandria damit vergleicht! Dort wird alles schön sauber gehalten durch die Fische, die dem Reinigungsdienst angehören.“

„Ja, ja, die Fische,“ sagte Cäcilius.

„Die fressen doch keinen Kuhdreck!“ warf Lavinius ein. „Aber jetzt macht ein wenig vorwärts, ihr verdammten Bummel!“

Aber wenn das schmutzige und schlammige Forum Boarium sich auch ziemlich schnell überschreiten ließ, so ließ sich der Weg längs dem Capitolinus und dem Theater des Marcellus nicht mehr so rasch zurücklegen. Zwischen den dreihundert Säulen der Portikus der Octavia herrschte ein dichtes Gewühl von Advokaten, Prozeßjägern, Verteidigern.

„Ich werde müde,“ sagte Cäcilianus und warf dabei einen Blick auf seine gelben Schuhe, ob sie nicht allzu schmutzig geworden seien.

„Dann wollen wir lieber die Menächmi proben und nicht die Bacchides,“ sagte der Dominus scherzend. Allein die Knaben lachten, fürchteten sich nicht im geringsten mehr.

„Angelangt!“ sagte Dominus.

Die Knaben blickten empor. In der vergangenen Nacht hatten sie das Theater des Pompejus nur unbestimmt im nächtlichen Schatten verschwimmend oder von stets wieder sich verdunkelndem Mondlicht durchflutet gesehen. Jetzt sahen sie es im strahlenden Sonnenschein. Sein halbrunder, stattlicher Bogen wölbte sich unter dem blauen Ather. Hoch ragten seine drei Stockwerke auf den unten dorischen, dann ionischen, endlich korinthischen Säulen. Marmorbildnisse in weißem Glanze krönten den höchsten Umgang, und es schien fast, als machten sie Gebärden gegen den transparenten Azur. In den Nischen der Mauern reichten sich gleichfalls Bildnisse. Die Tür zum Proszenium war geöffnet. Die Caterva schlüpfte einer nach dem andern hindurch, als sie den Dominus und die Knaben kommen sahen.

Die schauten alle drei empor.

„Ein schönes Theater!“ meinte der Dominus bewundernd.

„Ich habe es in der letzten Nacht nicht gut sehen können,“ sagte Cäcilius.

„Es ist schöner als das Theater in Alexandria,“ meinte Cäcilianus.

Einen Augenblick blieben sie stehen, sehr ernst, und schauten, schauten. Sie waren stolz, alle drei, der Dominus, weil er dieses Mal, im fünfzehnten Jahr der gnädigen Regierung des Kaisers Domitian, des göttlichen Flaviers, in diesem prächtigen Theater zu Rom die szenischen Spiele an den Megalesia einleiten würde, die Knaben, weil sie morgen darin auftreten sollten vor Tausenden und Abertausenden in den Bacchides, den Bacchides!

Aber bevor sie eintraten, flüsterte Cäcilius seinem Brüderchen ins Ohr:

„Cäcilianus, du darfst niemals sagen, daß wir gestern abend...“

„Was denn?“

„Den Dieb und den Sklaven gesehen haben, als sie vermutlich...“

„Ich werde nicht so närrisch sein,“ sagte Cäcilianus.

## Sechstes Kapitel.

Der Vorabend der Megalesia brach an. Nach zwei strahlenden Apriltagen war dieser Tag düster und schwül vom Scirocco gewesen, während der Azur sich hinter schwermütig herabhängendem Nebeldunst verborgen hielt. Die Luft war schwanger vom Regen, der nicht fiel.

Hinter dem flavischen Palast breiteten sich die weiten Gärten und Parks des Palatins, da wo um ein Jahrhundert später Septimius Severus seine eigenen Paläste erbaute, unter dem drückenden Nachthimmel. Kein Stern durchdrang diesen schwülen Nebel. Die Lorbeerhaine standen regungslos, geräuschlos, dunkel und mächtig da und warfen ihre Schatten auf die hier und dort verstreuten Wohnungen von Hofbeamten. Kein Geräusch, kein Lachen, keine Stimme erklang. Das war die Schwermut, die infolge der Gemütskrankheit des Kaisers sich aus dem Palast über den ganzen Palatin auszubreiten schien. Der große, geschlossene Palast selbst war völlig dunkel. Kaum, daß die Lampe der prätorianischen Palastwachen einen schwachen Schein verbreitete. Seit Jahren waren keinerlei Feste mehr veranstaltet worden, hatten keinerlei Banketts mehr stattgefunden in dem Triklinium mit den beiden Nymphaea, hatte sich das Gemüt des Domitianus stets mehr und mehr verdüstert, während er fast immer schwieg und sich verborgen hielt, um dann plötzlich in blinder Wut und unvermutet in Rachsucht auszubrechen. Seine Krankheit des Argwohn's, des Verfolgungswahns voll von Gespenstern der Reue, voll beängstigender Larven und Lemuren, voll aufreizender Dämonen, die der Kaiser um seine ihn zu Boden drückende Weltmacht sich schlingen sah, lastete auf allem, auf allen, die ihn umringten, mit einer ewigen Angst. Die schlich in der Nacht durch den Palast und zum Palast hinaus wie ein sich weit ausbreitender Spuk. Die trieb durch die Gärten, die stieg gen Himmel und vermengte sich mit dem tief herabhängenden Nebel.

Die umhüllte die Wohnungen, die kleinen Landhäuser, die hier und dort schimmernd zwischen den aufgetürmten Schatten lagen, alle dunkel und geräuschlos, weil der Kaiser kein Geräusch vertragen konnte und bei jeder Stimme erschrak.

Die Sohle einer Sandale knarrte fast unheilkündend in dieser Dunkelheit. Ein Mann ging durch den Park vom Palast kommend, machte vor dem kleinen Hause der Crispina halt, klopfte an die Tür. Die Tür zum Atrium wurde geöffnet.

„Bist du es, Crispinus?“ fragte eine Frau.

„Ich bin es,“ antwortete der Mann, während er das Atrium betrat und die Tür abschloß.

Bruder und Schwester, Crispinus und Crispina, standen einander in dem Dunkel gegenüber.

„Lavinus Gabinius wird auch sogleich kommen,“ sagte Crispinus. „Ich habe ihm für den Wachtposten beim Septizonium einen Durchlaßschein geben lassen. Ich tue für dich, was mir nur möglich ist.“

Crispina war aufgeregt, rang die Hände.

„Glaubst du, daß...“

„Was?“ fragte rauh der Bruder.

„Nichts.“

„Was wird er tun wollen?“ fuhr Crispinus schroff fort. „Was wird er tun können? Bekannt machen, daß du vor sechzehn Jahren mit einem Minus zwei Kinder gehabt hast? Was kann uns das anhaben?“

„Der Kaiser...“ flüsterte Crispina ängstlich.

„Der Kaiser! Der schert sich den Teufel darum.“

„Er hat keine Frau...“

„Ja, seine Frau verstoßen, weil sie einen Histrion liebte. Er hat Domitia wieder zu sich genommen auf die heiligen Kissen seines Götterbettes, wie das Dekret lautete, und Paris wurde gekreuzigt. Was weiter? Dein Minus ist im Ägäischen Meer ertrunken während eines Sturmes, und der Kaiser wird dir nichts anhaben, auch wenn er alles hören sollte. Diese keusche Umwandlung guter Sitten, die er hatte, nachdem Titus ermordet war, ist längst vorüber.“

„Und doch, der Skandal, wenn Lavinus...“

„Damals“, sagte Crispinus, „habe ich den Knaben den Hals umdrehen wollen. Du wußtest es nicht. Du hast sie zu Syrakus dem Lavinus geschenkt, nachdem du sie drei Jahre lang ver-

borgen gehalten hatteſt aus Angst vor mir. Du brauchſt keine Angst mehr zu haben.“

„Crispinus!“

„Mich gehen die Knaben nichts an. Ich bin doch der Günstling des Kaisers, auch wenn du Bastardzwillinge haſt.“

„Er hat ſeine Launen. Wenn es bekannt wird, Crispinus, und er mich dann aus dem Kreiſe der Frauen der Kaiſerin verjagt! Wohin ſoll ich, wenn ich den Palaſt verlaſſen muß? Geld habe ich nicht.“

Er lachte.

„So verdiene dir dein Geld in der Subura! Aber zünde erſt einmal die Lampe an! Ich ſehe hier nichts.“

Sie ſetzte eine Lunte in Brand und zündete den Docht einer der bronzenen Lampen an, die in einem Winkel neben einem Ruhebett ſtand. In dem kleinen Springbrunnen inmitten des Atriums ſickerte ein dünner Waſſerſtrahl. Sobald die beiden ſchwiegen, tropfte er hörbar.

„Laß den Springbrunnen ſchweigen!“ rief er nervös. „Das Geräuſch macht mich wahnsinnig.“

„Wie iſt Domitian heute?“ fragte ſie. Die Fontäne ſchwieg.

„Wie beſeſſen!“ ſagte Crispinus und ließ ſich auf ſein Ruhebett fallen.

„Wie beſeſſen?“ wiederholte ſie ängſtlich.

„Er ſtöhnt, irrt durch den Palaſt, ſchaut hinter jeden Vorhang. Den an Nigrina verübten Mord haben wir vor ihm verborgen gehalten. Denn jeden Augenblick erſchrickt er, verbirgt ſeinen Kopf in den Falten ſeines Mantels und ſtrauchelt dann. Wir haben noch nicht den Mut gehabt, ihm etwas zu ſagen. Aber es iſt kein Leben mehr in dem Palaſt.“

„Iſt kein Leben mehr,“ wiederholte ſie.

Schluchzend und ſtöhnend ſank ſie auf ein Kiſſen.

„So ſei doch ruhig!“ ſprach er nervös. „Nimm es nicht ſo ſchwer! Sei leichtfertig wie ich!“

Allein er zitterte. In dem ſchwankenden Lichte des einen Dochtes der vielſchnäbeligen, bronzenen Lampe blickte ſeine Schweſter ihn an, um ihn zu durchſchauen. Sie ſah, daß er zitterte und bleich war ungeachtet ſeiner ſorgloſen Worte. Sie lebten von der Gunſt des gemütskranken Kaiſers, und ſeine Gunſt konnte ſich in jedem Augenblick wenden wegen eines Nichts, wegen einer Laune, eines Blickes, eines unrichten Wor-

tes. Er, Crispinus, der Aegypter, der von Memphis kam, ein Sklave, sagte man, aus Canopus, der Herkunft dieses Intriganten nicht ganz gewiß, hatte sich während all der Jahre in der Gunst des Kaisers zu behaupten gewußt. Er war es gewesen, der dem Kaiser den berühmten Steinbutt dargeboten, der in der Adria unweit Ancona bei dem Venusstempel gefangen worden war, der Steinbutt, um dessentwillen das kaiserliche Koncilium in aller Eile zusammengerufen wurde, so daß seine Mitglieder, Männer senatorischen Ranges, herbeigelaufen kamen mit noch losem Gürtel und herabhängendem Mantel, um zu beratschlagen, in welchem Topf oder Kessel ein so ungeheuerlich großer Steinbutt gekocht werden solle. Dieses Geschichtchen, das immer wieder und wieder den Weg durch ganz Rom machte, hatte Crispinus seinen Ruf verschafft. Seit diesem Steinbutt schien er der Gunst des Domitian unwandelbar gewiß zu sein, zwang er jeden, der sich daran erinnerte, seine plebejische ägyptische Herkunft, seinen plebejischen ägyptischen Namen zu vergessen. Er war allmächtiger Favorit, er, Crispinus allein, der seltsam schöne Orientale, der blonde Orientale mit der matten, bernsteingleichen Gesichtsfarbe, der schlanke, mattbleiche, blonde Orientale, der Magier aller Wollüste und sinnlichen Phantasien, der entnerbte Phantast, der während des warmen Sommers dünnere Ringe trug als im Winter. Eine merkwürdige Kraft war in diesem Körper aus lauter Nerven. Wie lange würde ihm die Gunst des Domitian erhalten bleiben? dachte seine Schwester, während sie ihn anschaute. Sie, eine Aegypterin von eigenartiger, rotblonder Schönheit gleich ihm, war eine noch junge Frau, schlank und feingliedrig, aber schon müde und gebrochen. Ägyptisch an ihr waren vor allem ihre langen, geschlizten Augen, die sich dunkel, beinahe schwarz und tief umschattet von ihrer mattgoldenen Gesichtsfarbe abhoben. Sie glichen einander. Sie hatten beide dieses seltsam Exotische, dieses Müde und Entnerbte. Beide warteten auf die Ungnade, die in jedem Augenblick um ein Nichts aus der drückenden, entnerbenden Luft sich auf sie stürzen konnte. Leichtlebig? Nein, das waren sie nicht, weder er, noch sie. Er log, wenn er behauptete, er sei leichtlebig. Aber sie hatte trotz all ihrer Zweifel und Ahnungen das Bedürfnis, die Lügen ihres Bruders als Wahrheit hinzunehmen. Ihr Leichtsinn litt zu schwer, konnte nicht mehr leben unter den allzu drückenden Sorgen.

„Crispinus,“ sagte sie flehentlich, „glaubst du, daß...?“

„Was?“

„Daß, wenn Lavinius...“

„Was?“

„Wenn die Angeber es jemals erfahren...“

„Daß du Zwillinge hast?“

„Der Kaiser...?“

Wild erhob er sich und ballte seine feinen Fäuste über ihr. Sie kroch in sich zusammen.

„Hättest du die Luder doch bei ihrer Geburt erwürgt! Was nützt es jetzt, ängstlich zu sein? Lavinius hat sie schon seit mehr als zwölf Jahren bei seiner Truppe. Sie sind Komödianten.“

„Vor drei Jahren sah ich sie,“ sagte Crispina aufstöhnend. „Damals tanzten sie.“

„Ich habe sie soeben gesehen,“ sagte Crispinus.

„Wo?“ fragte sie begehrtlich.

„Im Theater.“

„Und wie?“

„Sie spielten, sie probten.“

„Wie sind sie?“ fragte sie.

Er lachte.

„Dein mütterliches Herz regt sich wohl?“ sagte er spottend. „Sie sind allerliebft. Sie machen dir alle Ehre und auch dem Manlius im Ägäischen Meer. Die Kinder deiner Liebe, deine Zwillinge, die Sprößlinge deiner Leidenschaft sind schön. Geh nur morgen selber hin und sieh, wie gut sie spielen!“

„Ja,“ sagte sie mit einem matten, doch freudigen Lächeln.

Inmitten aller Angst war dies ein flüchtiger Ausblick auf etwas Freudiges, das morgige Fest, die Megalesia, das Theater und ihre Kinder, die sie sehen würde. Seit drei Jahren hatte sie sie nicht gesehen. Ob sie wohl ihrem Vater glichen, den sie wahnsinnig geliebt hatte und dem sie gefolgt war, als Titus noch lebte und herrschte, und als ihr Bruder, soeben erst aus Ägypten gekommen, versucht hatte, sich in Rom einen Weg zu ebnen zu Rang, Vermögen und Ansehen. Damals hatte er sie beinahe ermordet. Seitdem hatte sie sich immer wieder und wieder von ihm verkaufen lassen, um ihn zu verfühnen. Auch an den Kaiser. Er hatte sich gerächt. Jetzt waren die Jahre dahingeroßt.

Noch immer schaute sie ihn an, seiner merkwürdigen, gleichsam magischen Kraft unterliegend, die seine nervenvibrierende Schwäche ausströmte. Es ward an die Thür geklopft.

„Lavinius!“ rief sie.

„Klopft ein Komödiant an der Crispina Thür?“ fragte er lächelnd.

Sie selber öffnete. Drei verschleierte Frauen traten hastig ein, die mittlere entschleierte sich.

„Augusta!“ schrie Crispina, während sie grüßend die Hände ausstreckte. Crispinus erhob sich.

Es war die Kaiserin Domitia. Mit ihr waren die jüngere Domitilla, das Kind von Domitians Schwester, und Fabulla, ihre Nichte, gekommen. Auch die beiden andern Frauen entschleierten sich. Fabulla war totenbleich.

„Der Kaiser ist wahnsinnig,“ flüsterte Domitia. „Er gebärdet sich wie ein Bessener, er läuft durch die lange Spiegelgalerie auf und ab und schaut in jeden Spiegel, ob ihm nicht jemand folge.“

„Wir wagen nicht, im Palatium zu bleiben,“ sagte Domitilla zitternd. „Wir haben um eine Ecke geschaut in der Spiegelgalerie. Diese Galerie, dieser Wahnsinn! überall dieser Reflex des eigenen Bildes wie ein tausendfaches Gespenst!“

„Seit er das von meiner armen Nigrina gehört hat...“ rief Fabulla schluchzend aus.

„Was?“ fragte Crispinus. Die vier Frauen umringten den einzigen Mann in dem kleinen Atrium. Über ihnen lag drückend der schwüle, tiefhängende, sternenlose Himmel.

„Hat er es doch gehört?“

„Bangt er auch um sein eigenes Leben,“ rief die Kaiserin, „will er keinen Menschen um sich haben, jagt er einen jeden davon, sogar Parthenius, sogar Satur.“

„Sogar Parthenius?“ fragte Crispinus.

„Sogar ihn!“ rief Domitia wütend. „Deine Kreatur!“

„Ich glaubte, er sei dem Kaiser wohlgefällig.“

„Wohlgefällig?“ rief Domitilla. „Niemand ist ihm wohlgefällig. Wir Frauen vermögen nichts, und du erreichst nichts, obgleich du ein Mann bist. Das kann so nicht weiter gehen.“

„Es kann so nicht weiter gehen!“ rief Domitia.

„Fabulla,“ rief Crispinus, „warst du in der letzten Nacht bei Nigrina?“

„Ich?“ schrie Fabulla. „Nein!“

„Doch, doch! Du warst bei ihr, du bist jede Nacht bei ihr in den Carinae.“

„Nein!“ schrie Fabulla. „Ich war nicht da.“

„Schrei nicht so laut!“ rief Crispina ängstlich. „Bedenke doch!“

„Du warst da“, rief Crispinus drohend, „als sie ermordet wurde. Mit wem wart ihr da zusammen?“

„Ich war nicht da“, wiederholte Fabulla, sich zur Wehr setzend. „Ich weiß von nichts. Ich dachte mir schon, daß man glauben würde...“

„Du warst da!“ sagte die Kaiserin. „Du weißt darum!“

„Augusta!“ rief flehentlich Fabulla. Sie warf sich auf die Knie. „Augusta, ich schwöre es Euch, ich war nicht da, ich war nicht bei Nigrina.“

„Jeden Abend bist du da“, sagte erbarmungslos Domitia.

„Jeden Abend!“ rief Crispinus, der es, grausam wie er war, wie eine Erleichterung empfand, einen andern Menschen in Angst zu sehen.

„Ich war nicht da“, rief Fabulla.

„Schrei nicht so laut!“ rief Crispina.

Crispinus zerrte Fabulla empor.

„Wo warst du wohl sonst?“ fragte er rauh.

„Ich war... ich war...“

„Wo?“

„Wo?“

„Wo?“ fragten die Frauen, sie umringend.

„Bei Galla!“ Fabulla schrie es hinaus.

Die Frauen lachten, auch der Mann.

„Bei Galla!“ schrien sie lachend. „Bei der alten Galla, bei der schmutzigen Lena?“

„In ihrem unterirdischen Fornix?“ sagte lachend Crispinus.

„In der gemeinsten Gegend des Summoeniums?“

„Ja!“ schrie Fabulla alles eingestehend, um den Verdacht daß sie um den Mord der Nigrina wissen könne, von sich abzuwenden.

„Mit wem?“ fragten die Frauen eindringlich. „Sag' mit wem?“

„Sonst glauben wir dir nicht“, sagte Crispinus, ebenfalls drängend.

„Mit . . .“ Fabulla zauderte.

„Mit?“

„Colosseros!“ rief sie aus. „Mit Colosseros.“

Sie richtete sich auf in Todesangst. Sie wollte alles sagen, um nicht noch länger verdächtigt zu werden. Schon sah sie das martervolle Kreuz sich erheben, sah, wie sie lebendig begraben ward, gleich der Vestalin Cornelia, die von Crispinus versührt und dann von ihm verraten worden war.

„Wer ist Colosseros?“ fragten Domitia und Domitilla.

„Der kolossale Gros? Natürlich ein Gladiator!“ rief Crispinus aus.

„Ja,“ sagte Fabulla erleichtert. „Ja, ja, ein Gladiator.“

Die Frauen blickten einander alle drei lech an: Domitia, Domitilla, Crispina. Sie hatten mit Fabulla keine Geheimnisse voreinander in bezug auf ihre nächtlichen Streifzüge, ihre flüchtigen Leidenschaften, die sie nicht zählten. In der schwermütigen, stets düster drohenden Atmosphäre, die das Palatium erfüllte, die sich über den ganzen Palatin ergoß, empfanden ihre entnervten Sinne und Seelen das unwiderstehliche Bedürfnis, diesem drückenden Zauberbann zu entfliehen zu dem Leben, dem glühenden, blühenden Leben, dem tollen Leben, um nur vergessen zu können. Sie alle hatten ihre Geliebten. Vielleicht hatten sie auch wohl verstoßene Kinder. Alle vermuteten voneinander dergleichen Dinge. War doch Domitia monatelang von Domitian verstoßen gewesen wegen Paris, des Mimus, den der Kaiser hatte kreuzigen lassen. War Fabulla in dem Augenblick, da Nigrina ermordet wurde, in dem Kellerbordell der alten Galla mit diesem Colosseros zusammengewesen, dann . . .

Crispinus bedauerte im stillen, daß es ihm vermutlich nicht glücken werde, den Verdacht auf Fabulla zu lenken. Falls ihm dies glückte, würde er sogleich in Domitians Gunst noch steigen. Denn der Kaiser werde den an Nigrina verübten Mord zweifellos rächen wollen, sei es auch nur, um sich selber die Beruhigung zu verschaffen, daß ein Mörder weniger sich in Rom umhertriebe. Die Angst vor Mördern beherrschte ihn völlig. Crispinus dachte darüber nach, was hier zu tun sei. Es war ihm, als wanke der Boden unter seinen Füßen.

Plötzlich wurde sehr zaghaft an die Tür geklopft. Die Frauen erschrafen.

„Wen erwartest du?“ rief Domitia nervös und unruhig.

„Läßt der Kaiser mich etwa suchen? Was will er? Ich kann nicht in den Palast zurück. Ich fürchte mich.“

„Erwartest du jemand?“ fragte Domitilla und wandte sich an Crispina.

„Ja,“ gestand Crispina ein.

„Hier?“ rief Domitia heftig aus, während sie angstvoll um sich schaute. „Auf dem Palatin? Einen Geliebten? Wenn jemals der Kaiser erführe, daß du hier einen fremden Mann empfängst, der nicht zum Palatium gehört, der sich in das Palatium einschleichen kann, um ihn zu ermorden!“

„Augusta, ich weiß Bescheid über den Mann, der da klopft,“ sagte Crispinus.

„Ach du, du!“ rief Domitia. „Glaubst du vielleicht, du seist heute in des Kaisers Gunst, seist noch in seiner Gunst, seit Nigrina ermordet wurde? Er wird sich rächen wollen, vielleicht sogar an dir.“

„An mir?“ rief Crispinus entsetzt. „Was kann denn ich...?“

„Warum nicht an dir? Warum nicht an dem ersten besten, an einem von uns, an mir? Wenn er nur seine Furcht bannen kann durch eine Bluttat! Ein Mord, den er nicht selbst verübt, macht Domitian toll.“

„Bei allen Göttern, Augusta!“ bat Crispina flehentlich. „Sprecht leiser! Der Mann da draußen hört vielleicht.“

„Wie können wir fort?“ fragte Domitilla. „Wohin?“

„O!“ rief Domitia aus. „Ich kann nicht in den Palast zurück. Ich fürchte mich, ich fürchte mich.“

„Ich auch,“ rief Domitilla.

Sie rangen die Hände.

„Kommt mit mir!“ sagte Crispinus bleich. „Hier könnt Ihr nicht bleiben, Augusta. Wenn der Kaiser erfährt, daß Ihr auch nur eine einzige Nacht nicht im Pallatium geschlafen! Kommt mit!“

Das Pochen wiederholte sich. Einen Augenblick ertönte etwas wie ein metallener Klang, wie von einem Speer, der draußen auf die Steine gestoßen wurde.

„Vor der Tür stehen Prätorianer,“ flüsterte atemlos Domitia. „Wie kann ich fliehen?“

„Augusta,“ sagte Crispinus, „glaubet mir, ich weiß, wer da klopft. Es ist ein Prätorianer mit...“

„Mit wem?“

„Mit wem?“ wiederholte Domitilla und Fabulla.

„Mit Lavinius Gabinus,“ gestand Crispina ein.

„Wer ist das?“

„Der Dominus Gregis,“ sagte Crispinus, „dessen Truppe morgen auftritt.“

„Die Megalesia!“ rief Domitia. „Morgen ist der erste Tag der Megalesia! Der Kaiser wird nicht ins Theater gehen wollen. Es ist auch besser, daß er nicht geht. Crispina, was willst du mit diesem Dominus Gregis?“

„Augusta!“

„Sage es mir!“

„Er kommt, um ihr Bericht über ihre Zwillinge zu bringen,“ sagte Crispinus rauh.

„Crispinus!“ schrie seine Schwester.

Die Frauen begriffen. Sie lachten.

„Deine Zwillinge?“ fragte spöttisch Domitia.

„Gehören sie zu seiner Greg?“ fragte ebenso spöttisch Domitilla.

„Zwillinge!“ rief Fabulla. „Bei der Greg des Lavinius Gabinus? Ich kenne sie, ich habe sie gesehen, ich habe deine Zwillinge gesehen.“

„Gesehen?“ rief Crispina aus.

„In . . .“ flüsterte Fabulla erfreut, weil sie wieder Boden gewann, „in der Taberne des Nilus. Dort saßen sie.“

„Ihre Zwillinge?“

Die Frauen lachten laut auf.

„Zwillinge! Crispinas Zwillinge!“

„Ich bekomme niemals Zwillinge,“ schrie Fabulla. „Dörin, die du warst! Die alte Galla weiß, wie man sie nicht bekommt.“

„Augusta!“ bat flehentlich Crispina. „Ich flehe dich an.“

„Fürchte dich nicht, Crispina!“ sagte Domitia lächelnd, während Domitilla und Fabulla aus vollem Halse verächtlich lachten. „Wir werden niemand etwas von deinen Zwillingen sagen. Aber wie kommen wir fort von hier? Hier vorbei?“

„Ja,“ sagte Crispinus, indem er auf eine Tür wies.

Die drei Frauen lachten, vergaßen ob solch belustigender Überraschung all ihre Angst, stürzten auf die Tür zu. Crispina faltete flehentlich die Hände.

„Augusta! Sagt dem Kaiser niemals . . .“

„Es hat nichts zu bedeuten, Crispina,“ meinte Domitia lächelnd, indem sie sie beruhigte. „Ich werde dem Kaiser nichts sagen. Was würde es ihn kümmern? Zwillinge!“

„Zwillinge!“ wiederholten die Frauen lachend, während sie sich durch die Tür drängten.

Sie waren mit Crispinus gegangen. Crispina öffnete bleich die Tür, an der es geklopft hatte.

„Domina!“ sagte der Prätorianer, dessen Speer sie hatte klirren hören. „Hier ist Lavinius Gabinius, den ich von der Pforte am Septizonium bis zu Eurem Hause habe geleiten müssen.“

„Führe ihn herein!“

Lavinus Gabinius trat ein. Der Prätorianer sagte:

„Ich werde im Park auf ihn warten, um ihn zurückzuleiten.“

Crispina schloß die Tür.

„Domina!“ sprach höflich grüßend der Dominus.

Crispina blieb einen Augenblick stumm. Sie mußte erst zur Ruhe kommen. Ihr Blut wogte. Sie setzte sich auf eine Bank. Endlich sprach sie:

„Lavinus!“

„Domina?“

„Ich habe Euch zu mir bitten lassen, um Euch zu fragen...“

„Was, Domina?“

„Nach den Kindern.“

„Es geht ihnen gut, Domina.“

„Ich habe sie seit drei Jahren nicht gesehen.“

„Als sie im Minus tanzten. Sie sind gewachsen seither. Es sind schöne Knaben. Sie spielen die ersten Frauenrollen. Domina wird sie sich morgen sicherlich ansehen?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Crispina zögernd.

„Aber der Hof wird doch kommen? Der Kaiser?“ fragte Lavinus besorgt. „Am ersten Tag der Megalesia!“

„Nichts ist sicher,“ erwiderte Crispina ausweichend. „Der Kaiser ist krank, und die Kaiserin, Lavinus...“

„Domina?“

Sie richtete sich plötzlich zornig hoch auf.

„Dieß es sich nicht vermeiden, daß du nach Rom kamst?“

„Domina, die Adilen forderten mich auf. Ich war in Neapel. Ich bin drei Jahre in Kleinasien, in Agypten gewesen. Ich konnte es nicht ablehnen. Ich bin bekannt, berühmt. Domina, was habt Ihr zu fürchten?“

„Wissen sie?“

„Was sollten sie wissen? Sie wissen nichts. Sie denken gar nicht darüber nach, glauben, Findlinge zu sein, gestohlene Kinder.“

„Sind sie schön?“

„Wie nur Eure Söhne es sein können, Domina.“

„Gleichen sie ihrem Vater? Ihr könnt Euch seiner doch noch entsinnen?“

„Ob ich mich des Manlius entsinnen kann, Domina? Sie gleichen ihm und auch Euch.“

„Wenn auch der Hof nicht gehen sollte, ich komme doch, um sie zu sehen. Aber, Labinius...“

„Domina?“

„Sagt mir ehrlich! Wollt Ihr Geld oder warum seid Ihr nach Rom gekommen?“

„Geld, Domina?“

„Dann hättet Ihr Euch verrechnet. Ich besitze kein Geld. Ich lebe hier von der Gnade des Kaisers. Im übrigen weiß jetzt ein jeder um meine Kinder, sogar die Kaiserin.“

„Domina, wie sollte ich wohl Geld wollen? Warum? Die Zwillinge, die Ihr mir vor mehr als zwölf Jahren schenktet, sind Sklaven, die ihr Geld wert sind, wenngleich ich ihnen eine kostspielige Erziehung habe zu teil werden lassen.“

„Ich meinte...“

„Ihr meint, ich wolle Euch belästigen, weil ich mit den Knaben nach Rom gekommen bin? Ich bin ein Künstler, Domina, ich denke nur an meine Kunst, an meine Truppe, an unser Spiel. Ihr habt Labinius Gabinius falsch beurteilt.“

„Weil ich Euch davon in Kenntnis setzte, daß nun doch ein jeder“ — sie atmete tief auf — „es weiß.“

„Ausgenommen sie selber.“

„Laßt sie es nicht wissen!“

„Ich werde es ihnen nicht sagen. Sie denken mit keinem Gedanken an ihre Mutter.“

„Denken sie nicht?“

„Wie sollten sie wohl? Was kann eine Mutter sie kümmern? Ich war ihnen allzeit ein Vater.“

„Seid Ihr gut zu ihnen, Labinius?“

„Allzu gut, Domina. Ein Komödiant erhält hin und wieder Prügel, wenn er schlecht spielt. Sie sind niemals geprügelt worden.“

„Weil sie gut spielen?“

„Sie spielen gut, aber dennoch würden sie manchmal Prügel verdienen.“

„Und dann erhalten sie . . .“

„Keine Prügel.“

„Ich werde morgen kommen, um sie zu sehen.“

„Selbst wenn der Hof . . .“

„Nicht kommt, Lavinius.“

Sie suchte in dem Gürtel ihrer Stola, fand die Börse, die sie bereits zu sich gesteckt hatte und noch vor einem kurzen Augenblick nicht hatte hergeben wollen, weil Crispinus absichtlich alles verraten habe.

„Domina!“

„Hier sind tausend Sesterzen. Nehmt sie! Bleibt gut zu den Kindern, zu meinen Knaben, die ihrem Vater gleichen!“

„Sie sind fein und zart gebaut wie Ihr.“

„Aber dennoch . . .“

„Gewiß, dennoch gleichen sie dem Manlius, und seine Begabung haben sie geerbt.“

Eine Sandale knarrte. Durch die Seitentür trat plötzlich Crispinus.

„Du jagst mir einen Schreck ein,“ sagte Crispina zitternd.

„Der Kaiser ist ruhig“, sprach er flüsternd, „in seinem Gemach. Die Kaiserin, Domitilla und Fabulla haben sich in ihren Gemächern eingeschlossen. Ich bleibe hier, Crispina.“

„Hier?“

„Hier fühle ich mich sicherer. Wenn er mich entbieten läßt, müssen sie mich suchen, und währenddessen kann ich entfliehen. Wenn er mich nicht entbieten läßt, werde ich ihn morgen begrüßen, weil dann keinerlei Gefahr mehr besteht. Wisset wohl, Lavinius, daß es einem jeden bekannt ist, daß meine Schwester . . .“

„Edler Crispinus, wie ich der Domina bereits sagte, Ihr braucht nicht zu fürchten, daß . . . Wir in unserm Kreise denken nicht so, wie Ihr hier denkt, hier, im Palatium auf dem Palatin. Wir sind Histriones, müßt Ihr wissen, und haben andere Sorgen, wenigstens ich. Ich verdiene mein Geld auf andere Weise. Die Domina gab mir tausend Sesterzen.“

„Doch?“ rief Crispinus. „Warum?“ fragte er seine Schwester mit rauher Stimme.

„Allein,“ fuhr der Dominus fort, „ich habe kein Anrecht auf dieses Geld. Hier ist es, edler Crispinus.“

Crispinus riß ihm die Börse aus der Hand.

„Ich gab sie ihm,“ sagte Crispina flehentlich, „für die Kinder.“

„Du gabst ihm die Kinder selbst, bevor ich ihnen den Hals umdrehen konnte.“

„Sicherlich war das ein schönes Geschenk,“ sagte Lavinius würdevoll. „Aber um der Kunst willen wäre es schade gewesen, ihnen den Hals umzudrehen.“

„Ich werde sie mir morgen ansehen,“ sagte Crispinus.

„Bedenkt, edler Crispinus,“ sagte Lavinius ruhig, „daß sie meine Sklaven sind!“

„Deine Sklaven?“

„Die Domina hat mir ihre Kinder als Sklaven überlassen, nicht wahr? Sie schenkte sie mir, aber als Sklaven. Das steht ganz deutlich in der Verzichtsurkunde. Ihr entsinnt Euch dessen doch wohl?“

„Warum?“ fragte Crispinus.

„Aus keinem bestimmten Grunde,“ sagte Lavinius, indem er sich unterwürfig verneigte und mit dem Arm eine abwehrende Bewegung machte.

„Du glaubst doch nicht etwa...?“

„Ich glaube nichts, edler Crispinus. Mein armer Kopf ist ganz erfüllt von der morgigen Vorstellung. Bedenkt doch nur, die Eröffnung der Spiele an den Megalesia! Ganz Rom, auch der Hof, wie ich hoffe, und die Domina und Ihr...“

„Es ist durchaus nicht zu fürchten, daß...“ flüsterte Crispina dem Crispinus zu.

„Ich fürchte auch nicht,“ antwortete der Bruder flüsternd.

„Gib ihm das Geld zurück!“

„Das Geld? Tausend Sesterzen?“

Sie lachte verächtlich.

„Patrizier!“ sagte sie spöttisch.

Er erblaßte.

„Komödiantendirne,“ schalt er, „die ihre Kinder als Sklaven verschenkt!“

„Du würdest sie verkauft haben, wenn du gewußt hättest, daß sie noch lebten, als...“

„Du hattest kein Recht.“

„Ihr Vater lebte noch.“

„Als ein Infamis, als Nichtbürger, als ein Rechtloser, ein Diktio!“

„Recht!“ rief sie spöttisch aus. „Was gilt das Recht in unserer Zeit? Du möchtest wohl gar dem Lavinius noch einen Prozeß anhängen? Ich kam dir zuvor. Gib Lavinius das Geld!“

„Ich bin ja kein Patrizier.“

„Sklave aus Canopus!“ schalt sie.

Wutschnaubend ballte er die Fäuste hoch über ihr.

Lavinus wehrte ihn mit theatralischer Gebärde ab.

„Edler Crispinus! Domina!“ sprach er. „Streitet Euch nicht meinetwegen oder um der Knaben willen! Wir sind Histriones und nicht würdig, von Euch beachtet zu werden. Ich bin davon überzeugt, daß ihr, Crispinus, ihnen niemals etwas Böses antun werdet. Nun vergönnt mir, daß ich mich entferne! Es ist spät, und morgen muß ich schon vor der dritten Stunde alles bereit haben. Bedenkt doch, der erste Tag der Megalesia!“

„Gib ihm das Geld!“ sagte Crispina.

Aber schon hatte sich Lavinus höflich mit schwingvollem Gruße zurückgezogen, als die Thür plötzlich geöffnet ward. Der Prätorianer stand draußen. Sein Ohr hatte er gegen den Pfosten gelegt, um zu lauschen. Er war ärgerlich, weil er nur undeutliches Schelten hatte vernehmen können.

Bruder und Schwester waren allein. Haßerfüllt schauten sie einander an.

„Ich bleibe hier,“ jagte er, „wenn der Kaiser mich nicht entbieten läßt.“

„So bleibe!“ sagte sie mit matter Stimme.

Er folgte ihr zum Atrium hinaus. Sie betraten das Innere des kleinen Hauses. Auf der Schwelle noch blieb er stehen. Seine Sandalen knarrten. Er erschrak nervös und horchte hinaus.

„Stimmen!“ sagte er flüsternd.

Auch sie lauschte ängstlich. Die Nacht war schwül und drückend.

„Ihr, edler Martial?“ hörten sie die Stimme des Lavinus Gabinius verwundert sagen.

„Ihr, Lavinus Gabinius?“ hörten sie darauf Martial verwundert antworten. „Zu dieser Stunde in den Gärten des Palatins? Du Schalk, sicherlich liebst du eine Frau vom Palatin! Ein Histrion, der eine Patrizierin liebt! Warte nur, ich werde ein Epigramm auf dich dichten! Ich? Ich gehe zum Kaiser. Ich wurde zu ihm entboten. Wenn er sehr traurig ist und genug hat von seinen Narren, läßt er mich rufen, auf daß ich ihn zerstreue. Ja, Lavinus, wir Dichter sind oftmals Narren, und Narren sind oftmals Dichter. Vale, Lavini!“

„Vale, Martialis! Auf morgen im Theater des Pompejus!“

„Auf morgen im Theater des Pompejus! Lavini Gabini, vale!“

## Siebentes Kapitel.

Die Megalesia! Die Megalesia! Der Tag der großen Göttin, der Tag vor den Nonen des April! Schon am ganz frühen Morgen, als die Nacht noch dämmerte, war Rom erwacht, war Rom wie besessen von festlichem Rausch. Allen voran die Kinder, die schon vor Morgengrauen auf ihren Trompeten zu blasen begannen, die auf den Straßen kleine Zimbeln schlugen und einen ohrenzerreißenden Lärm vollführten. Niemand konnte mehr schlafen, jeder stand fiebrig auf. In der allerfrühesten Morgenstunde wurden schon die Bäder des Titus bestürmt, wurden in den bei den Bädern gelegenen Tabernen die Schalen mit geronnener Milch ausgetrunken, liefen die Sklaven frei und laut schreiend durch die Straßen. Alle Arbeit und jegliche Tätigkeit stockte. Niemand dachte mehr an seinen Prozeß und an seinen Advokaten. Alles strömte zu dem Tempel der Rhea Kybele, über die sagenhafte Cacustreppe vor das kleine Haus der Livia, um die Prozession zu sehen.

Die Megalesia! Das Fest der Auferstehung des Attis, des Geliebten der Göttermutter! Alle Düsterteit schien gewichen, seit vor zehn Tagen das heilige Mysterium mit endlosen Wehklagen und Klagegesängen gefeiert wurde. Dann war in den Tagen des Jntrat Arbor der Tannenbaum, unter dem Attis gestorben war, veilchenumkränzt von den Archigalli Roms und den Dendrophoren in feierlicher Prozession herumgetragen worden. Dann war die Trauer um Attis gewesen und die Fasten, und die Galli hatten sich an dem Dies Sanguinis zur Erinnerung an des Attis Tod und seine Selbstverstümmelung, weil er der Mutter der Götter die Treue nicht gehalten, in Schmerz und Besessenheit seinem Vorbild folgend und auf dem Platze vor dem Tempel tanzend, ihre Mannheit verstümmelt und nochmals verstümmelt, bis sie bluteten. In immer wiederholten Symbolen war das rote Blut, das kein Blut war, vor den Augen der Menge sichtbar

geklossen. Dann, nach soviel Schmerz und Trauer, waren die Hilaria gekommen, der Tag der Wiedergeburt und der Fröhlichkeit, der tollen Scherze und der Ausgelassenheit. Da war das Bild der Göttin genau wie damals, als man es aus Pessinus herüberbrachte, mit großer Feierlichkeit in den Almo getaucht worden, worauf das Volk im Almo gebadet hatte.

Heute, zehn Tage später, begannen die Megalesia. Die Megalesia! Eine Woche der Feste, der szenischen Spiele im Theater des Pompejus, der athletischen Spiele im Kolosseum und Zirkus Maximus. Nach den Spielen Einladungen zum Nachtmahl, die die Patrizier miteinander austauschten, allerlei Freiheiten für die Sklaven, die die Schauspiele besuchen durften, und Fest, Fest für jeden. Wer aufgestanden, gebadet und gefrühstückt hatte, gesellte sich zu dem Strome, der zum Tempel wogte und ihn umflutete. Dicht gedrängt stand die Menge. Der Tempel war geöffnet, die Säulen waren umkränzt mit Lorbeer und Tannenreisig. In den Duftfässern zwischen den sechs korinthischen Säulen qualmte der Dunst von Weihrauch und verschwand spiralförmig am blauen Lenzhimmel. In den Körben auf den Stufen häuften sich die Beilchen, die Blumen des Attis, die die Galli gegen eine Vergütung unter das Volk austeilten. Jeder steckte sich Beilchen in den Gürtel, an den Busen, hinter das Ohr.

In vergangenen Jahrhunderten, zur Zeit der Republik, waren die szenischen Spiele, die nun im Theater des Pompejus stattfinden sollten, auf diesem Platz, auf den Treppenstufen des Tempels abgehalten worden. Jetzt aber versammelte sich am frühen Morgen das Volk, um den immerfort sich wiederholenden Umzug zu sehen. Die Priester, die aus dem Tempel heraustraten, trugen das allheilige Bild:

„Mater Deum Magna Idaea!“ schrien sie. „Große Göttermutter vom Ida!“

Sie schritten die Stufen hinab, während sie unter einem Baldachin das Bildnis trugen, das formlos aus verwittertem Holz, aber ehrfurchtgebietend heilig und kaum sichtbar war unter einem mit kostbarem Golde gestickten Schleier, dessen schwere, goldene Franzen herabhingen. Priester, als Korymbanten verkleidet, Dämonen aus den Wäldern des Ida, tanzten, während sie ihre Schwerter auf die Schilde klirren ließen, einen Tanz in pyrrhichischem Maß um das Bildnis der Rhea Kybele zur Erinnerung an ihre Wehen, als sie Jupiter gebar und ihre Schreie

von dem lauten Waffengeklirr der Korymbanten übertönt wurden, auf daß das Kind vor dem Vater Kronos gerettet werde, der die eigene Nachkommenschaft auffraß, bis einst der Ewige geboren würde.

„Mater Deum Magna Idaea!“ brüllte der Archigallus mit seinem tiefen Bass. Die Galli schrien wie er.

Eine zweite Prozession trat hervor. Der Archigallus schrie, während das Bildnis in den Tempel zurückgeführt ward, mit erhobenen Händen:

„Acus Matris! Acus Matris! Heiliger Nabel der Mutter!“  
Die Galli schrien wie er.

Priester schleppten den Nabel herbei. Auf einem Tisch erhob sich der dunkle, pyramidenförmige Meteor, der vom Himmel gefallen war und den Nabel der Rhea Rhybele darstellte. Von Juwelen eingefaßt glitzerte der Stein unter einem Schleier, und das Volk gaffte entgeistert.

Es kausste die kleinen Nabel, die die Priester auf den Tempelstufen feilhielten, als eine plötzliche Bewegung entstand.

„Die Kaiserin!“

Aller Augen wandten sich von den heiligen Dingen zu dem Hause der Livia, dem kleinen, anmutigen Hause, wo des Augustus Gattin, die Mutter des Tiberius ihre letzten Wittventage verlebt hatte. Durch unterirdische Gänge war es mit dem slavischen Palast verbunden, dessen hinterer Giebel sich auf dem Hügel nördlich des Rheatempels emporreckte. Bierlich stand es da, einem Kleinod gleich am Fuße der riesengroßen Säulen des Palastes, und zwischen diesen anmutigen Säulen war gleichsam wie in einer Loge die Kaiserin Domitia mit ihren Frauen sichtbar geworden. Die Menge schien immer dichter zu werden. Auf der uralten Tacustreppe — also benannt nach der Sage, daß Herkules den Riesen Tacus an dieser Stelle erschlagen habe — drängte sich immer dichter das Volk, um das Bildnis, den Nabel und jetzt auch Domitia zu schauen. Auch in den Säulengängen des Palastes drängte sich die Menge der Hofbeamten, stand die Wache der Prätorianer, in deren leuchtendem Kürass die Sonne sich spiegelte. Der Marmor der hohen Säulenschäfte erglänzte in seinen senkrechten Linien wie unschmelzbarer Schnee, und die Treppen senkten sich mit vielen Stufen herab in horizontalen Strichen, die von leichten Schatten überblaut waren. An den Ecken der Tympana glänzten auf Ehrensäulen die vergoldeten

Bildnisse der Siegesgöttinnen und die Bildnisgruppen der in dem Azur sich aufbäumenden Quadrigae. Von überall her richteten sich aller Augen auf Domitia, die dort erschienen war mit hoher, runder Haartracht und in der Kaiserin weiter Festklamys aus Gold und Purpur. Um sie waren ihre Frauen, und man zeigte sie sich gegenseitig, während man sich auf den breiten Stufen der Tacustreppe vordrängte.

„Domitilla neben ihr? Aber Nigrina ist... St!“

Sie sprachen es nicht aus vor Aberglauben, aus Ehrfurcht vor den Megalesia sowohl wie vor etwaigen Lauschern in der Menge.

„Domitilla, Tochter der Schwester des Domitian! Daneben Crispina?“

„Ja, die Schwester des Crispinus.“

„Fabulla, die Freundin der Nigrina, ist...“

„Ja, die ist... st!“

„Domitias Nichte, Fabulla, siehst du wohl? Ja, ein hübsches Mädchen!“

„Aber Domitilla ist mager, nicht wahr?“

„Frisiert sind sie! In diesen runden Vockenperücken!“

„Sind das Perücken?“

„St!“

„Nun, ich habe nichts gesagt.“

„Crispina ist eine Ägypterin und Crispinus ein Sklave aus...?“

„St!“

„Aufgepaßt! Die Angeber!“

Das Flüstern ward gedämpft.

„Ist der, welcher Nigrina...“

„St!“

„Schon gefangen?“

„Es wird allgemein behauptet. Wenn sie ihn wirklich gefaßt haben, so wird es nicht lange dauern, bis...“

„Sie ihn kreuzigen.“

„Ja, kreuzigen.“

„Kommt der Kaiser zum Zuschauen?“

„St!“

„Mater Deum Magna Idaea!“ rief mit tiefer, feierlicher Stimme der Archigallus. Wiederum verließ die Prozession den Tempel. Das Bildnis ward vor der Kaiserin hergetragen.

„Acus Matris! Acus Matris!“ riefen schrill die Galli und der heilige Nabel folgte.

Nun ließ die Kaiserin dem Archigallus durch einen Hofbeamten eine Schale darbieten, auf der in Goldstücken ihre Gabe lag.

„Mater Deum! Acus Matris!“

Die Prozession glitt wiederum in den Tempel.

„Es wird Zeit,“ lärmte es im Volke. Sie schauten zur Sonne empor.

„Gewiß wird es Zeit. Das Theater wird geöffnet.“

„Wir müssen uns dran halten, schon frühzeitig.“

„Um gute Plätze zu erhaschen.“

Sie drängten sich auf der Tacustreppe, schalten, fluchten, rissen einander die Festgewänder entzwei. Die Kinder schrien oder bliesen auf ihren Trompeten oder schlugen mit den kleinen, kupfernen Zimbeln auf die Steine, daß es klorrte. Die Mütter hielten sich die Ohren zu oder schleppten entnervt ihre Kinder mit sich.

„Zum Theater! Zum Theater! Morgen zum Kolosseum! Übermorgen zum Birkus Maximus! Und dann . . .“

„Noch einmal zu dem, was uns am besten gefallen hat!“

„Gibt es heute nichts im Kolosseum?“

„Nein, nur im Theater: Szenische Spiele.“

„In drei Tagen wird der Birkus Maximus geöffnet.“

„Also dann auf, zum Theater!“

In den Straßen wimmelte es. Jetzt strömte von allen Seiten alles in eine einzige Richtung. Durch das Forum Romanum, über die kaiserlichen Fora, den Vicus Tuscus entlang, wo die Läden geschlossen waren, über das Velabrum, wo heute kein Markt stattfand, über das Forum Boarium, wo keine Kinder um den bronzenen Stier zu sehen waren, die lange Mauer des Birkus Maximus entlang, immer weiter! Es wimmelte zwischen den dreihundert Säulen der Portikus der Octavia und längs den Theatern des Marcellus und Balbus.

„Die sind traurig,“ meinte scherzend das Volk, „weil sie nicht geöffnet werden.“

„Die trauern weiter um Attis.“

„Attis! Attis!“ schrie quer durch die Menge eine um einen Esel versammelte Gruppe von Bettelpriestern. „Wollt ihr die Göttin nicht küssen? Wollt ihr nicht kleine Nabel kaufen? Zwei As! Drei As!“

„Hi-ha!“ iachte wütend und entrüstet der widerstrebende Esel, der von den Galli vorwärts gestoßen wurde und einen von schmutzigem Schleier bedeckten kleinen Schrein schleppte.

Aus der Menge drängten Männer, Frauen, Kinder herbei. Sie umringten den Esel.

„Vorwärts!“ rief das zum Theater strömende Volk. „Weitergehen!“

Allein die den Esel Umringenden versperrten den Weg. Die Bettelpriester lüfteten den Schleier, öffneten den Schrein, und die, welche den Esel umdrängten, küßten das armselige Bildnis.

„Weitergehen! Weitergehen!“ schrie das ungeduldige Volk, während es sich ob der durch den Esel und die Bettelpriester verursachten Störung entrüstete. „Weitergehen!“

Das Schreien und Rufen und Lachen der Priester, das Geschrei der Frauen, das Jagen des Esels und das Blasen der Kinder durchklang die Luft. Gleich einer dichten, buntfarbigen See, aus der Köpfe emporragten und Arme mit verkrampften Fingern wie von Ertrinkenden sich emporreckten, wogte es dem Theater des Pompejus zu. Manipeln der Hastati kamen daher mit schräg gehaltenen Lanzen, um den Weg abzusperren, den die Säufsten der Senatoren, der Konsulare und Vornehmen nehmen würden.

Das Volk schrie, brüllte, raste. Die Pforten des Theaters waren geöffnet. Jede von ihnen schien die Menge aufzusaugen. Es war, als sei das Theater ein Monstrum, der halbrunde, aus säulengetragenen Umgängen gebildete Kopf eines Monstrums mit Bildnissen, die sich diademartig vom Himmel abhoben, und mit einer Unmenge aufgesperrter Mäuler, die die Menge schlürften, auffogen.

Es war um die zweite Morgenstunde. Zum Glück war der Tag golden von Sonne, und der Himmel leuchtete in strahlendem Blau. Der Tag versprach günstig zu werden. Das Theater leuchtete mit seinem goldgrauen Tuffstein, seinen feingeäderten, marmornen Feldern, den hundertten von Säulen und der grellweißen Statuenbekrönung. Es waren die reinen Linien und Formen der antiken Baukunst, die sich in dieser lateinischen Dekadenz noch unverfehrt erhalten hatten. Es war eine jener letzten verwirklichten Schönheitsideen, die Hellas Rom vermachte und die sich noch beinahe unverändert erhalten hatte. Heute lebte diese Schönheit von Formen und Linien, von Marmor und Tuff-

stein, lebte diese ungeheure runde Masse mit den unzähligen Mäulern, dieses Monstrum der Schönheit mit den zahllosen Mäulern, die die Menge auffogen.

Das Theater begann sich zu füllen. Die Menge, die durch die Pforten eingedrungen war, verteilte sich zu beiden Seiten die Praecinctiones, die Umgänge, entlang, die Treppen hinauf, die die Amphitheaterreihen durchschnitten, und suchten sich auf den stufenweis ansteigenden steinernen Cunei einen Platz. Viele hatten Kissen mitgebracht, andere kleine Schemel. Es formten sich bereits Gruppen. Es wurde gewinkt und gerufen: Kommt hierher! Hierher! Drei halbrunde Praecinctiones durchschnitten die Cunei mit breiten Gängen. Die Gänge wiederum wurden von sieben Treppen durchquert. Gleich Strahlen zogen sie sich aus einem einzigen Mittelpunkt durch den Halbkreis des Theaters hin. Während die Orchestra und die Plätze für die Senatoren, die ersten vierzehn Reihen, und die Ritterbänke noch leer blieben, begann sich der übrige Raum, die Cavea, mehr und mehr zu füllen. Innerhalb einer Stunde war die ganze Cavea voll. Etwa zwanzigtausend Zuschauer saßen aufeinandergepackt und richteten sich, so gut es ging, ein. Es war ein Summen wie in einem Bienenkorb, darüber brausendes Stimmengewirr. Erfreut waren diejenigen, die einen guten Platz erobert hatten, enttäuscht die, welche keinen mehr fanden. Zwanzigtausend Plätze waren schnell eingenommen am ersten Tage der Megalesia. Vor den Pforten staute sich zornig die aufgeschlürfte Menge. Denn das Monstrum der Schönheit war bereits gesättigt. Unlustigkehrten die Enttäuschten um.

„Es ist kein Platz mehr.“

„Wir kommen zu spät.“

Siekehrten um mit verzweiflungsvoller Gebärde, während sie sich enttäuscht in das Unvermeidliche fügten und sich fest vornahmen, morgen früher zu kommen, noch bevor die Pforten geöffnet würden, da zu sein und sich vor den Eingängen zu scharen. Ganze Familien mit Großeltern und Kindernkehrten um. Es ließ sich nichts daran ändern. Heute würden sie die Spiele nicht schauen können. Man sah, wie überfüllt die Cavea war zwischen der halbrunden Mauer, über der ungeheuren Zisterne der Cunei, unter dem noch dunstig blauen Venzhimmel, der gleich einer hohen Unendlichkeit sich über dem Menschengewühl wölbte. Allein viele konnten sich nicht damit abfinden, daß sie keinen Platz gefunden,

liefen verbissen die Praecinctiones auf und ab, warfen immer wieder einen Blick in die Cunei, entdeckten ein fragwürdiges Plätzchen, drängten sich eine Treppe hinauf und baten höflich darum, zwischen den Rücken und Knien der Sitzenden Platz nehmen zu dürfen. In der Regel ward es voll munterer Laune bewilligt. Selten nur entstand ein Zanf, selten nur gab es Unfrieden. War es möglich, das Plätzchen zu besetzen, so wurde es abgetreten. Der Rücken des Eindringlings wand sich zwischen den Schultern der beiden Zusammenrückenden und den Knien derer, die dahinter saßen, hindurch und, indem er sich dann langsam hinabgleiten ließ, versuchte er, den Sitzplatz zu erreichen. Es kam auch vor, daß er sich auf den Füßen des hinter ihm Sitzenden niederließ. Wortspiele und obszöne Scherze wurden laut. Dies dichte Aufeinanderhocken forderte allerhand heraus, aber nur selten Verstimmung. Vielmehr gab es ein Schöntun mit den Frauen und manche geheime Liebfosung. Kleine Liebesintrigen wurden zwischen Unbekannten angebahnt durch einen leichten Druck von Knie oder Fuß, während die Züge starr und phlegmatisch blieben. Ein Zipfel des Kissens ward angeboten. Einige Mäntel wurden zu einem Kissen zusammengerollt. Päckchen mit Wurst, Brot, Käse wurden geöffnet und kleine Weinkrüge. Die Männer mußten auf ihre Frauen acht haben, sie bewachten die Füße und Knie hinter ihnen, damit nicht allzu sehr gedrängt werde. Dieses Nebeneinander sitzen im Theater, so lange und so dicht, mochte wohl manchmal Sympathie auslösen. Als bald ward es ihnen behaglich warm so Schulter an Schulter. Die Sonne stieg höher, der Himmel ward blauer. Viel hatten die Aufseher nicht zu tun. Sie bewachten nur die Ritterbänke und die Orchestra, auf daß dort kein Unbefugter, der nicht im Besitz einer bronzenen Tessera, der mit einer Maske versehenen Eintrittsmarke, war, sich einschliche. In der Cavea tat jeder, was ihm behagte.

Jetzt war es voll, wohligh voll und voll von Bekannten. Die Gladiatoren hatten sogleich die oberste Galerie mit Beschlag belegt, um für ihre breitschultrige Gewichtigkeit genug Raum zu haben. Denn in der Regel plumpsten die Zuschauer so rasch wie möglich auf die Cunei hinter den Ritterbänken, um der Bühne näher zu sein. Viele Soldaten verbrüdereten sich mit ihnen. Es saßen dort auch ganze Trupps von Sklaven, die nicht allzu dicht bei ihren Herren sitzen wollten, um ungestört rufen, mit Obst-

schalen werfen und sich vergnügen zu können. Hochmut war hier nicht am Platz. Zwischen den Gladiatoren — dort war auch der berühmte Carpophorus, und Myrinus saß bei Triumphus, und bei Priscus Verus und Colofferos — und den Sklaven verbrüdete sich alles, was dem geringeren Kaufmannsstand, also ebenfalls einem verachteten Beruf, angehörte: Der Wäscher hatte seine geweißten Togen im Stiche gelassen und saß da mit all seinen Wäschern und Wäscherinnen. Autronius, der Sklavenhändler, war anwesend mit der „Kostbaren“ und den Dakern, die er noch nicht verkauft hatte. Er fand es recht bequem, seine ganze Kaufware mit ins Theater zu nehmen. Stolz wölbte sich sein Bauch und rundete sich sein Vollmondgesicht neben der „Kostbaren“, der Lybierin, während er sich den Anschein gab, als sei er der Mann oder der Geliebte der griechischen Sklavin, die reich geschmückt an seiner Seite saß. Nicht weit von ihm entfernt saß Taurus mit seinen acht Dirnen. Es war besser, sie mitzunehmen, als sie daheim einzuschließen. Denn sie würden ihm, widerpenstig wie sie sein konnten, alles zerschlagen. Auch Pampus saß da mit den Seinigen und die alte Galla mit den Ihrigen. Die ganze Subura war vertreten. Sogar die Gassenbuben hatten eine Möglichkeit gefunden. So drängte sich hier alles zusammen mit den Dieben, den Henkern, den Leichenträgern, den Matrosen aus Ostia mit ihren Mädchen und den Bettelpriestern, die nach der ersten Morgenstunde mit ihrer Göttin und den minderwertigen kleinen Nabeln doch keine Geschäfte mehr machen konnten. Alle Angestellten der Thermen und alle Arbeiter, die an den noch nicht ganz vollendeten Titusbädern und dem Kolosseum schafften, hockten hier zusammen mit den Schlächtern, den Geflügelhändlern, den Schnee- und Obstverkäufern vom Velabrum, während die vornehmeren Geschäftsleute vom Vicus Tuscus und die Wechselr, Tryphon und die Buchhändler vom Argilentum und die Seidenverkäufer und die Goldschmiede sich ein wenig abge sondert hielten, auf daß Stand bei Stand bleibe in angenehmem Zusammensein während des ganzen Tages, den die szenischen Spiele währen sollten. Für den, der keinen guten Platz erhascht hatte, konnte es an einem solchen Tage höchst ärgerlich sein, wenn er immerfort den Atem des Hintermannes im Nacken spürte oder dürre Knie sich in seinen Rücken bohrten oder der verlauste Kopf eines, der seit Wochen nicht gebadet hatte, vor ihm sichtbar ward. Beim Herkules,

dann war es wahrlich keine Freude, und alles Vergnügen an den Vorgängen auf der Szene konnte durch die Nachbarschaft vergällt werden. Aber wenn man einen guten Platz erobert hatte, wenn man mit dem Fuß ein wenig suchen, mit dem Knie ein wenig drücken konnte und die Hand es dann wagen durfte — wer wurde das gewahr in dieser Fülle und unter den Falten der Gewänder? —, dann wurde das Vergnügen gesteigert durch die Wärme der Sympathie, durch Getändel, durch nähere Bekanntschaft, liebenswürdige Zufälle, die niemand übel nahm, und durch flüchtige Verliebtheit, die nicht länger währte, als das Stück selbst währen würde.

„Was?“ rief Nilus entrüstet vor der Pforte. „Es ist kein Platz mehr? Sollte für mich kein Platz mehr sein, für mich, der ich die ganze Nacht mit der Kocherei beschäftigt war, auf daß die Caterva heute abend etwas zu essen habe? Nein, das gibt es nicht! Ich muß Platz haben, und ich werde ihn haben für mich, für meine Mutter und für meine Sklaven!“

Allein an der Pforte, durch die er eingedrungen war, ankämpfend gegen den Strom der Enttäuschten, die zu spät gekommen waren und wieder umkehren mußten, gaben ihm die Aufseher zu verstehen, daß das Theater voll sei, daß die zwanzigtausend Plätze der Cavea besetzt, daß er aber morgen, wenn er rechtzeitig komme, Aussicht auf einen Platz haben werde.

„Morgen?“ rief Nilus, dem es nicht einfiel umzukehren. „Morgen? Dann findet ja die erste Vorstellung im Kolosseum statt! Heute ist doch die erste Vorstellung im Theater! Bei der ersten Vorstellung muß man zugegen sein, wenn man in Rom etwas gelten will. Gelte ich etwa nichts? Wer führt in der Subura eine Taberne wie ich? Bin ich nicht Nilus, der vom Nil gekommen?“

Im Publikum, das hier und dort aufhorchte, lachte man belustigt.

Es gehe wirklich nicht, wiederholten die Aufseher ihn zurückhaltend. Er müsse doch einsehen, daß das Theater überfüllt sei.

„Überfüllt?“ rief Nilus. „Überfüllt? Was tut das? Sollte etwa, obgleich das Theater überfüllt ist, kein Platz mehr da sein für mich, dessen Esel sogar im Prolog auftritt? Hat der Dominus mich etwa nicht um meinen Esel gebeten, weil er ohne ihn die Bacchides nicht hätte spielen können? Wollt ihr,

ich solle mich rächen, indem ich meinen Esel zurückverlange, so daß die Vorstellung nicht stattfinden kann?"

Jetzt horchten alle auf, alle wollten wissen, was dort vorgehe, und man lachte aus vollem Halse. Überall wurden Stimmen hörbar, die riefen:

„Nilus! Nilus! Es ist noch Platz da. Komm nur her!“

„Nilus!“ riefen mit donnernder Stimme die Gladiatoren Colosso und Carpophorus von der höchsten Reihe herab.

„Hier ist ein Platz für dich.“

„Meine Mutter?“ rief Nilus, während er auf die dicke Alexandrinerin wies.

„Alexa! Alexa!“ schrie Taurus einladend, während er seine Nachbarin zwischen die acht Dirnen nötigte. „Hier ist ein Platz für dich.“

Seine Dirnen riefen mit ihm:

„Alexa! Alexandrina!“

„Für meine Sklaven?“ rief Nilus.

„Hier! Hier! Hier!“ schrie, brüllte, lachte es von allen Seiten. „Hier ist ein Platz. Hier sind zwei Plätze.“

Die ersten Ritter, die Matronen, die durch ihre eigene Pforte eintraten und sich auf ihre Sitzplätze begaben, warfen einen Blick auf die Cavea, wo es so lärmend zuing. Die Alexandrinerin, Nilus und die Sklaven stiegen die verschiedenen Treppen empor und setzten sich, so gut es gehen wollte: Alexa neben Taurus und seine Dirnen, Nilus zu den Gladiatoren, die Sklaven hier und dort verstreut.

Ein ohrenzerreißender, alles übertönender Lärm. Stimmen von lachenden, einander erkennenden, einander zuwinkenden Männern und Frauen, von schreienden und trotz aller Verbote noch immer blasenden und zimbelschlagenden Kindern. Die Ritterbänke füllten sich, und auch in der Orchestra wurden nun die Subsellia eingenommen von den Senatoren, die gruppenweise eintraten, von den Konsularen, von den Angesehenen oder Vornehmern.

„Der Kaiser wird also nicht erscheinen?“ fragte der alte Verginius Rufus. Er war zwischen Plinius und Frontin eingetreten. Sie hatten ihre bronzenen Tesseræ mit der eingravierten Maske dem Aufseher ausgehändigt. Sie nahmen Platz, nachdem die Aufseher ihnen zuvorkommend die Kissen zurechtgelegt hatten. Sie grüßten zu den Ritterbänken hinüber. Den

Senatoren winkten sie mit der Hand zu. Die Senatoren erhoben sich und begrüßten sie ihrerseits. Es war eine wechselseitige Höflichkeitsbezeugung.

„Ich hörte, daß der Kaiser nicht erscheinen werde,“ sagte Frontin. „Domitian ist krank. Gestern, nach dem an Nigrina verübten Morde, soll er wie besessen gewesen sein. Er hält sich verborgen. Seid mir gegrüßt, Quintilian, und Ihr, Tacitus!“

„Der Kaiser? Nein, der Kaiser wird nicht erscheinen,“ versicherten Quintilian und Tacitus.

„Aber die Kaiserin,“ mußten einige Senatoren zu berichten. „Wir waren heute morgen in das Palatium entboten.“

„Um von der hinteren Portikus aus die Prozession auf dem Tempelplatz zu sehen.“

„Die Kaiserin trat aus dem Hause der Livia.“

„Sie wird kommen. Sicherlich wird sie kommen.“

Alle schauten nach links und nach rechts, nach den beiden Tribunalen, den kaiserlichen Logen, zu beiden Seiten des Prozenniums. Deren Säulen waren von Girlanden umrankt. Teppiche hingen über das marmorne Gitter herab. Die gepolsterten Sessel waren bereit. Zwei Weihrauchfessel standen vor jedem Tribunal auf bronzenem Fuß in der Orchestra und hohe bronzene Lampen, die man anzünden würde, falls die einen Tag dauernde Vorstellung bis zur Dämmerung währen sollte. Nun erschienen die beiden Konsuln, die Präfecten der Stadt und des Staatschazes, des Heeres und der Flotte, die verschiedenen Kollegien der Decemviri, Duoviri und Vigintiviri, der Prätor und die Aedilen, die die Spiele ausgeschrieben hatten. Die ganze Orchestra füllte sich mit römischen Würdenträgern. Logen entfalteten sich, Laticlavien hingen purpurn umsäumt über die Sitze herab. Die Cavea starrete hin, nannte Namen.

„Wir kommen spät,“ sagten Juvenal und der junge Sueton, während sie sich höflich zu den ersten Ritterbänken drängten.

„Ich wohl am allerspätesten,“ hörte man eine Stimme sagen. Es war Martial. Nun gab es wiederum ein Erkennen, eine Begrüßung, ein Sicherheben feierlich, zierlich und höflich. Man wechselte die Plätze, indem man sich endlos gegenseitig um Verzeihung bat, lehnte ab, um schließlich doch anzunehmen. Die literarischen Freunde konnten, obwohl sie in der Orchestra und auf den Ritterbänken voneinander getrennt waren, dennoch ein paar Worte miteinander austauschen, sich etwas zuflüstern.

Plötzlich — die aufsteigende Sonne schien greller aus blauem Himmel und fiel bereits glühend, obwohl es erst die dritte Morgenstunde war, in den Hohlraum des Theaters, der den hellen Schein zurückwarf — rollte über den offenen Raum etwas wie eine ungeheure, feuerrote Woge, die sich wappernd entfaltete und sich ausbreitete in ungeheuren, mehr und mehr von schwüler Brise durchrauschten Bahnen. Es war das Velum, das an Eisenstangen und Stäben befestigt und von Schnüren gezogen, das ganze Theater überwogte, das den marmornen Brunnen abschloß von dem Aprilhimmel dort oben, das den Sonnenschein mit sanfter, rötlicher Glut hindurchschimmern ließ, eine Flut gedämpften, purpurnen Tages Scheins, der sich allmählich über das ganze, buntgefüllte Theater verteilte, je mehr dieses überdeckt ward.

„Ei!“ rief die Menge, und man hörte einen vielfachen Seufzer der Erleichterung. Denn die Menschen begannen bereits, so dicht aufeinandergepackt, in der Morgenglut zu schwitzen.

So war es schön und gut. So war es köstlich und selig. So war es gedämpft und behaglich. Man sehe nur, wie die breiten roten Bahnen von der Brise bewegt hin und her wogten über den fast zwanzigtausend Köpfen, die hinabschauten! Die Musen waren darauf gemalt, auf einer blumigen Himmelswiese tanzend. Es schien, als ob die Musen dort in der rötlichen Glut einer Apotheose schwebten, indem sie das gesprenkelte, goldene Geblüm mit ihrem Tanz umschlangen.

„Unser Theater des Pompejus ist doch schön!“ meinte man hier und dort bewundernd: bei den Dirnen des Taurus, um die Alexandrinerin, bei den Matrosen, den Sklaven, den Wäschern, den Händlern vom Velabrum. Nirgends gab es ein so schönes Theater. Wo denn konnte ein zweites so schönes Theater sein? Im Innern war es ganz mit Marmor bekleidet, ausgestattet mit Nischen, die in regelmäßigen Abständen über den Sitzplätzen in der runden Mauer angebracht waren. Darinnen standen die marmornen und bronzenen Bildnisse oder die großen, bronzenen Becken, die den Klang der Stimmen der Schauspieler auffingen, um ihn durch den ganzen Theaterraum zurückzuwerfen, und über all diesen Marmor und all diese Bronze breitete sich die leichte, rötliche Glut, die sich von dem Velum herabsenkte. Dann die üppige Orchestra, wo ungefähr sechshundert Senatoren söhne auf ihren Subsellia saßen neben all den vornehmen Konsularen

und Magistraten. Dann seitlich die beiden prächtigen Tribunale. Dann die Szena hinter dem Proszenium. Wo konnte man wohl noch eine so schöne Szena wie in Rom, im Theater des Pompejus?

Das wartende Publikum konnte noch nichts anderes tun, als um sich zu schauen, und bewunderte daher vor allem die Szena. Sie bildete den Abschluß des Proszeniums, auf dem die Schauspieler aufzutreten sollten. Die Szena war die monumental gegliederte Mauer, die die eigentliche Bühne abschloß, eine Mauer, die aus zwei Stockwerken bestand und in deren Mitte sich eine große Pforte öffnete, die Königspforte der Tragödie, durch welche die fürstlichen Personen angeblich aus ihrem Palast traten, ferner je eine seitliche Tür, durch die andere Personen, häufig Gäste des Königshauses, eintraten, die von anderswo her kommend gedacht wurden. In der Komödie konnten diese drei Zugänge zur Bühne die Haustüren nebeneinanderliegender Bürgerhäuser in einer beliebigen Straße darstellen. Der Raum vor der Szenawand, das Proszenium, die eigentliche Bühne, wo die Schauspieler spielten, ruhte auf einem Unterbau, der an der Vorderseite ebenfalls architektonisch gegliedert war. Rechts und links führten Treppen zu den Schmalseiten des erhöhten Proszeniums, und dort öffneten sich gleichfalls Pforten auf die Bühne. Durch die Tür der linken Schmalseite traten die Personen des Stückes auf, die angeblich vom Lande oder aus der Fremde in die Heimatstadt zurückkehrten oder solche, die eine Botschaft zu überbringen hatten. Durch den ihr entsprechenden rechten Ausgang gingen die Schauspieler ab, die soeben zu erkennen gegeben hatten, daß sie zum Hafen oder zum Forum gehen wollten. Die beiden übereinander gelegenen Stockwerke der Szenawand waren in korinthischen Formen gehalten, geschmückt mit Säulen aus edelstem Gestein und Marmor aus Karthago und Numidien, während in Nischen zwischen Pilastern Bildnisse standen und große, schräge, den Klang zurückwerfende Bronzeschalen eingefügt waren. Das Proszenium erhob seinen prächtigen Hintergrund zur gleichen Höhe wie die höchsten Sitzreihen, auf welchen die Gladiatoren und Nilus saßen. Von einem auf den Säulen des höchsten Umgangs ruhenden, mit geschnitztem Architrav versehenen Vordach streckten sich kurze, schwarze, vergoldete Marmorastern empor, die sich nicht höher als um Armeslänge erhoben, um das Gitterwerk zu stützen, an denen das rote Velum

über das Theater ausgebreitet war, von der Szena bis über die Köpfe der Gladiatoren, deren hin und wieder spielerisch hinaufreichende Hände die purpurnen Bahnen dennoch nicht zu erreichen vermochten.

Dieses Garren des römischen Volkes in diesem ungeheuren Halbkreis, in diesem halbrunden, marmornen Brunnenschacht, während alle auf die weißen Rücken der Senatoren und Vornehmen starrten und auf die prächtige Szena, indes das rötliche Licht allmählich überall eingedrungen war, war nach den ersten, bereits drückend heißen Morgenstunden eine köstliche Erfrischung. Alle waren nun untergebracht, und voller Behagen aß und trank man etwas. Man hörte jetzt nur noch ein rauschendes Summen. Die Mütter mußten ihre Kinder ruhig halten. Sie wußten, daß es lange zu warten galt. Als draußen Fanfaren ertönten vor der Pforte des linken Tribunals, blickten sie nach links. Sklaven eilten mit brennenden Zündstricken zu den hohen Weihrauchfassern, die links in der Orchestra auf bronzenen Sockeln so standen, daß die weiten Schalen zu beiden Seiten der Säulen des Tribunals sichtbar wurden. Sie zündeten den Weihrauch an. Sogleich qualmte der Rauch empor. Spiralförmig verflüchtigte er sich bläulich in dem roten Licht und verschwand, während er sich langsam violett färbte, in dem gewaltigen Raum.

Die Kaiserin Domitia war eingetreten, umgeben von der Virgo Maxima, den Vestalinnen und Domitilla, der Nichte des Kaisers. Alle jubelten ihr zu nicht aus Liebe, sondern aus Ehrfurcht vor dem fürstlichen Schauspiel. Palastoffiziere scharten sich um die Kaiserin. Ihre Palastfrauen folgten. Fünf Vestalinnen folgten der Oberpriesterin. Sie nahmen auf ihren Sesseln Platz. Das Tribunal füllte sich mit den Leibeigenen, mit den Sklaven der Kaiserin und man zeigte sich zwischen den vom Suffibulum umhüllten Köpfen der Vestalinnen die hoch und rund aufgetürmten lockigen Diademe der Domitia und Domitilla, der Crispina und der Fabulla. Das war eine Haartracht, die die verstorbene Tochter des Titus, Julia, vor kurzem erst zur Mode erhoben hatte.

„Von der Tochter des Titus?“ fragte die Alexandrinerin, die, allzeit vor ihrer Rechentafel sitzend, von den Dingen, die in Rom vorgingen, kaum etwas wußte.

„Ja, ja,“ flüsterten Flacca, Matta und Prisca. „Von Julia.“  
„Die wurde von Domitian selber . . .“

„Nimm dich in acht vor den Angebern!“ flüsterte Taurus.

„So?“

„Jawohl, von ihrem Dheim. Weißt du das nicht? Es war doch Blutschande, was sie trieben,“ flüsterten die Dirnen entrüstet.

„Als sie schwanger war,“ zischte Taurus, während er vorsichtig rings um sich schaute, „hat sie die alte Galla zu sich gerufen.“

„Die Armste! Galla? Das Scheusal?“ rief entrüstet die Alexandrinerin.

„Vorsicht!“ rief Taurus. „Da sitzt sie.“

„Julia starb.“

„Natürlich,“ sagte die Mutter des Nilus, gleich als sei es nicht anders möglich gewesen. Wehmütig schüttelte sie den Kopf. „Die Erhabenheit ist doch nicht immer beneidenswert.“

„Fabulla!“ sagte Colosseros, der kolossale Eroß, der Blonde mit den blauen Knabenaugen, auf der obersten Galerie zu Carphorus, während er auf sie deutete.

„Also du?“

„Ja ich. Erst habe ich sie auf meinen Knien geschaukelt bei den Würstchen von Freund Nilus und in der folgenden Nacht . . .“

„Wo?“

„Bei Galla, bei der alten Galla.“

„Beim Herkules!“ sagte Carphorus fluchend. Er selbst war ein Herkules, dunkel und riesengroß. Ein wenig älter als Colosseros, hatte er schon einmal über das andere in der Arena gesiegt, sehr begünstigt von Domitian und von Martial in dessen Epigrammen gefeiert. Er rang und kämpfte mit wilden Tieren, mit Löwen, Ebern und Tigern. Man gab ihm den Beinamen „der Jäger“. Zugleich war er Lanista, Fechtmeister der allerjüngsten Gladiatoren. Aus seiner lebernen Tunika kamen seine entblößten, verbrannten, ungeheuer starken Schultern und Arme zum Vorschein mit ihren dick hervortretenden Muskelsträngen. Die Narben, die ihm die Taten der wilden Tiere geschlagen, glühten auf seiner Wange und wurden auch auf Hals und Oberarm in feurigen Spuren sichtbar. Sein von dunkellockigem Haar unrahmter Kopf war klein, der Mund mit dem gewellten Schnurrbart kurz und dick, seine Augen groß, dunkel und gut wie die eines lieben, sanftmütigen Tieres, das es wohl dulden würde, daß eine Kinderhand es streichelte.

„Beim Herkules!“ sagte er fluchend. „Die Mädchen dort sind alle so.“

„Domitillas Mutter kenne ich von früher her,“ sagte Priscus. Gleich Verus war er ein Veteran unter den Fechtern. Der Kaiser hatte ihnen beiden vor mehreren Jahren zu gleicher Zeit die Kudis verliehen, den Stab, der den ausgedienten Gladiatoren zum Zeichen der Befreiung vom Kampfe und der Freilassung gegeben ward, damals, als im Kolosseum das Publikum einmal für beide um Gnade gefleht hatte, nachdem sie stundenlang miteinander gerungen und sich ebenbürtig erwiesen hatten.

„Das will ich gern glauben,“ sagte Nilus, der neben Carpophorus saß. „In Alexandria geht es nicht anders zu.“

Alle waren sich darüber einig, daß es überall das gleiche sei.

„Ja,“ sagte der ältere Verus, ein verwitterter Greis, der schon lange den Gladiatorenkampf aufgegeben hatte, „keusch kann man euch nicht gerade nennen, wenn man bedenkt, daß ihr von euren Kräften leben müßt. Diese patrizischen Dirnen sind für euch die Hölle. Seid ihr denn so sicher, daß ihr nach einer patrizisch verlebten Nacht euer Leben in der Arena auf gut plebejische Weise retten werdet, beim Herkules?“

Die Kerle brüllten, aber Colosseros antwortete philosophisch:

„Beim Herkules, die Verführung ist nur zu groß für uns arme Teufel. Wir können auch einmal nebenbei ein Goldstück brauchen.“

„Namentlich für dich, du kolossaler Eros!“ meinte neckend Verus, der sein Vater hätte sein können.

„Und für begnadigte Missetäter, wie ich einer bin,“ stimmte Myrinus zu. „Ich habe einen Mord begangen, aber ich war stark. Das war meine Rettung. Man hätte es doch allzusehr bedauert, einen Kerl wie mich zu kreuzigen.“

„Du warst jähzornig,“ meinte Carpophorus, „und ein Mord, der im Jähzorn begangen wird, ist gar nicht schlimm. Schlimm ist es, wenn man mordet, um zu rauben.“

„So wie Nigrina ermordet wurde,“ sagte Colosseros.

„Der Mörder wurde gefangen,“ sagte Triumphus.

„Beide Kerle?“ fragte Nilus. „Es waren Kunden von mir. Das wißt ihr nicht? Ein Dieb und ein entlaufener Sklave.“

„Pact!“ sagte verächtlich Carpophorus.

„Der, welcher gefangen wurde, ist ein entlaufener Sklave,“ sagte Triumphus.

„Hatte er denn den Mord begangen oder der Dieb?“ fragte Nilus, noch immer neugierig.

Triumphus war dessen nicht ganz sicher. Auch er und sein Gefährte waren einmal gemeinsam nach unentschiedenem Zweikampf, während die Gunst des Publikums sich teilte — die einen waren für Triumphus, die andern für Marinus —, vom Kaiser begnadigt worden. Deshalb liebten sie alle den Kaiser. Sie waren Domitian zugeneigt, nahmen ihn in Schutz und versicherten immer wieder, er sei ein verheult guter Kerl.

„Pff!“ rief Carphorus. „Es fängt an, warm zu werden.“

Er reckte seine Titanenschultern.

Es fing in der That an, warm zu werden hier hoch oben, dicht unter dem Velum, obwohl dies immerfort von leichter Brise bewegt wurde. Die Gladiatoren saßen gleich einer gewaltigen Masse von Kraft mit gekreuzten Armen nebeneinander und warteten geduldig, während sie die Bilbnisse der Szena betrachteten. Plötzlich konnte Colosseros es nicht länger aushalten und begann mit den schwer beschuhten Füßen vor Ungeduld zu stampfen.

„Fangen sie denn noch nicht an?“ brüllte er zornig, während seine blauen Knabenaugen wütend dreinschauten.

Das war ein Signal. Seine Gefährten stampften wie er. Die Soldaten stampften wie sie. In allen Reihen begann man nun zu stampfen. Das Stampfen senkte sich in gleichmäßigem Fortschritt über die Reihen hinab, gleich als hätten sich all diese Tausende ein Zeichen gegeben. Vor der Szena bei den Ritterbänken hörte es auf.

Die Augen der Frauen in dem Kaiserinnentribunal hatten sich emporgewandt dorthin, von wo das erste ungeduldige Stampfen hörbar ward.

„Schau nur her!“ rief Colosseros von seinem hohen Sitz herab, während er Fabullas Blick begegnete. „Du möchtest mich wohl haben? Wie? Seht nur!“ sprach er zu seinen Gefährten gewandt. „Sie scheint nicht gerade um Nigrina zu trauern. Seht nur, wie sie lacht!“

Fabulla lachte in der That. Sie lachte sogar aus vollem Halse, während sie mit Domitilla scherzte, die an ihrer Seite saß. Die hohen, schwarzen und blonden Haardiademe neigten sich einander entgegen. Die beiden Frauen flüsterten hinter dem Rücken der Virgo Maxima, die ernst blieb, halb auf Griechisch, halb auf La-

teinisch mit Domitia. Es war vornehm, hin und wieder ein griechisches Wort in die Rede einzustreuen.

Neben der Kaiserin saß gelassen Crispina.

„Seht wird sie sie sehen,“ flüsterte Domitilla der Kaiserin zu, die hinter der Virgo Maxima saß.

„Ihre Zwillinge!“ sagte Fabulla lichernd.

Auch die Kaiserin lachte.

„Was gibt es eigentlich?“ fragte die Oberpriesterin.

Domitilla neigte sich zu ihr hinüber, sprach flüsternd halb griechisch, halb lateinisch. Der Daumen der Vestalin deutete flüchtig, gleichsam fragend auf Crispina. Domitilla nickte, flüsterte weiter, und die Virgo Maxima lachte herzlich. Die Vestalin hinter ihr wollte wissen, warum. Fabulla sprach flüsternd zu denen, die ihr zunächst saßen. Die Vestalin lachte, flüsterte es ihrer Nachbarschaft zu, und alsbald wußten es alle. Allein Crispina blieb gelassen.

Noch immer rollte einem Donner gleich das Stampfen der schwerbeschuhnten Füße der Gladiatoren durch die Reihen des Theaters und vermischte sich mit dem Gestampf der andern. Lauter rauschten die Stimmen, bröhnend jetzt. Sie forderten den Anfang der Spiele.

„Zu Ehren der großen Mutter!“

„Zu Ehren der großen Göttin!“

„Die Spiele! Die Spiele! Die Spiele!“

In dem Tribunal lachten zur Seite der Kaiserin ihre Frauen laut auf.

Plötzlich ertönten Posaunen von den Seitentritten der Szena her.

„Oh!“ rief das Volk jubelnd aus.

Das Vorspiel begann. Es war ganz in griechischer Art. In weiße Peploi gehüllte Sängerinnen stiegen in Chören geordnet die Treppe herab. Sie näherten sich den Altären rechts und links vor dem Proszenium, warfen Weihrauchkörner auf die glimmenden Kohlen. Der blaue Duft wölkte empor. Flötenspielerinnen folgten ihnen. Ihre Hände führten das Mundstück der Flöten an die Lippen. Begleitet von der zarten Melodie der rechten und den tieferen Grundtönen der linken Flöten sangen die Sängerinnen die Hymne im Chor. Kornbanten stiegen die Treppen herab. Sie trugen Schwert und Schild. Mitten in der Hymne führten sie einen Tanz in phrygischem Maß auf und schlugen in regel-

mäßigen Abständen ihr Schwert gegen ihren Schild, so wie sie es getan hatten, als Jupiter geboren ward. Höher stieg die Hymne empor. Attis trat aus der Königspforte. Ihm stand dies Recht zu, weil er ein Halbgott war. Er trug eine Maske, weil er ein Halbgott war, die stilisierte Maske eines jungen Gottes. Es war der erste Mimus des Lavinius Gabinus. Er spielte seine schmerzliche Reue über die Untreue, die er an Rheia Rhbele begangen. Seine Gebärden wurden von dem Rhythmus des Flötenspiels getragen. Es war von edler Linie.

„Es ist griechisch,“ meinten die Ritter, die Senatoren, die Matronen und die die Kaiserin umringenden Frauen anerkennend.

„Eine recht hübsche Nachahmung!“ sagte Quintilian lächelnd zu Plinius.

Hinter der Szena vor den Ankleideräumen raste Lavinus Gabinus. Sobald er Ausschau gehalten zwischen den Säulen und von der Treppe aus festgestellt hatte, daß sein Mimus, mochte dessen Feind, der Abulescens, auch alles daran setzen, ihn sein Auftreten verfehlen zu lassen, mit Grazie und griechischer Anmut vor dem Chor den Attis spielte, wandte er sich plötzlich mit geballten Fäusten wütend um. Es geschah nicht wegen des Abulescens. Der hatte sich schon aus dem Staube gemacht. Gegen den Hauptaufseher des Theaters und gegen einen jungen Beluarius, einen Tierbändiger, der neben ihm stand, richtete sich seine Wut.

„Es muß also sein?“ fragte der Dominus rasend und ballte die Fäuste.

„Es muß sein, Dominus,“ antwortete der Hauptaufseher ruhig. „Was wollt Ihr? Wenn der Kaiser es wünscht, so muß es geschehen.“

Die Komöbianten kamen von allen Seiten herbei. Sie waren teils ganz, zum Teil erst halb kostümiert. Auch Cosmus kam und Gumnasium.

„Kommt der Kaiser?“ fragte der Dominus rasend.

„Ich glaube es nicht,“ sagte der Hauptaufseher, „trotzdem natürlich alles in und vor dem kaiserlichen Tribunal in Bereitschaft gesetzt worden ist.“

„Was gibt es denn?“ fragten die Komöbianten neugierig und wild durcheinander. Der Abulescens trat von neuem näher. Auch die Zwillinge kamen herbei, um die sich Gumnasium und ihre Tonstrig soeben bemühten.

Auf dem Proszenium nahmen Tanz, Gesang und Flötenspiel ihren Fortgang.

„Was es gibt?“ rief der Dominus wütend. „Daß der Kaiser verlangt . . .“

Er ersticke fast vor Wut, er konnte es nicht aussprechen.

„Der Kaiser verlangt, es solle zum Schlusse des Mimus ‚Cau-reolus‘ . . .“ begann der Hauptaufseher zu erklären.

Die Komödianten erblaßten. Sie stießen einen Schrei des Entsetzens, des Abscheus aus.

„Ein Theater ist doch keine Arena!“ rief der Dominus wütend. „Kunst bleibt doch immer Kunst. Hätte ich gewußt, daß solche Dinge befohlen werden können in Rom . . .“

„Still, Dominus!“ flüsterte der Hauptaufseher. „Denkt an die Angeber!“

„Mir ist alles gleichgültig,“ raste wütend der Dominus. „Angeber oder nicht! Ich wiederhole es: wenn ich auch nur hätte ahnen können, daß solche Dinge auf einem römischen Theater jemals befohlen werden könnten, so würde ich der Aufforderung der Abilen niemals nachgegeben sein. Ich bin ein freier Mann, meine Grog gehört mir, niemand kann mich zwingen.“

„Aber jetzt seid Ihr einmal in Rom,“ sagte der Hauptaufseher. „Jetzt muß es sein, Dominus. Es ist nichts daran zu ändern.“

„Es ist eine barbarische Schändung der Kunst, der Kunst, die wir vom griechischen Theater übernommen haben und wo so scheußliche Dinge niemals vorgefallen sind! Es ist eine Schande, eine Schande! Was steht ihr denn alle hier umher und verliert eure Zeit? Geht und kleidet euch an! Geschwind!“

Mit wütenden Gebärden trieb er die gesamte Grog nach allen Richtungen, nach links, nach rechts, in die hinter der Szenawand gelegenen Ankleideräume.

Die Zwillinge ließen sich beide in ihrem kleinen Kämmerchen vor dem Metallspiegel nieder und sahen einander an. Gymnasium, die Tonstrig und eine der Ankleiderinnen folgten ihnen.

„Ach Gymnasium!“ rief Cäcilianus vor Angst erschauernd aus, während er seinen Schrei halb unterdrückte.

Vom Proszenium herab verklang in Indischer Tonart das Flötenspiel, das den Venz feierte.

„Komm, Kind!“ sagte die dicke Einstmalige, während die Tonstrig ihr allzeit freundliches Lächeln zeigte. „Das macht nichts

aus. Solche Dinge ereignen sich oft in der Arena, noch öfter als im Theater. Aber dennoch. . .“

„In Griechenland, Kleinasien oder Agypten niemals,“ unterbrach Cäcilius sie altklug.

„Wo lassen sie das Tier?“ fragte Cäcilius ängstlich. „Wird es eingesperrt?“

„Wird es eingesperrt?“ fragte Cäcilius nicht ganz so furchtsam. „Zum Esel des Nilus? Denn der tritt im Prolog auf.“

„Wahrscheinlich unten im Gewölbe,“ meinte Gymnasium.

Die Ankleiderin sagte:

„Ja, unter der Bühne.“

„Unter der Bühne?“ fragte Cäcilianus zitternd. „Ich werde nicht spielen, nicht singen und nicht tanzen können, wenn ich weiß, daß der Bär sich unter der Bühne befindet.“

Da trat der Dominus ein.

„Sorgt mir dafür, daß ihr rechtzeitig fertig seid!“ sagte er gebieterisch.

„Sie werden fertig sein,“ versicherte Gymnasium.

Die Knaben saßen bleich nebeneinander vor ihren Spiegeln, in denen sich der durch die hohen Fenster hereinströmende Morgenchein spiegelte.

Die Tonstrix frisierete Cäcilius, während Cäcilianus regungslos wartete. Der Dominus, der noch immer wütend war, sah zu. Auch Gymnasium sah zu. Flink war die Tonstrix und geschickt, sie, die zwanzig, dreißig Dirnen an jedem Morgen zu frisieren hatte. Sie setzte dem Cäcilius eine Perücke aus dünnem Flachß auf. Die war wie ein kleiner Turm, eine blonde Mitra, goldüberstäubt. Sie ordnete seine Locken links und rechts, umschlang das Ganze mit einem vergoldeten Haarband und ordnete vergoldete Rosen an seinen Schläfen. Das alles tat sie im Augenblick mit ihrem stets gleichen Lächeln.

„Das ist schön,“ pries der Dominus, der seinen Zorn vergaß.

Darauf begann sie Cäcilianus zu frisieren, genau so wie Cäcilius. Draußen auf der StraÙe ward etwas wie ein undeutliches Brummen hörbar.

Alle erschrafen, schauten einander an. Cäcilianus stieß einen Schrei aus.

„Das ist der Bär!“ rief der Knabe aus.

„Hör nur!“ rief Cäcilius. „Naht dort nicht der Esel des Nilus?“

Draußen in dem langen Gang hinter der Szenawand, auf den die Ankleideräume mündeten, ward ein wüßtes Lärmen hörbar.

„Es ist der Bär! Es ist der Bär!“ riefen die Komödianten.  
„Der Esel . . .“

Der Choragus näherte sich, rief mit leiser Stimme:

„Dominus!“

„Choragus?“

„Die Komödianten sprechen zu laut hinter der Szena. Gebietet ihnen zu schweigen!“

„Wollt ihr wohl schweigen!“ sagte beschwörend und mit kreischendem Flüstern der entnervte Dominus.

Aber sie riefen mit lauter Stimme:

„Es ist der Bär! Es ist der Bär! Gebt doch acht, daß er den Esel des Nilus nicht frißt!“

Alle kamen herbei, um den Bären zu sehen, der auf Befehl des Kaisers am Schluß des Laureolus . . . Sie reckten sich auf den Beinen empor, stellten sich auf Schemel, versuchten durch die kleinen Fenster zu schauen. Jetzt sahen sie Bestiarii, Tierfechter, mit ihrem Beluarius, ihrem Wärter, und in ihrer Mitte an einer kurzen Kette einen Maulkorb tragenden Bären daherkommen.

„Ein zahmer Bär? Ich weiß nicht. Er trägt doch einen Maulkorb.“

Der Bär brummte.

Jrgendwo hinter dem Proszenium iachte bescheiden ein Esel.

„Was Wunder, wenn der Bär brummt! Also am Schluß des Laureolus?“

„Ja,“ sagte grinsend Lentulus, der berühmte Mimus, der als Gast in der Grog als Laureolus auftreten sollte. „Am Schluß muß mich der Bär, wenn ich schon gekreuzigt bin, verschlingen.“

Die Komödianten wollten es nicht glauben, aber es grauste sie.

„Muß er mich verschlingen,“ versicherte Lentulus schauernd. Aber er lachte. „Daher . . .“

„Ihn selbst nicht,“ sagte Thymele, die Tänzerin, „aber doch wohl . . .“

„St!“ Der Choragus winkte und gebot Ruhe.

Vom Proszenium her trat aus der Königspforte der Mimus aus der Grog des Lavinius, der den Attis getanzt hatte.

Der Chor sang noch immer das Lied, das des Attis Wiedergeburt feierte. Das Flötenspiel verklang. Die erste Sängerin

erschien nun, da das Vorspiel beendet war, oben an der Seiteneinfahrt der Treppe hinter der Szenerie.

„Was gibt es?“ fragte sie, als sie die allgemeine Erregung wahrte. Überall flüsterte es:

„Ein Bär, ein Bär! Am Schlusse des Laureolus...“

Aus der Cavea erklang lautes Händeklatschen. Der Esel iathe.

Der Choragus drängte die Tänzerinnen in ihre Umkleekammern. Alle hörten den Bären. Er brummte leise, aber unablässig, als ob er noch nicht ganz erwacht sei, noch ein wenig schnarche. Der gesittete Esel iathe nicht mehr.

„Wo wird der Bär eingesperrt?“ fragte die Flötenspielerin bleich, während sie die hölzerne Treppe hinter der Szeneriewand hinabstieg. Das Vorspiel war beendet.

„Im Gewölbe unter der Bühne,“ sagte Cäcilius.

„Ja, unter der Bühne,“ wiederholte Cäcilianus bleich. „Entsetzlich!“

Sie waren beide frisiert.

„An die Arbeit, Knaben!“ sagte der Dominus. „Hier sind die griechischen Frauenmasken des edlen Plinius! Vorwärts! Ihr habt euch schon wieder verspätet. Das Vorspiel ist beendet, und ihr seid noch nicht einmal angekleidet.“

„Aber Prügel erhalten sie doch nicht,“ sagte der Senex, der schon fertig war. Nur die Maske fehlte ihm noch.

Hinter der Szenerie war ein wirres Durcheinander. Unten im Gewölbe brummte der Bär unablässig.

„Ob man das Tier wohl in der Orchestra hören kann?“ fragten sich die Komödianten. „Der Esel des Nilus benimmt sich viel anständiger.“

„Kommt der Kaiser?“

„Wer weiß?“

„Vorwärts, vorwärts!“ Der Choragus drängte, der Dominus drängte.

Die beiden Knaben saßen wiederum in ihrem Kämmerchen. Der Dominus hatte die Masken auf den Tisch gelegt.

„Ihr Knaben!“ sprach der Dominus bleich. Gymnasium und ihre Tonstrix waren damit beschäftigt, die andern zu frisieren. Aber Cosmus erschien mit seinem Sklaven, der die Farben brachte. „Jetzt dürft ihr nicht mehr an den Bären denken.“

„Nein, Dominus.“

„Nein, Dominus.“

„Jetzt müßt ihr euch sorgfältig und täuschend schminken lassen.“

„Ja, Dominus.“

„Ja, Dominus.“

„Richtet euch genau nach dieser Maske für die Augen und nach der andern für die Lippen!“

„Ja, Dominus.“

„Ja, Dominus.“

„Hm! Hm!“ schnarchte unten der Bär.

Cäcilianus schauderte, begann sich aber doch mit breitem Pinsel und Stab zu schminken.

„Warte!“ sagte Cäcilius. „Schminke du mich! Dann werde ich dich schminken.“

„Ja,“ sagte Cäcilianus. „Du mich und ich dich.“

Cäcilius setzte sich, so daß ihre beiden Nasen sich berührten, rittlings auf des Cäcilianus Schoß und begann ihn aufmerksam zu schminken.

„Die Augen sehr groß!“ empfahl der Dominus, dem es recht war, daß sie einander halfen. „Den Mund nicht zu klein!“

Er sah zu, und auch Cosmus sah zu. Denn es war eine sehr wichtige Arbeit, und es war scherzhaft, die beiden kleinen Komödianten unter den Augen ihres Dominus dazwischen zu sehen, den einen rittlings auf des andern Schoß, beide bereits geschmückt mit der getürmten Haartracht wie die Meretrices aus der höheren Palliata, während der eine dem andern die Augen, den Mund, die Wangen blau, rosa, rot, schwarz, weiß schminkte.

„Wenn ihr nun alles habt, Dominus, und ihr, Knaben, ebenfalls, dann darf ich mir wohl ein Plätzchen in der Cavea suchen, um euch zu bewundern?“ fragte Cosmus.

„Ja, Cosmus,“ sagte der Dominus.

„Ja, Cosmus,“ wiederholte Cäcilius beiläufig inmitten seiner Arbeit, während Cäcilianus mit zusammengepreßten Lippen schwieg.

Cosmus erreichte durch eine Tür und einen Gang und noch eine Tür die unterste Praeinctio dicht hinter dem Tribunal der Kaiserin, wo er das Theater übersehen konnte. Wie warm es schon war! Schon füllte das Theater eine Glut von durchgesiebttem Licht, und unzählige Stimmen riefen bereits: Wasser! Wasser!

Noch immer waren die Stimmen der Tausende hörbar, aber

hoch über allen schrillte der Ruf: „Wasser! Man lasse das Wasser fließen!“ Der Wille des Volkes war in der Regel Gesetz für das Theater. Selbst wenn der Kaiser dagewesen wäre, würden sie es gewagt haben zu rufen: „Wasser! Wasser! Laßt das Wasser fließen!“

Oben auf der höchsten Galerie unter dem wappernden Velum öffneten die Wasserklaven auf Befehl ihres Aufsehers eine Anzahl von Hähnen, die in regelmäßigen Zwischenräumen angebracht waren.

Wasser strömte, erst langsam tropfend, dann triefend. Es strömte in der Pause, bevor die Bacchides aufgeführt wurden, an der hohen Theaterwand entlang und floß dann in kleinen Bächen immer tiefer und tiefer über die Praecinctiones und die Treppen hinab.

„O!“ rief jubelnd die Cavea, selig über diese Erfrischung. Die Gladiatoren streckten ihre Hände aus und tranken, und hier und dort schöpfte man das Wasser aus den kleinen Bächen, obwohl es nur floß, um die Luft zu erfrischen und nicht, um getrunken zu werden. In der Orchestra zwischen den Ritterbänken stiegen hell kleine safranbustende Fontänen empor. Die Senatoren tauchten ihre Sudaria, ihre feinen linnenen Taschentücher, hinein und fuhren sich damit über die Stirn.

Vor dem Kaiserinnentribunal sprangen feine, Rosenduft verbreitende Fontänen.

„O, o!“ Mit wollüstig geöffneten Nasen sog die Cavea den Duft ein.

„Hm, hm!“ brummte es irgendwo und gleich darauf „Hi=ha“.

„Iaht dort ein Esel?“ fragte Colossoeros.

„Mein Esel vielleicht,“ sagte Nilus, der neben ihm saß.

„Nein! Es brummte da etwas Ähnliches wie ein Bär,“ meinte Carpophorus, der Jäger, aufhorchend.

„Ein Bär? Das ist unmöglich,“ sagte Myrinus.

„Es ist doch möglich, daß ein Esel iaht hat, Nilus,“ sagte Triumphus.

„Wie? Klingt das Iahen eines Esels wie das Brummen eines Bären?“ fragte Priscus den Verus.

Die Gladiatoren erfrischten sich die Köpfe und Arme, die Schultern mit Wasser. Sie nahmen ein kleines Bad.

„Cosmus!“ riefen die Buchhändler und Seidenverkäufer. „Komm her! Hier ist ein Platz!“

Cosmus winkte, er werde kommen, und während er die Stufen hinabschritt, begann es vor dem Proszenium zu rasseln und zu knarren, und feierlich hob sich das Auläum. Es war der vordere Vorhang, der an eisernen Stäben befestigt war und an einem Seil in einer Bretterverschalung hinter den Ecksäulen lief. Es hob sich, damit das Proszenium abgeschlossen werde. Es senkte sich, wenn die Bühne sichtbar werden sollte.

Hinter dem Auläum waren die Bühnenarbeiter geschäftig. Sie ließen aus dem vorspringenden oberen Abschluß der Szenawand den hinteren Vorhang herunter, der in klassischer Zeichnung eine Straße in Athen darstellte. Die Szenawand selbst mit ihren Nischen und Bildnissen, mit ihrem Marmor und ihrer Bronze wurde dadurch völlig verdeckt.

Cäcilius sollte die athenische Bacchis spielen, die ihre Zwillingsschwester Bacchis erwartet, die von Kreta heimkehrt. Nicobulus wurde von dem neidischen Senex dargestellt. Die Rolle des Mnesilochus war dem selbstbewußten Adolescens anvertraut. Der Dominus und der Choragus sahen zu. Die Dekorationen waren sehr reich. Die beiden Häuser, das der Dirne und das des Nicobulus, war monumental gehalten, in edler griechischer Architektur. Sogar Portiken fehlten nicht, und die Eingangstüren waren reich gegliedert. Über ihnen schien sich ein blauer Himmel zu wölben, von dem sich schlanke dunkle Zypressen abhoben. Das Ganze wirkte durch das Durcheinander von Leuchtendweiß, Tiefblau und Dunkelgrün freudig und stimmungsvoll zugleich.

„Es ist schön,“ sagte der Dominus anerkennend. „Schiebt jetzt die Stufen hinter die Estrade, auf der meine Knaben tanzen müssen!“

„Den hinteren Vorhang etwas höher!“ sagte der Choragus.

„Genug! Genug!“ rief er wieder.

„Ein wenig tiefer!“ befahl der Dominus.

Der hintere Vorhang senkte sich.

„Genug!“ befahl der Choragus.

„Arbeitet die Crostra gut?“ fragte der Dominus. „Gestern, als wir probten, versagte sie.“

Die Bühnenarbeiter drehten die Crostra. Es war eine drehbare Seitenbühne, die vorwärts gedreht das Innere des Hauses der Bacchis und zurückgedreht von neuem nur die Außenseite des Hauses sichtbar ließ.

Die Erostra drehte sich hin und her.

„Jetzt geht es, Dominus,“ versicherten die Arbeiter.

„So stellt die Möbel auf, und befestigt die Vorhänge!“

Auf der Erostra stellten sie Möbel auf, spannten sie Stoffe.

Es waren kostbare, gestickte, scharlachfarbene, an Ringen befestigte Vorhänge, die in zierlichen Bogen an dicken, vergoldeten Stöcken hingen. Da war ferner ein zierliches Ruhebett aus kostbarem Holz, ein Lectus Pavoninus, also genannt, weil das Holz so gemasert war, daß es im Schnitt Figuren wie die Augen auf dem Schweife des Pfauens zeigte. Die Seltenheit und Kostbarkeit des Lectus wurde durch reiche, goldgestickte Rissen besonders hervorgehoben. Da waren vergoldete und elfenbeinerne Schemel. Die Tafel aus Zitronenholz war gedeckt mit vergoldetem Geschirr, mit Kannen, Bechern, Obstschalen voll marmorner Früchte. Endlich schlangen die Bühnenarbeiter dicke Girlanden aus großen unechten Rosen von Pästum um die Säulen, um das Ruhebett, um die Vorhänge, um die Türpfosten.

„Es ist prachtvoll,“ mußte der Dominus nochmals anerkennen. „Dies alles ist in Rom sehr schön, schöner, als wir es in Alexandria und in Kleinasien schaffen konnten. Dieses Triklinium ist fast allzu schön für eine athenische Hetäre. Ich fürchte, daß so schöne Dekorationen von dem Spiel selber ablenken werden. Zu Plautus' Zeiten war das alles viel einfacher. Da fehlte all dieses Elfenbein und Gold, all die Rosen und das feingezeichnete Holz des Lagers. Sind die Vorhänge aus Seide?“

„Mit Seide durchwirkt,“ sagte der Choragus, und alle betasteten den schweren Stoff. „In Rom, Dominus, will das Publikum es so haben, besonders das Publikum der Cavea.“

„Hm!“ brummte unten der Bär.

Der Esel, unruhig, aber gesittet, stampfte nur mit den Hufen auf.

„Dann“, sagte der Choragus, „müßt Ihr nicht vergessen, Dominus, daß wir verhältnismäßig einfach geworden sind. Lentulus Spinther ließ, als er seine Spiele aufführte, die Möbel mit echtem Silber beschlagen, Petrejus sogar mit Gold, und Nero wünschte, daß alles aus Gold, aus echtem Gold sei, alle Möbel, alle Requisiten, alle Verzierungen an den Kostümen. Wahrlich, unsere Abilen sind noch recht mäßig, daß sie alles nicht noch schöner und echter geben.“

„Diese Pracht“, meinte der Dominus stirnrunzelnd, „wird der Tod des Terenz und des Plautus sein.“

„Keine Sorge, Dominus!“ sagte der Choragus. „Eure Knaben werden sich recht gut dazwischen ausnehmen.“

Er ordnete das lange Rosengewinde, das ein Bühnenarbeiter soeben von der bronzenen Lampe zu dem gefüllten Duftfaß hinübergeschleudert hatte.

„Schließt jetzt das Siparium!“ befahl der Dominus.

Die Trostra ward zurückgedreht hinter die Seitensäulen, das Siparium, der Zwischenvorhang, der die Bühne nur für den Prolog in einen kleinen Hintergrund und einen kleinen Vordergrund teilte, schloß sich.

„Es ist alles in Ordnung, Dominus,“ versicherte der Choragus.

In der Cavea erklang ungeduldiges Stampfen von schweren Schuhen und leichteren Sandalen.

„Vorwärts!“ sagte der Dominus. „Meine Komödianten werden wohl bereit sein.“

In der Cavea stampften sie, stampften sie immer lauter. Dann hörten die Duftfontänen auf ihre dünnen Strahlen emporzusenden, und auch das Wasser floß nicht mehr.

„Oh!“ rief das Volk jubelnd, weil es nun endlich beginnen mußte.

Denn das Auläum senkte sich langsam herab. Das Siparium blieb noch geschlossen. Der Prologus erschien im Vordergrund: Silenus auf einem Esel reitend. Es war der zweite Senex der Truppe auf dem Esel des Nilus.

„Seht ihr nun?“ sagte Nilus triumphierend zu den Gladiatoren. „Es ist mein Esel, der, auf dem ich zum Markt reite.“

„Wir hätten ebensogut unsern Esel vermieten können,“ murmelten die Bettelgalli unzufrieden und mißgünstig. „Unser Esel ist doch wenigstens ein Esel der Mutter der Götter und daher viel geeigneter für die Spiele an den Megalesia. Es gibt keine Gerechtigkeit mehr in der Welt.“

Der zweite Senex ritt vor. Er war als Silenus in ein reiches Kostüm gekleidet, in einen violetten Mantel über amethystfarbiger Tunika. Er trug die Maske eines alten launigen Satyrs, von Trauben umrankt, und Ranken schmückten auch den Esel, der kostbar gezäumt war. Trauben hingen ihm an den Ohren

herab. Er iahte nicht mehr, aber der Bär unter den Brettern machte ihn unruhig. Er schlug unzufrieden mit dem Schwanz.

Die Cavea hatte eine geradezu kindliche Freude an Silenus und dem Esel. Ein lautes Stimmengewirr erhob sich, wozu die Worte, die der Prologus mit lauter Stimme sprach, ausgezeichnet paßten.

„Ihr allesamt, die ihr da unten vor mir sitzt und euch behaglich in den Sesseln wartend streckt, ihr müßt hell und herzlich lachen, meine ich, wenn ihr hier meinen wahrhaft spaß'gen Aufzug seht. Ihr müßtet, ja! Doch kichert ihr viel lieber, schwagt und hustet hörbar. Euer Flüstern ist so laut, daß ich mich kaum noch vernehmlich machen kann. Schon unsre größten Mimen, die verzogensten, blickblanken, glatten Komödianten ebenso, sind schon gequält genug: Sind sie auch jung, beliebt, ist ihre Stimme auch noch stark, sie müssen schrein trotz alledem, wenn ihr sie deutlich hören sollt. Was soll ich alter Eselreiter da wohl tun, daß ihr mir euer Ohr auch kurze Zeit nur leihet?“

Während der Prologus fortfuhr, um Stille zu bitten und zu erklären, welches der Stoff des aufzuführenden Lustspiels sei, traten von links und von rechts die Flötenspieler zwischen den Säulen hervor, von rechts drei mit hohen Doppelflöten, von links drei mit tiefen Doppelflöten.

Sie setzten sich ganz vorn im Proszenium auf niedrige Schemel und begleiteten possierlich und mit lang gehaltenen weichen Tönen und viel Tremulieren die Worte des Prologus.

„Das ist“, sagte Quintilian unzufrieden zu Plinius, „diese üppige Musik, die unsere Zeit entnerbt. Hört doch nur! Es ist wie ein Raßengeschrei.“

„Aber Ihr wißt doch Musik zu schätzen, bester Freund!“ sagte neben ihm Verginius Rufus.

„Ihr habt uns sogar gelehrt“, sagte Plinius, der ebenfalls neben dem Greise saß, „daß sich Gaius Gracchus, der größte Redner seiner Zeit, zu seinen Reden von einem Flötisten begleiten ließ, der ihm auf seiner Tonarionsflöte den Ton angab.“

„Heutzutage haben wir kein Tonarion mehr“, sagte Quintilian, „sondern nur noch Psalterion und Spadix und sonst

nur diese lydischen Flöten, deren Klang uns, sofern wir noch männlich geblieben sind, völlig verweichlicht.“

Hinter ihnen auf der Ritterbank sprach Martial flüsternd zu Sueton.

„Unser Quintilian ist brav und gelehrt, aber er hat einen großen Fehler.“

„Welchen?“ fragte Sueton.

„Er ist nicht modern. Dies ist moderne Musik, üppig, wollüstig, verderbt, wenn man so sagen will. Dies hysterische Kagenmiauen der hohen rechten Flöten bildet den Auftakt zu dem, was uns die Bacchides in Gestalt von Cäcilius und Cäcilianus geben werden. Ich höre in dieser schrillen Musik meine Zeit. Gaius Gracchus ist längst tot.“

Er schaute nach der Seite zu Sueton hinüber, um zu ergründen, was der junge Mann wohl denken möge.

„Eine trockne Seele!“ dachte Martial. „Jung, aber trocken! Der andere da vor mir weise, aber altmodisch in seinen Anschauungen.“

Er blickte sich noch immer um und dachte bei sich:

„Tacitus ist die Melancholie, Juvenal die Verbitterung über seine Zeit, Verginius Rufus die alte römische Bornehmheit, Frontin der tapfere Soldat mit der verborgenen Dichterseele. Aber Plinius, Plinius, den ich liebe und bewundere! Er versteht alles, er entschuldigt beinahe alles und ist selber so keusch, so einfach. Liebenswerteste Seele! Und ich? Der unverbesserliche Lebensgenießer. Warum nicht?“

Auf dem Proszenium wich das Siparium rechts und links zurück. Die Straße in Athen wurde sichtbar.

„Horch!“ dachte Martial bei sich. „Diese weiche, üppige Flötenmusik schrillt empor. Ich liebe dieses Kreischen, diese scharfen, stets höher klingenden Töne. Quintilian! Quintilian! Dies sind die Akkorde unserer Zeit. Es ist gut, jung zu sein, nicht zu betrauern, was die Vergangenheit auch an Gutem geboten haben mag, sondern zu leben, sogar in unserm Verfall den Augenblick zu genießen, Stunde für Stunde jedes Tages wie die Beeren einer Traube pflückend mit Bewußtsein zu schlürfen. Carpere diem! Bravo, bravo den hübschen Knäbchen!“

Seine letzten Worte jubelte er laut hinaus. Denn der Prologus auf seinem Esel deutete auf die beiden Bacchides, die er-

schienen. Ein bewunderndes Gemurmel durchlief das ganze Theater.

„Oh!“ murmelte anerkennend die Cavea. „Wie schön sie sind! Der eine genau wie der andere!“

Der Prologus sprach weiter:

„Gott Bacchus sendet euch die Bacchides. Es sind Bacchantinnen, die in Bacchanalien vor euch hier tanzen werden. Zwei Geschwister sind's. Das schöne üpp'ge Samos ist ihr Heimatland. Die eine lebt hier als Hetäre in Athen. Als Zwillinge sind sie gebor'n und gleichen sich so ganz, wie Tropfen Wassers oder weißer Milch. Ihr Vater ward gleich ihrer Mutter in den Dienst Des Bacchus, in die heiligen Mysterien, nicht eingeweiht. Drum nannten sie das Zwillingspaar nach diesem Gotte: beide Bacchis. Merkt nun auf! Die eine Bacchis ist das Mädchen, welches hier in diesem netten Hause als Hetäre wohnt. Die andre Bacchis weilt zur Zeit nicht in Athen, sie kommt in Stück von einer Reise erst zurück.“

Sogar durch die Ritterbänke, die Orchestra und das Tribunal lief eine erregte Bewunderung. Die athenische Bacchis trat im Kreise ihrer Sklavinnen aus ihrem Haus und begrüßte ihre Schwester Bacchis, die von der Reise kam und die gleichfalls von ihren Sklavinnen umringt war. Die Sklavinnen waren Frauen, während Cäcilus und Cäcilianus die beiden Hetären darstellten. Sie sahen sich beide zum Verwechseln ähnlich, nur daß Cäcilianus, um hervorzuheben, daß er — sie — von der Reise komme, von einem dünnen Schleier umhüllt war, den er — sie — in die Hände der Sklavinnen gleiten ließ, bevor er — sie — seine — ihre — Schwester umarmte. Sie trugen getilrnte blonde Perücken, während ihre eigenen Locken sich unter dem Haarband links und rechts kräuselten und die Rosen an ihren Schläfen golden leuchteten. Ihre Büge waren mit besonderer Kunst nach den antiken Masken des Plinius geschminkt. Also angemalt glichen sie einer Maske, und dennoch blieb ihr Antlitz natürlich und lebendig durch das Mienenspiel der Büge, durch das Lächeln, das um Augen und Lippen lag. Groß waren die Augen, die unter den geschminkten, verlängerten Brauen in

dem Schwarz und Blau zu schwimmen schienen, blank und rosenrot die Wangen, und der Mund war durch die plastisch geschnittenen Oberlippe verlängert, so daß die Linienführung der Maske gewahrt blieb und die beiden frischen Knabengesichter zu halb erotischen, seltsam pervers anmutenden Gesichtern kyprischer Bildhauerkunst umgeschaffen schienen, jener Kunst archaischer Zeit, die den weißlichen Kalkstein bemalte. Dieser archaische Zug trat noch besonders hervor durch die breite, hohe, aber flache Haartucht, die ihr ganzes maskengleiches Antlitz ebenfalls flacher erscheinen ließ. Auch in ihrer Kleidung kam dies zur Geltung. Sie trugen beide den gleichen Peplos aus spinnwebfeiner, gefalteter gelber Gaze. Gelb war die von jeher übliche Farbe für die Hetären auf der Bühne, weil es ihre Goldgier verjinnbildlichte. Der Peplos war kurz, reichte nur bis an die Knie, zeigte ihre entblößten Ephebenbeine, und die vier Spitzen fielen an der Seite sehr lang mit langen goldenen Fransen und Quasten herab, während das gleichfalls gelbe Untergewand, mit grellroten Rosen durchwirkt, bei jeder Bewegung hindurchschleuderte und das ganze Gewand, weil es eng anlag und in zierlichen Falten herabfiel, an archaische hellenische Skulpturen erinnerte. Die beiden Knaben waren mit dem Soccus beschuht, mit dem Komödienschuh, zum Unterschied vom Cothurnus oder Tragödiensstiefel. Sohle und Absatz dieses Soccus waren etwas niedriger, immerhin aber hoch genug, um die Schauspieler allen sichtbar über den Bretterboden der Bühne emporragen zu lassen. Weil Cäcilius und Cäcilianus geborene Komödianten waren, fühlten sie sich, sobald sie den Soccus trugen, nicht mehr als die, welche sie waren, sondern als die, welche sie darstellen sollten. Sie konnten sich, wiewohl bereits angekleidet und frisirt, hinter der Szena immer noch wie zwei kleine Schlingel benehmen. Doch waren sie erst mit dem Soccus beschuht, so wurden aus ihnen plötzlich zwei Komödianten, Schauspieler, Künstler, so waren sie plötzlich griechische Hetären, waren sie die beiden Bacchides. So gingen sie denn jetzt aufeinander zu im Bühnenschritt, den der Soccus verlangte, nicht so weit ausschreitend wie die Tragici, aber doch weiter und rhythmischer, als die Menschen im gewöhnlichen Leben dahinschritten. Sie gaben, von den kreisenden, aufreizenden Klängen der indischen Flöten begleitet, die Freude kund, einander zu sehen und umarmten sich.

„Schwester!“

„Schwester!“

Dann tanzten sie zusammen.

Rein und klar war der Ruf durch das ganze Theater erklingen. Was kümmerte sie jetzt noch der Bär, der unter ihren Füßen im Gewölbe brummte? Sie dachten an nichts anderes als an ihren Tanz. Während des Tanzes sangen sie einstimmig ihre Freude hinaus. Ihre Maskenmünder öffneten sich und sandten den Klang bis zu den fernsten und höchsten Bänken, bis zu den Gladiatoren hinauf. Sie erkannten sie wohl, aber was ging es sie an, wer da saß, wer in der Orchestra, wer im Tribunal Platz genommen? Sie sangen und tanzten, während der Prologus auf seinem Esel davonritt.

Wenn ihre Gesichtszüge und ihre Kleidung archaisch wirkten, wurde dieser Eindruck noch erhöht durch ihre rhythmisch abgemessenen Bewegungen. Durch den gleichmäßig weiten Soccuschritt, der ihr enges Gewand weitete, der die Gazefalten immerfort auseinanderfallen ließ und durch die Haltung ihrer schwächlichen Ephebenarme — sie beugten die Ellbogen rechteckig und breiteten ihre juwelengeschmückten Finger mit den gewölbten sehr langen Nägeln wie seltsame Falter oder Vogelflügel aus — befehlten sie ihre äußere Erscheinung zu einem lebenden archaischen Bilde, das sich von der neuzeitlichen griechischen Dekoration seltsam abhob und insbesondere in diesem modernen lateinischen Theater befremdend wirkte, das aber die Zuschauer, sobald sie nur auf sie blickten, rührte wie die Auferung einer alten verfeinerten, unverfehrt erhaltenen Kunst. Sie tanzten declamierten, sangen, spielten.

„Ah!“ riefen bewundernd die Gladiatoren, die Soldaten, die Dirnen, die Galli, die Matronen, die Kaufleute.

„Das sind die Zwillinge der Crispina!“ flüsterte Fabulla, die sie herrlich fand, Domitilla und der Virgo Maxima zu.

„Sind das deine Knaben?“ fragte Domitia Crispina flüsternd und voller Bewunderung.

Die Mutter des Cäcilius und Cäcilianus wandte der Kaiserin ihr glühendes Antlitz zu.

„Ja, Augusta,“ gestand sie und schlug die Augen nieder, um sie dann lächelnd wieder zu der Fragerin aufzuschlagen.

„Quintilian,“ fragte Plinius beinahe schalkhaft, „wie gefallen Euch jetzt Hero und Veander?“

„Sie wirken sehr anmutig und ungewöhnlich künstlerisch,“

sagte Quintilian. „Aber ich für mein Teil gebe doch dem feinen Flötenspiel des Sosimos auf den zwei gleichen Flöten den Vorzug vor diesem schrillen Klang auf so vielen gleichen Flöten. Denn das klingt übertrieben.“

„Es ist prächtig,“ sagte Martial, sich zu ihm neigend. „Sie sind archaisch, und doch ist ihre Kunst modern, weil sie in der Antike die Leidenschaften der neuen Zeit suchen. Sie bringen unser Jahrhundert vollkommen zur Darstellung, unser Jahrhundert, das aller Dinge und seiner selbst müde ist und das sucht, sucht sogar in unserer Vergangenheit. Diese Knaben sind Künstler von einer Güte, wie ich sie noch niemals sah. Vielleicht wissen sie selber nicht einmal, daß sie es sind.“

„Am meisten bewundere ich an ihnen,“ sagte Quintilian voller Wertschätzung, „daß sie statarisch bleiben, während sie als Hero und Leander völlig motorisch waren. Sie sind jedesmal so, wie sie gerade sein müssen.“

„Verlangt die Komödie des Plautus niemals etwas anderes als ein ausschließlich statarisches Spiel?“ fragte Juvenal.

„Diese gemäßigten Charakterspiele“, sagte Quintilian, „sind vorwiegend statarisch, ruhig, obwohl belustigend, aber stets erhaben-komisch und niemals motorisch, niemals heftig erregt. Als sie Hero und Leander gaben, spielten sie motorisch, leidenschaftlich, so wie es sein mußte. Wollten sie auch dies motorisch spielen, so würden sie eine Posse daraus machen. Diese Knaben haben viel Maß und Rhythmus in ihrem Spiel und empfinden mit bewunderungswürdiger Sicherheit, wie weit sie gehen dürfen.“

„Aber dieser Anfang ist im Plautus nicht angegeben und wurde zu Plautus' Zeiten sicher niemals so gespielt,“ kritisierte der junge Sueton bescheiden.

„Was tut denn das zur Sache?“ antwortete Martial heftig. „Dadurch wird das Jahrhunderte alte Stück erfrischt und verjüngt.“

Er klatschte lebhaft in die Hände. Das Theater erdröhnte von Beifall und Jubelrufen. Die athenische Bacchis geleitete ihre Schwester ins Haus. Die Sklavinnen folgten. Der Adulescens trat auf ohne Maske, reich gekleidet, in buntfarbigem Gewand. Die jungen Männer der Komödie waren stets vielfarbig geschmückt. Während er eitel zu Fabulla hinüberblinzelte, die er von der Taberne des Nilus her kannte, sprach er mit hoher Stimme, deklamierte er seine Liebe zu der aus der Fremde heim-

gekehrten Bacchis, der er nachgereist war. Die Flöten begleiteten den Monolog.

Fabulla war außer sich vor Bewunderung, so sehr, daß ihr Wahn zu schwinden begann und sie nicht mehr zu hoffen wagte, jemals auf diesen Brettern eine Frauenrolle zu spielen, wenngleich auch sie sang, tanzte und deklamierte. Während der Adoleszenz verliebt zu ihr hinüberblinzelte und sie anschmachtete, dachte sie unaufhörlich an Cäcilius und Cäcilianus. Wie? Diese kleinen Burschen, die bei Nilus mit ihr auf den Knien des Colossofos geschaukelt und ihr so heftig widersprochen hatten, waren so bedeutende Künstler? Sie empfand sehr wohl, daß dies Kunst war, eine Kunst, die jahrelang, von Kindesbeinen an empfunden und geübt sein mußte, eine Kunst, die zu einer Vollendung emporgeführt war, die eine Patrizierin nicht, wie sie gedacht, im ersten Anlauf mit Erfolg nachzuahmen vermochte. Wie grazios und rhythmisch hatten sie sich bewegt nach dem Takte der Flötenmusik! Wie klar und deutlich hatten sie gesprochen und gesungen, so daß es überall im Theater verständlich war. In ihrer Aussprache war etwas gewesen, das sie niemals erreichen zu können glaubte: die streng literarische und zugleich theatrale Aussprache des Lateinischen, die jedem Worte seinen Wert gab. Dies alles empfand sie so stark, daß ihr plötzlich angst ward vor ihrem Ehrgeiz und ihrem Verlangen. Sie begriff, daß die Frau vielleicht für dieses Theater nicht geeignet sei, daß sie niemals das Ideal würde verwirklichen können, das diese beiden Knaben mit den schlanken Hüften und mit den mageren, ein wenig weiblichen Ephebengliedern viel besser verkörperten. Wie seltsam hatte sie das eigenartig Stilisierte, das Archaische berührt, das in ihren hieratischen Bewegungen so schön zum Ausdruck kam! Wie zart und doch vernehmlich hatten ihre geschulten Stimmen fast singend gesprochen! Sie begriff, daß sie zu klein war, zu rundlich, daß sie keine Stimme haben würde. Das alles begriff sie mit einem Schlag. Es war richtig: die Frauenrollen mußten von Knaben dargestellt werden.

Sie stellte sich vor, wie sie dort auf den Brettern in den Bacchides spielen würde. Aber sie würde zittern und beben angesichts dieser Tausende von Augen. Sie würde, sie müßte lächerlich sein, während diese Knaben so waren, wie sie sein mußten.

Dies war für sie in ihrer bereits sorgenvollen Stimmung — wegen des an Nigrina begangenen Mordes, für dessen Mit-

wisserin man sie hielt — eine so bittere Enttäuschung, daß sie hinter dem Rücken der andern Frauen sich zu Crispina hinüberneigte und sie mit fast lauter Stimme und mit einem gehässigen neidischen Grinsen fragte:

„Bist du zufrieden mit deinen Zwillingen, Crispina?“

Der Abulescens schmachtete vor Liebe. Die Grostra drehte sich. Das üppige Haus der athenischen Bacchis ward sichtbar in seiner Pracht der scharlachroten Stoffe, des Lectus Pavoninus, des vergoldeten Geschirres, der Rosenkränze, die die Adilen für die szenische Ausstattung verschwenderisch vergeudet hatten. Inmitten all dieser Üppigkeit saßen die Bacchides, die Hetären-geschwister. Durch die geöffneten Türen sahen sie den Abulescens, zeigten ihn einander, flüsterten miteinander.

„Oh! Oh!“ rief jubelnd die Cavea. So war es ihnen recht. Diese Pracht war ihnen willkommen, diese hochbeschuhten, gelb angestrichelten goldgerigen Meretrices in dieser traditionellen übertriebenen Stilisierung der Bühne, die sich auf der Grostra vorwärts drehten, während die Flöten rechts immer höher und immer üppiger spielten und die links stets lauter begleiteten und der Abulescens seine Stimme deklamierend erhob.

„Brummt da ein Bär?“ fragte Domitia.

„Nein. Es sind die linken Flöten,“ meinte die Virgo Maxima.

Das war schön. In dieser Art der Darstellung konnte man sich ein Stück des Plautus, eine höhere Pallatia, noch ansehen. Die Handlung war Nebensache. Die Ausstattung spielte die Hauptrolle.

Die Cavea ließ donnernden Beifall erschallen nicht etwa des Abulescens wegen, sondern einzig und allein wegen der beiden Bacchides, die auf der beweglichen Grostra immer mehr sichtbar wurden.

Cäcilius und Cäcilianus erhoben sich von dem kostbaren Ruhebett, auf dem sie sich in schwesterlicher Umarmung umfingen hielten. Cäcilius, die athenische Meretrix, begann:

„Du hältst dich still zurück, nicht wahr? und ich allein führ' das Gespräch mit diesem Jüngling da?“

„Ja, bitte, liebe Schwester! So ist's recht,“ fiel Cäcilianus ein.

In dem rötlichen Lichte, das all das Scharlachfarbene und Vergoldete um sie her in fast unwirklicher Orange- und Purpur-

glut erglühen ließ — purpurn die Stoffe, orangefarben die Gewänder, orangefarben vor allem ihre goldübersprenkelten Rücken, die sich von der Purpursfarbe ihrer geschminkten Gesichter seltsam abhoben — blieben sie statarisch ruhig, lächelnd, schalkhaft, mutwillig, verderbt und zierlich, aber zugleich gemessen, weil sie in der ruhigen Palliata auftraten, dem höheren Lustspiel, das niemals zur Bosse erniedrigt werden durfte, das allzeit plautinisch heiter bleiben mußte. Der Realismus der Komödie wurde durch solch feines Spiel, durch die melodische, vom Flötenspiel gestützte Rezitation und durch die Wunderpracht der vom Choragus gestellten Ausstattung idealisiert.

Draußen ertönten jählings und unerwartet Fanfaren. Es war, als schiesse ein Blitz durch das Theater. Alle erhoben sich vom geringsten Gassenbuben bis zur Kaiserin. Hastig eilten Bedienstete herbei mit brennenden Fackeln und entzündeten den Weihrauch in den Fässern vor dem rechten Tribunal. In aller Eile wurde das Auläum wieder aufgerollt. In der kaiserlichen Loge erschienen Palastoffiziere. Mit Speer und Schild klirrend scharten sich die Prätorianer auf der Treppensucht.

Domitian erschien.

„Ave Cæsar Imperator!“ schrie es laut, schrill, hoch, tief, und die Wände warfen das Echo zurück. Die patrizischen Stimmen, die plebejischen Stimmen, die Stimmen der Konsuln sowohl wie die der Gassenbuben riefen den Gruß. Die würdigen Stimmen der Senatoren dort unten mischten sich mit denen der jubelnden Gladiatoren dort oben, die der Cavea mit denen der Ritterbänke, die der Männer mit denen der Frauen. Gegenüber dem Tribunal, wo der Kaiser erschien, war der Gruß der Kaiserin und ihrer Frauen hell ertönt.

Domitian betrat langsam die Loge. Sein Blick war scheu und zornig, als sei er zugleich furchtsam und ingrimmig. Kurzsichtig kniff er die Augen zusammen. Er war groß. Für seine fünf- undvierzig Jahre sah er alt und kränklich aus. Aus seinem ganzen Wesen sprach etwas Leidendes und Mißmutiges. Er trug eine purpurne Toga und um den fast ganz kahlen Schädel einen Kranz aus goldenem Eichenlaub. Sein geschwollener Bauch rundete sich unter dem Purpur, seine Beine waren dürr. Einstmals war er gut gewachsen und von männlicher Schönheit gewesen. Jetzt schien er aufgerieben und verfallen. Sein Körper war krank und auch seine Seele. Er war wahnsinnig vor Angst,

Mißtrauen, Zweifel, Neue. Aber in der Regel hielt er in Gegenwart anderer seinen Wahnsinn in sich verborgen. Er war unerwartet in das Theater gekommen, weil ihm an diesem Tag im Palatium Angst geworden war. Er war dicht umringt von seinen Offizieren, Cubicularii, Knaben. An seiner Seite ging ein buckliger Narr. Als Domitian sich setzte, indem er die, welche ihm zugejubelt hatten, kaum mit einem zögernden Kopfnicken begrüßte, hockte der Narr ohne Possierlichkeit zu seinen Füßen nieder und sprach sehr ernst mit dem Kaiser. Der Narr machte keine Späße. Der Kaiser, gleichfalls ernst, antwortete ihm. Um ihn her setzte sich Satur, der Decurio Cubiculariorum, der oberste der Kämmerer, Parthenius, Sigerus, sein Günstling Crispinus und sein Liebling, der Jüngling Carinus. In dichten Wolken stieg der Weihrauch aus den Schalen empor.

Im Theater hatten alle ihre Plätze wieder eingenommen. Die vorher so heitere Atmosphäre hatte sich verdüstert. Es war drückend heiß geworden, immer heißer, je höher die Sonne stieg, während sich eine gewitterschwangere, schwüle Lenzesglut durch das Velum herabsenkte. Als das Auläum von neuem herabrollte, wurde die Bühne mit der Szenawand sichtbar. Man wiederholte das Vorspiel, das bereits dargestellt war, und das Auläum wurde wieder hochgezogen, während hier und dort schlichtern der Ruf „Wasser! Wasser!“ ertönte.

Das Wasser rauschte gleich einem tropfenden Vorhang an den Wänden, an den Treppen entlang, die Duffontänen sprangen auch vor dem Tribunal des Kaisers. Allmählich getrauten die Zuschauer sich wieder, die Frische und den Duft wollüstig einzusatmen, wieder zu plaudern, zu speien, selbst zu lachen. Ein übermüthiger Knabe wagte es sogar, Tiere nachzuahmen, einen Hund, der bellte, ein Schaf, das blökte, einen Hahn, der krächte. Man war schon um geringeren Vergehens willen gekreuzigt worden. Im Tribunal der Kaiserin starrten die Frauen ernsthaft vor sich hin. Der Kaiser sprach noch immer mit dem Narren.

Hinter dem Auläum spornte der Dominus, nervös und wüthend über die Wiederholung, den Choragus und die Arbeiter zur Eile an. Der Anfang der Bacchides mußte wiederholt werden. Der Prologus auf seinem Esel ritt wiederum vor, beklammerte, das Flötenspiel ertönte. Cäcilius und Cäcilianus traten auf genau so, wie sie bereits aufgetreten waren.

Die Menge, die bei ihrem glänzenden Wiedererscheinen plöz-

lich jeglichen Druck vergaß, brach in ein rhythmisches und zugleich rasendes Fauchzen aus, während sie gleichsam nach dem Takt in die Hände klatschte, daß es dröhnte. Die Knaben tanzten, und allmählich entrollte sich das Lustspiel. Es fesselte. Der Kaiser saß regungslos da. Gleichsam unberührt schaute er zu, während er hin und wieder sehr ernst eine Frage an seinen Narren richtete. Mit den andern sprach er nicht, nicht einmal mit Crispinus. Hin und wieder warf er unvermutet einen Blick in das Theater, sank dann wieder zurück in seinen Purpur, schielte mit einem verstoßenen Blicke zu dem Schauspiel hinüber. Es hatte den Anschein, als gewinne er langsam Interesse. Die klassische höhere Komödie, die Palliata, wurde in der modernen Auffassung, die der Dominus ungeachtet seiner Liebe zu den antiken Schriftstellern für unvermeidlich erachtete, vollendet gespielt. Nach der großen Szene der beiden Meretrices mit dem Adulescens ertönte von neuem ein leidenschaftliches, zugleich rhythmisches Fauchzen. Syrus, der die Rolle des listigen Sklaven Chrysalus spielte, der immer wieder durch geschickte Intrige und Verwicklung das nötige Geld für seinen jungen Gebieter hervorzuzaubern weiß, war prächtig. Er war köstlich in seiner dreisten Unverschämtheit. Er war der dienstbeflissene Servus Currens, der, allzeit geschäftig sich stellend, intrigiert und das Feld behauptet, obwohl sein verliebter Herr stets alles wieder verdirbt. Dann der Senex, besonders der erste, Nicobolus! Diese beiden Alten mit ihren großen Masken, die zugleich böse grinsten und behaglich scherzten! Wie die Menge sie belachte, wenn sie erst die eine, dann die andere Seite ihres maskierten Kopfes dem Publikum zuwandten! Völlig vergessen war Domitians Gegenwart. Denn er saß so ruhig da in seinem Purpur vergraben und schaute, schaute. Er verfolgte diese klassische Plautus-Intrige mit den beiden Vätern, die, während sie ihren Sohn aus den Stricken der verführerischen Bacchides befreien wollen, selber hineingeraten. Nun gar der Schluß, wenn die Alten, während die glänzende Trostra mit den Rosenkränzen und dem Lectus Pavorinus und dem mit vergoldeten Gefäßen beladenen Tisch aus Zitronenholz zum Vorschein kam, von den beiden Meretrices so lange verlockt, verführt, belehrt, ausgelacht werden, daß ihnen für allezeit der Mut fehlen wird, jenen etwas vorzuwerfen! Wie sie alle spielten: die beiden Senex, die beiden Adulescentes und namentlich die beiden Frauenrollen! Wie spielte der Schau-

spieler der ersten Sklaventrolle! Der Parasit? Der trat nur flüchtig auf, kaum daß man ihn bemerkte. Es war schade. Denn ein Parasit, der eine gute Rolle hatte, war immer etwas Hübsches. Aber dieser Parasit hatte kaum eine Rolle und spielte außerdem schlecht.

„Ich verstehe alles ganz genau,“ sagte über sich selber verwundert Sila, die Matrosendirne, zu ihrem Matrosen.

Es war in der That nicht schwer, wenigleich es so künstlerisch schön war. Alles entwickelte sich folgerichtig. Es wurde ein wenig feierlich, in etwas gedehntem Zeitmaß statarisch gesprochen, getanzt, und auch die mimischen Bewegungen waren so gehalten. Dominus achtete, zwischen den Säulen der Szena verborgen, genau darauf, daß das Zeitmaß innegehalten wurde. Nirgends durfte eine Posse daraus werden, nicht einmal, wenn feuchend und galoppierend der Sklave auftrat.

Dann das Ende! Das wunderbare Ende! Die beiden Bacchides tanzten nach den Klängen der stets sich steigenden Flötenmusik — Kapenniauen, meinte Quintilian — mit den beiden Vätern ihrer Geliebten, die um eine Ecke schauten. Sie tanzten auf der Grostra, auf dem Proszenium. Sie tanzten vom Hause auf die Straße und von der Straße wiederum ins Haus. Sie umschlangen die guten Alten mit den Rosengewinden, sie gossen ihnen die vergoldeten Becher voll aus den vergoldeten Krügen.

„Es sind meine Knaben,“ dachte Crispina, während sie über sich selbst staunte.

Sie bewunderte sie, sie hatte sie lieb, weil sie so schön waren. Es dünkte sie sehr seltsam, daß mit Ausnahme der Kaiserin und ihrer Frauen im Tribunal wohl kaum jemand im Theater wisse, daß es ihre Knaben seien. Es stimmte sie ängstlich und beruhigte sie zugleich. Jetzt brauchte sie nichts mehr zu verbergen. Würde Crispinus dem Kaiser dort drüben ebenso rauh...? Würde der Kaiser dann verzeihen? Er hatte schon Schlimmeres verziehen, aber strafte oftmals noch geringere Vergehen als das, Zwillinge von einem Dinstrio zu haben und sie an einen Dominus zu verschenken. Die lieben schönen Knaben! Die Schätze! Die beiden Schätze! Sie lächelte ihnen beinahe zu, wie ein jeder lächelte. Seht nur! auch der Kaiser lächelte. Noch immer zusammengekauert lächelte er. Aber sie waren auch gar zu anmutig in diesem Bacchanal der Bacchides! Jedesmal, wenn die Alten Seite an Seite daherwackelten, küßten sie die beiden Geliebten

heimlich und umtanzten darauf wieder die beiden Väter. Die Orgie endete stets rhythmisch und statarisch, in stets gemäßigtem Tempo mit dem bacchischen Tanz, den alle sechs, die Meretrices, die Väter, die Söhne tanzten.

Dann brach das Clare Abplaudere, der rasende, donnernde Beifall los, für den der Dominus in leicht schleppendem Gewande, die Bacchides an seiner Seite, durch ein kurzes Schlußwort, das die Moral des Stückes zusammenfaßte, von seiner Greg umringt, dankte.

Sie grüßten den Kaiser, die Kaiserin und das Publikum mit ihrem Theatergruß. Das Auläum rollte empor und verhällte anfangs nur ihre mit dem Soccus bekleideten Füße, endlich auch ihre Köpfe. Überall im Raume hörte man Urtheile. Von der Orchestra bis in die höchsten Ränge hinein war diese Palliata sehr beifällig aufgenommen worden. Die Gruppe der Literaten um Verginius Rufus und Plinius schätzte es ungemein, wieder einmal einen Plautus gesehen zu haben, obwohl diese Form durch das Vor- und Nachspiel mit Tanz und Gesang der beiden Frauenrollen, durch die noch modernere Flötenmusik und durch das ganze moderne Choragium, durch diese Pracht, die Plautus selber in höchstes Erstaunen versetzt haben würde, tiefgreifend modernisiert worden war. Allein die Cavea wußte gerade diese Pracht, die in die alte Komödie eingeflochten war, zu schätzen. Die Delicati, die verweichlichten jungen Leute, die schon die Sommerringe an den Fingern trugen und auf den Ritterbänken zwischen den Matronen saßen, und die entnerbten patrizischen Frauen, die kristallene Kugeln zur Kühlung in den heißen Händen bewegten, meinten lobpreisend, indem sie ihre Anerkennung geziert mit griechischen Worten auspukten, dieses Spiel sei mit griechischer Färbung gespielt worden und die beiden Bacchides selber seien so griechisch gewesen, weil Griechisch vornehm und in Mode sei.

Griechisch? Gewiß, griechisch. Aber die Vorstellung, die so griechisch begonnen hatte und mit den modernisierten gräzifizierenden Bacchides fortgesetzt worden war, sollte jetzt lateinisch werden, so lateinisch wie nur möglich. Während das Auläum herabgelassen, das Sivarium aber noch geschlossen war, gab es hinter dicken Zwischenvorhängen ein geschäftiges Treiben und viel Vorbereitungen für den ersten Minus. Inzwischen fand nach kurzer Pause, indes Wasser floß und Düste sprangen, nur auf

dem vorderen Proszenium ein Zwischenspiel statt. Das geschah, um das Volk zu belustigen. Denn die Patrizier unterhielten sich unbekümmert weiter, standen auf, begrüßten einander.

Der Kaiser in seiner Loge schien leutselig. Er entbot die beiden Konsuln mit dem Prätor und die Adilen zu sich. In seinem Purpur vergraben erhob er sich nicht, sprach, während er sitzen blieb, hin und wieder ein Wort zu den Entbotenen, die stehen blieben. Nach ihnen befahl er den alten Verginius Rufus und Plinius zu sich. Er schien sich Gewalt anzutun, um leutselig zu sein. Das war eine Anwandlung, die in der Regel nichts Gutes verhieß. Er hatte sich noch immer nicht erhoben. Leidend blieb er in seinem Sessel sitzen. Das Volk entspannte sich nach den zwar schönen und heiteren, aber doch sehr statarischen Bacchides, die es, noch aufnahmefähig, sowohl um der Pracht, besonders aber um des Cäcilius und des Cäcilianus willen hatte schätzen können, nun bei der heiteren Ausgelassenheit, die sich vor dem Siparium abspielte.

Anderer gemein-komische Flötenspieler tanzten und flöteten gleichzeitig. Ihre Doppelflöten waren mit dem Capistrum, dem haltenden Bande, um die Wangen und den Hintertopf befestigt. So ging auch die Luft, die sie bliesen, nicht verloren. Einige von ihnen traten mit Tieren auf. Sie tanzten barfuß ein kleines Nachspiel, eine Atellane. Sie waren grotesk geschminkt. Sie traten auf mit Böcken und Ziegen. Sie sangen allerlei obszöne Dinge. Sie waren Maccus, Bucco, Pappus, Dossennus, die vier Hanswurstfiguren, die das Volk liebte. Sie waren Acco, das eitle Frauenzimmer, und Mormo, das alte bucklige Weib, die aber von Männern gespielt wurden. Singend erzählten und spielten sie drollige Geburten und Fehlgeburten und verkörperten in possenhafter Weise die Göttin der Fruchtbarkeit. Alle hatten große Ohren, dicklippige Mäuler, schielende Augen, Buckel. Sie waren närrisch, obszön, grotesk, gefräßig. Sie prügelten einander, purzelten übereinander. Sie sangen Anspielungen, nicht allzu gewagte, und in ihrer Mitte war der Stupidus Graecus zu sehen, der dumme August, dem von allen andern übel mitgespielt wurde und der die größte Heiterkeit auslöste.

Das Volk lachte, schrie vor Lachen, während die Patrizier taten, als sähen sie nichts, und sich weiter miteinander unterhielten und der kaiserliche Narr zu Füßen des Domitian, der dem Theater zuwandte zu denen sprach, die zu ihm entboten

waren, sehr verächtlich, starr und sehr ernst über die Cavea hinstarrte.

Cäcilius und Cäcilianus entkleideten sich mit fieberhafter Eile in ihrem kleinen Kämmerchen. Denn nun, da die Bacchides aufgeführt und sie nicht mehr beschäftigt waren, wollten sie sich im Theater die Nachspiele, die Atellanae und die Exodia ansehen.

„Ihr Jungen!“ sagte der Dominus strahlend, „ihr habt schön gespielt.“

„Dominus,“ sagte Cäcilius, „wir wußten, daß wir schön spielten.“

„Daß wir sehr schön spielten,“ fügte Cäcilianus hinzu.

„Jetzt dürfen wir wohl auch einmal zuschauen?“

„Dürfen wir zuschauen?“

„Erst eure Sachen aufräumen!“

Ja, ja, das wollten sie tun. Denn dazu seien sie viel zu gute Comoedi. Es waren in der That sehr kostbare Kostüme, die dem Garderobenmeister gehörten. Der Choragus kam darum in eigener Person, um sie zu holen.

„Keine Furcht, Choragus! Sieh nur, wie sauber wir alles zusammenlegen!“

„Alles zusammenlegen!“

Er nahm die Kostüme mit, um sie in die Parafzema zu bringen.

Die Knaben wuschen sich unter dem kleinen Wasserhahn. Da trat Thymele, die berühmte Tänzerin, ein, gefolgt von Gymnasium und der Tonstrig.

„Ihr wart prachtvoll, Knaben!“ sagte Thymele. „Aber macht jetzt, daß ihr fortkommt! Geschwind!“

„Wir waren gut, nicht wahr?“ sagten die Knaben prozig, während sie sich säuberten.

„Mehr als gut!“ sagte Gymnasium, und die Tonstrig fügte mit ihrem liebenswürdigen Lächeln hinzu:

„Wie herzig sie aussahen!“

Eine Ankleiderin erschien mit dem Gewand der Thymele.

„Daß uns einmal sehen!“ sagte Cäcilianus neugierig und eifersüchtig.

„Ja, laß sehen!“ wiederholte Cäcilius. Denn in ihm regte sich das gleiche Interesse, und gleichzeitig wischte er sich heftig über die Nase. Die Schminke ward zu einem wüsten Gemenge von roten, schwarzen, blauen Streifen.

„Du hast doch nicht etwa ein schöneres Gewand als ich?“ fragte Cäcilianus ängstlich gespannt.

Die vier Frauen lachten laut auf.

„Es ist nicht ganz so schön,“ sagte Thymele tröstend. „Nun, ihr Lieblinge, macht daß ihr fortkommt! Gymnasium muß mich jetzt frisieren. Aber erst muß ich euch noch einmal auf eure süßen Frauen küssen.“

„Thymele, ich bin noch ganz rot und blau,“ rief Cäcilianus.

„Und ich schwarz und weiß,“ flüsterte Cäcilius.

„Das tut nichts,“ sagte Thymele.

Sie war fast so groß wie die Knaben, schlank und mager. Sie hatte etwas Jünglinghaftes. Scherzend nahm sie Cäcilius in ihre Arme und küßte ihn, küßte ihn wiederholt.

Die Frauen lachten belustigt.

„Dann küsse ich Cäcilianus,“ sagte die Ankleiderin, während sie Cäcilianus umfing und ihn küßte.

„Willst du das wohl lassen!“ rief Cäcilianus gleich einer Jungfrau, die bedrängt wird.

Aber Cäcilius rief:

„Dann küsse ich die Constrix, weil sie mich so schön frisiert hat.“

Er umschlang die liebenswürdig lächelnde Constrix und küßte sie. Sie schrie laut auf vor Freude und erwiderte seinen Kuß.

„Was wird mit mir?“ rief Gymnasium, die dicke Einstmalige.

„Schon gut, schon gut, mich küßt man nicht mehr. Dann will ich auch nicht mehr küssen.“

Zum Scherz stellte sie sich so, als sei sie traurig darüber. Aber die Knaben umfaßten sie, wirbelten sie rund herum und küßten, küßten sie. Sie küßte sie wieder, sehr mütterlich. Es waren doch gar niedliche Schlingel! Dann eilte sie davon. Um des Cäcilianus Augen lag es noch blau, und Cäcilius hatte noch eine rote Wange, und kohlschwarz waren beider Brauen und Wimpern.

„Vorwärts! Vorwärts!“ Die Knaben spornten sich gegenseitig zur Eile an. „Wie haben uns die Frauen geküßt!“

Sie wischten sich die glühenden Wangen.

Sie schlüpfen durch Thür und Gang und Thür. Sie waren auf der Præcinctio hinter dem Tribunal der Kaiserin und blickten flüchtig an den zierlich gekleideten Sklaven und Freigelassenen vorüber zu den hohen Frauen. Sie sahen deren Rücken in den gestickten, vielfarbigen Stoffen ihrer Festmäntel, die unter ihren

entblößten Schultern herabwallten. Crispina, die der Kaiserin nur halb zugewendet saß, wandte sich um, sowie man sich häufig umwendet, wenn jemand vorübergeht. Sie blickte ihren Knaben in die Augen. Sie erkannte sie nicht sogleich. Sie waren schön und blond; ihre Gesichter waren schmutzig, und unbewußt pervers stahl sich ihr Blick unter den allzu dunklen Brauen und Wimpern hervor. Aber als sie sie erkannte, durchzuckte sie eine heftige Bewegung.

Auch Fabulla sah sie und rief der Kaiserin, der Virgo Maxima und Domitilla zu:

„Seht da! Die Zwillinge der Crispina!“

Crispina erschrak. Alle schauten sich um und lachten. Allein die Knaben, die man dabei erwischte hatte, als sie in die Kaiserinnenloge spähten, eilten, so sehr sie konnten, die Praecinctio entlang. Dann blieben sie zu gleicher Zeit stehen.

„Was sagte sie?“

„Ja, was sagte sie?“

„Was sagte Fabulla?“

„Was sagte sie doch?“

„Wir seien...?“

„Wir seien...?“

„Die Zwillinge...?“

„Ja, die Zwillinge der...“

„Der Crispina?“

„Crispina? Wer ist Crispina?“

„War Crispina dort im Tribunal?“

„Wer ist Crispina? Neben der Kaiserin rechts saß die Virgo Maxima. Neben der Virgo Maxima...“

„Domitilla, die Nichte des Kaisers. Und neben ihr Fabulla.“

„Aber links neben der Kaiserin?“

„War das Crispina, unsere Mutter?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich weiß auch nicht.“

Sie schauten einander an und stiegen dann aufwärts. Das Theater, die Cavea, war voll. Glühend heiß war es unter dem roten Velum. Die Mittagstunde war bereits vorüber, der Wind hatte sich gelegt, das Velum hing schlaff, beinahe regungslos. Das Wasser sickerte an den Marmorwänden entlang. Wie warm es war! Ob ein Gewitter drohte? Nirgends war ein Platz zu haben, wie es schien.

Jeder erkannte sie. Obwohl die Atellane sehr belustigend war mit Pappus und Maccus, wandten sich dennoch aller Augen ihnen zu, und Stimmen riefen:

„Cäcilius! Cäcilianus! Kommt her!“

Es waren die Matrosen aus Ostia, es waren die Schlächter, die Geflügelhändler und Obstverkäufer des Velabrum, es waren die Galli, es waren Taurus und seine Dirnen, es waren die Wäscher und die Soldaten. Aber die vornehmeren Ladenbesitzer des Vicus Tuscus und Tryphon, der Buchhändler, hielten sich zurück. Sie alle waren zu vornehm, um den beiden kleinen Komödianten einen Platz einzuräumen. Von der obersten Reihe herab brüllten die Gladiatoren:

„Kommt her, Knaben! Cäcilius und Cäcilianus!“

Carpophorus und Colosseros brüllten es mit so gewaltiger Stimme, daß sogar der Kaiser aufblickte, sein Narr ebenfalls. Sie blickten hinauf, während die Knaben den Ruf der Gladiatoren mit der Hand winkend erwiderten und eilends die Treppe hinaufkletterten. Der Kaiser schien Plinius und Verginius Rufus, mit denen er sprach, auf Carpophorus aufmerksam zu machen, den er erkannte und der ihm sein liebster Schwertschleifer war.

Die Knaben erreichten die höchste Galerie. Voll war es dort und warm wie in einem Ofen dicht unter dem roten, glühend heißen Velum. Es war kein Platz da. Sämtliche Gladiatoren des Kolosseums, sämtliche Wagenlenker aus dem Zirkus Maximus mit unzähligen Soldaten saßen dort zusammengedrängt und schienen von roter Blut übergossen.

„So komm du nur wieder auf mein Knie!“ sagte Colosseros zu Cäcilius.

„Komm du nur hierher!“ sagte Carpophorus zu Cäcilianus.

Der Jäger rollte seinen kurzen Mantel zu einem Kissen zusammen und hieß Cäcilianus auf der Praecinatio über seinem Kopfe darauf niedersitzen. Dann zog er des Cäcilianus schlankes Bein über seine breiten Schultern. Der Knabe lachte. Klein saß er wie auf einem großen Pferde auf des Carpophorus kräftigem Nacken. Spielerisch wie ein Kind wippte er auf und nieder, legte die Hände an des Carpophorus Ohren und tat so, als halte er die Zügel.

„Sizest du gut?“

„Ich sitze sehr gut, Jäger. Sizest du gut, Brüderchen?“

Cäcilius saß gut. Plötzlich riefen sie wie aus einem Munde:

„Sie spielen eine Parodie auf uns!“

In der Tat spielten Pappus und Maccus eine Parodie auf die Bacchides. So verlangte es die Tradition. Sehr oft bildete die Atellane eine Parodie auf die vorangegangene statarische Palliata. Die Knaben belustigten sich köstlich. Pappus und Maccus ahmten sehr spaßig Cäcilius und Cäcilianus nach. Sie gingen im Soccuschritt, sie trugen dünne, hohe Perücken, sie sangen in falschem Falsett, sie versuchten ihre Anmut nachzuahmen. Die Knaben schrien vor Lachen. Kaum hatten sie die Bretter verlassen und den Soccus abgelegt, so waren sie wie Kinder und vergnügten sich kindlich, indem Cäcilius auf des Colossofos Knie schaukelte und Cäcilianus auf dem massiven Nacken des Carpophorus saß, der seine Fäuste um die Knöchel des Knaben schlang und laut lachend mit ihm Pferdchen spielte.

Das Auläum hob sich. Beifall. Sengende Hitze. Über dem Velum rollte der Donner. Die Zuschauer rangen nach Atem.

„Wasser! Wasser!“

Die Wasserstrahlen begannen zu strömen, die Düste sprangen. Die Knaben sogten die Düste ein. Göttlich war das!

„Du hast noch viel Blau um die Augen,“ sagte Colossofos zu Cäcilius.

„Thymele hat uns zu sehr gehezt,“ murrte Cäcilius.

„Ja, hat uns zu sehr gehezt,“ wiederholte Cäcilianus, „weil Gymnasium sie frisieren sollte.“

Colossofos feuchtete seinen Finger mit Speichel an und rieb damit um des Cäcilius Augen. Carpophorus schöpfte Wasser aus der kleinen Rinne zu seinen Füßen und wusch Cäcilianus. Wie artige Kinder ließen die kleinen Komödianten sich säubern. die Flöten ertönten. Das Auläum schloß sich. Lebhafter Beifall. Die Patrizier nahmen ihre Plätze wieder ein.

Endlos währte der Tradition zufolge die Vorstellung, endlos schleppte sie sich fort mit den Atellanae, die einander folgten. Im Publikum begann man zu seufzen. Die Menschen rangen vergeblich nach Atem. Man keuchte. Es war ein wunderschöner Genuß, Komödianten zu sehen, aber es war allzu heiß hier, allzu drückend. Es ging jetzt auf die neunte Stunde. Niemand durfte fortgehen, da der Kaiser zugegen war. Es wollte auch niemand gehen, gab es doch „den Koffer“ noch zu sehen mit Latinus in der Hauptrolle. Den „Koffer“, ja, den „Koffer“! Ihr Götter, es war kaum noch auszuhalten! Obwohl der Kaiser da war, ob-

wohl der ganze Hof da war, hörte man dennoch Wortspiele durch den Raum schwirren wie Vögel, die in einem Käfig mit den Flügeln schlagen. Das war gestattet innerhalb gewisser Grenzen. War es doch ein Volksfest! Man duldete mancherlei. Während der Palliata war das Publikum aufmerksam gewesen. Aber jetzt durfte man lachen und sich vergnügen. „Der Koffer“, der Minus des Publilius Syrus! Ehebruchsszenen! Thymele verbarg ihren Geliebten, dessen Rolle Latinus verkörperte, in einem Koffer. Der Stupidus — er hieß Corinthus — war der betrogene Ehegatte. Wie sie ihn auslachten! Thymele tanzte. Wie sie tanzte: auf dem Koffer, um den Koffer herum, gegen den Koffer! Latinus streckte wiederholt den Kopf aus dem Koffer heraus, sprang empor. Die Knaben waren glücklich. Sie freuten sich wie die Kinder, sie, die doch selbst begabte Comedi waren, die die Bacchides spielten, sangen, tanzten. Die Gladiatoren wieherten über die Witze des Latinus. Nilus schrie vor Lachen. Der ganze Riesenraum schrie.

Es war sehr dunkel. Immer lastender hing die Hitze in dem jetzt dunkelrot glühenden Ofen.

„Luft!“ rief eine Männerstimme neben einer ohnmächtig gewordenen Frau.

„Luft! Luft! Luft!“ ertönte es jetzt von allen Seiten.

Ein Knarren, ein Geräusch. Das Velum rollte sich auf, der Szena entgegen.

„Ah!“ riefen aufatmend und jubelnd die Gladiatoren.

Die Bildnisse, die das Theater umkränzten, wurden in ihrer Erstarrung sichtbar. Der Himmel war schwer und schwarz, von Wolkenbergen bedeckt. Vereinzelte Tropfen fielen.

„Oh!“ Ein Ruf der Enttäuschung durchklang die Cavea, weil es zu regnen begann.

Das Velum beschützte etwa noch die Hälfte des Theaters zur Bequemlichkeit des Hofes und der Bornehmen auf den vorderen Reihen. Es war Pause. Aller Augen blickten angstvoll hinauf in den dunklen Himmel. Allein sie würden sich den Laureolus doch ansehen, Laureolus, den sie abgöttisch liebten.

„Mit Lentulus! Mit Lentulus!“ riefen jubelnd Cäcilius und Cäcilianus.

„Laureolus!“ schrie die Cavea herrisch, obwohl das Zwischenpiel vor dem Sipiarium noch nicht zu Ende war.

Das Rufen ward zu einem einzigen Schrei:

„Laureolus!“

Über dem Theater rollte dumpf das Unwetter. Es schien vorüberstreifen zu wollen. Die untergehende Sonne durchbrach die Wolken, schien schräg und mit rotem Schein auf die Reihen der Bildnisse, die das Theater bekrönten, auf die Bühne. Das Siparium öffnete sich nach links und nach rechts.

„Ah!“ rief jubelnd das Publikum.

Es war der große Mimus „Laureolus“, das beliebteste der Spiele dieser Art. Alle die da saßen, reckten sich empor, um besser zu sehen. Denn dies war das großartige Ausstattungstück. Es war „Laureolus“, der Seeräuber, der Dieb, und Ventulus spielte ihn. Es tobte ein Sturm, und das Seeräuberschiff des Laureolus litt Schiffbruch. Die Musik der Flöten raste. Die Flötenspieler links und rechts bliesen hinter dem Capistrum, bis sie fast barsten. An ihren Schläfen waren die Adern angeschwollen. Die Geister des Sturmes tanzten in der Luft über den Wogen. Das Schiff ging unter, aber Laureolus rettete sich. Er rettete sich aus allen Verwicklungen und Zufälligkeiten, die in diesem Mimus aufgehäuft waren. Er rettete sich, bereits gepackt, aus den Händen seines Kerkermeisters durch einen ungeheuren Sprung von einem hohen Turm herab von der höchsten Höhe des vorspringenden Proszeniumdaches.

„Ah!“ riefen bewundernd die Gladiatoren, die Soldaten, die ganze Cavea.

Im Todesprung landete er auf dem Proszenium. Er spie Blut — es war echtes Blut — ganze Strahlen Blut spie er aus. Alle Stupidi, alle Narren, sprangen von weit geringeren Erhöhungen schwerfällig ihm nach, spien gleichfalls Blut in roten Fontänenstrahlen, die sich kreuzten. Die Bühne war völlig mit Blut bespritzt und übersprenkelt. Laureolus entfloß zwischen den Sprüngen der Stupidi. Die Kulissen verwandelten sich unablässig, stellten einen Palast, eine goldene Grotte dar, in der Laureolus seine geraubten Schätze verbarg. Merkur fuhr in einer Wolkenmaschine herab. Dann gab es ein Fest. Es folgte ein Gefecht zwischen Seeräubern und Hirten. Die unwahrscheinlichsten Geschehnisse folgten sich endlos, endlos, während die Wolken wieder zu dunkeln begannen und die Sonne inmitten der Schwüle rötlich unterging.

In der Cavea war das Publikum in äußerster Spannung

wegen des Laureolus. Er wurde gepackt, er wurde wieder gepackt, der Dieb, der Mörder, der Missetäter. Es gab einen Prozeß. Richter waren die Stupidi, und alles in dem Rechtshandel war erheiternd. Die Richter machten Akrobatensprünge, und Laureolus wurde verurteilt und benahm sich höchst possierlich, als er verurteilt wurde.

Plötzlich zuckte über dem Theater ein heftiger Blitz durch den Himmel. Gleich darauf donnerte es. Der Regen fiel klatschend herab.

„Oh!“ rief das Volk protestierend.

In dem rechten Tribunal hatte sich Domitian angstvoll erhoben. Es entstand ein Tumult allgemeinen Aufbruchs, ein Gedränge von Palastoffizieren und Cubicularii rings um den Kaiser. Befehle erklangen. Die Prätorianer marschierten, mit Schild und Speer klirrend, die Trepen hinunter, um sich draußen um die kaiserliche Sänfte zu scharen.

Es war wie ein Signal. Viele brachen auf aus der Orchestra, aus den Ritterbänken. Die Kaiserin verließ das Theater. Es war sehr dunkel geworden. Der Regen fiel klatschend herab.

Auf der Bühne nahm die Vorstellung ihren Fortgang. Die Canea trogte dem Regen. Man wollte Laureolus gekreuzigt sehen.

„Ich werde naß,“ sagte Cäcilianus klagend wie ein verwöhntes Kind.

„Komm her!“ sagte Carpophorus.

Er hob den Knaben herauf, stellte ihn wie ein Kind zwischen seine Knie, hüllte ihn beinahe väterlich in seinen eigenen, kurzen Mantel. Colosseros und Cäcilius waren schon in einen einzigen Mantel gehüllt. Alle holten ihre Mäntel hervor. Es blitzte und der Donner rollte.

„Ist es so gut?“ fragte Carpophorus Cäcilianus mit zarter Stimme.

Der Knabe nickte zufrieden.

Die Bühne verwandelte sich. Das Kreuz wurde sichtbar gleich einem T. Inmitten des Gewitters kreischten die Flöten. Die Orchestra leerte sich. Im Theater hörte man von draußen her das verworrene Geschrei nach den Sänften, den Tumult der Tausende. Nun ward Laureolus von den Henkern auf das Prozzenium geschleppt.

„Wird er wirklich gekreuzigt?“ hörte man hier und dort in der Cavea rufen.

Sonst war es immer nur eine Puppe, die gekreuzigt wurde. Aber war dieser Mann, der sich da zur Wehr setzte zwischen den Fäusten seiner Henker, nicht der berühmte Archimimus Lentulus?

„Ja, ja! Er ist es,“ hörte man rufen. „Es ist Lentulus.“

„Nein! Er ist es nicht. Er ist es nicht,“ riefen andere Stimmen.

„Er ist es nicht,“ rief Nilus überzeugt, nachdem er sehr scharf hingeschaut hatte.

„Er ist es nicht,“ riefen die Gladiatoren.

Alle schauten atemlos zu. Sie sahen, daß es nicht Lentulus war. Über dem Theater donnerte es, und der Regen prasselte herab aus einem grauen Himmel.

„Bei allen Göttern!“ rief Nilus. „Wißt Ihr, wer es ist? Es ist der entlaufene Sklave, der mit jenem Dieb oft in meine Taberne kam.“

Von unten her aus der Cavea rauschte das jähe Geräusch empor, von tausendfachen Stimmen getragen.

„Es ist ein entlaufener Sklave. Er wird an Stelle des Lentulus gekreuzigt wie Laureolus. Er wird gekreuzigt. Es ist der Mörder der Nigrina.“

Ein lautes „Oh“ ward mitten durch den Regen hindurch in der Menge hörbar. Das Velum ward nun völlig aufgerollt. Der Regen strömte. Aber Tausende noch schauten in wilder Verwirrung auf die fürchterliche Überraschung, die Domitian befohlen hatte. Der entlaufene Sklave, den man für den Mörder der Nigrina hielt, wurde von wirklichen Henkern über die Bühne geschleppt. Die Dekoration stellte nun eine düstere hügelige Landschaft dar, in der sich das T des Kreuzes emporreckte, überschüttet von den scharfen Regenstrahlen, die in die Cavea hinabströmten, aber nicht auf das Proszenium, das durch sein eigenes Dach geschützt war. Alle waren aufgestanden, schauten atemlos zu.

„Sollte wirklich“, rief Quintilian, während er alle Vorsicht und die Nähe von Angebern vergaß, „dies das Ende einer in griechischem Stile begonnenen Vorstellung bilden?“

„Griechisch ist allenfalls Mode,“ sagte Juvenal mit bitterem Spott, „solange römische Blutgier nicht das Wort hat.“

„Wir wollen gehen,“ sagte Plinius drängend.

„Ja, laßt uns gehen, Freunde!“ sagte beinahe flehentlich der alte Verginius Rufus.

„Der Kaiser selbst ist gegangen. Er sieht sich diese Scheußlichkeit nicht an,“ rief Tacitus.

„Ich höre hier“, sagte Frontin, „von diesen Senatoren, daß ein Bär den Unglücklichen am Kreuze verschlingen wird.“

„Das Ende des Laureolus!“ meinte Sueton spöttisch und zugleich entrüstet.

„Geht, ihr Freunde!“ sagte Martial. „Ich bleibe.“

„Ihr bleibt?“ riefen alle.

„Ich bleibe,“ sagte Martial ernst. „Dies ist meine Zeit. Die will ich sehen. Ich will meine Zeit erleben, um sie zu kennen.“

„Kommt mit!“ baten sie.

„Geht! Ich begreife, daß ihr geht. Ich bleibe. Ich will dies sehen. Dies ist meine Zeit.“

„Unsere Zeit,“ sagte Tacitus finster, „die ich dereinst buchen werde, auf daß kommende Geschlechter wissen mögen...“

„Ja!“ rief Juvenal. „Dies ist unsere Zeit, die ich dereinst geißeln werde.“

„Ich“, sagte Martial, „werde sie immer nur besingen, weil ich nicht mehr bin als ein Dichter. Entschuldigt mich, Freunde, und geht! Ihr geltet mehr als ich, und ich verstehe, daß ihr nicht bleiben wollt.“

Er selbst drängte sie sanft hinaus. Er war sehr bleich. Er schaute zu.

„Oh!“ fuhr es stöhnend durch die Menge.

Das Kreuz wurde auf das Proszenium gehoben und dort hingelegt. Kreischend klang die Flötenmusik durch den Regen.

Der Sklave schrie, aber ein Knebel wurde ihm in den Mund gesteckt.

Dann wurde er mit weit ausgebreiteten Armen auf das Kreuz gelegt. Die Hämmer der Henker schlugen auf die großen Nägel, die seine Hände durchbohrten.

„Oh, oh!“ Ein Stöhnen ertönte von allen Seiten. Die Füße des Sklaven machten einen verzweifeltten Knack. Vergeblich! Die Henker ergriffen seine Füße und banden sie fest.

„Oh!“ stöhnten noch immer voller Abscheu die wie besessenen starrenden Zuschauer. Der Regen strömte senkrecht aus dem schwarzen Himmel herab. Der Donner rollte. Blitze zuckten.

„Oh!“ rief die Menge.

Das Kreuz richtete sich auf in den Händen der Henker. Ringsum spielten Mimen possenhast, jauchzten alle, die Laurobus bestohlen, erhoben sich die Schemen derer, die er ermordet hatte. Der Klang der Flöten übertönte das Rauschen des Regens. Dann hing der Gekreuzigte vor dem Hintergrund der Theaterlandschaft, sichtbar übergossen von wirklichen Regenstrahlen.

Jrgendwo brummte etwas.

„Der Bär! Der Bär!“ hörte man rufen.

Das Gerücht, ein Bär werde den Missetäter am Kreuze verschlingen, hatte nun die ganze Cavea durchweilt.

„Ein Prozeß dauert lange in Rom,“ sagte Taurus grinsend zu der Alexandrinerin, „aber ein Mörder wird binnen zwei Tagen gekreuzigt.“

„Es wird aber behauptet,“ sagten die Matrosen aus Ostia, „daß er nicht der Mörder sei.“

„Wer sonst? Wer?“ hörte man fragend rufen.

„Ein Dieb, der mit ihm war...“ meinte der Sklavenhändler.

„Der Dieb? Nein! Dieser Sklave hier war es!“ sagte der Wäscher. Er war seiner Sache beinahe sicher.

„Nein! Der Dieb,“ riefen mit schriller Stimme die Galli.

„Also dieser hier...“ riefen die Schlächter und die Gemüsehändler.

„Sollte unschuldig sein?“ erklang es überall.

„St! Die Angeber!“ hörte man flüstern.

„Die Angeber! Die Angeber!“

Alle schwiegen, alle schauten zu. Deutlich hörte man den Bären hinter den Kulissen brummen, wo er von den Bestiarii angefeuert ward. Plötzlich kam er wadelnd zum Vorschein.

„Ah! Ah! Ah!“ schrien die Frauen.

Sie fürchteten, der Bär könne in die Orchestra springen. Die Orchestra hatte sich geleert. Nur seitwärts auf der untersten Praecinctio gewahrte man in weiße Togen gehüllte Silhouetten, die zusahen. Vor den ersten Ritterbänken stand Martial.

Kopfschüttelnd blickte der Bär in die Cavea und brummte. Hinter den Kulissen feuerten ihn die Bestiarii an, die ihn noch an Ketten hielten. Sie zerrten ihn näher zum Kreuze hin.

Der Bär witterte das Blut, das von den Füßen und Händen des Gekreuzigten herabsickerte, und warf sich mit einem rasenden Sprung, plötzlich sich aufredend, riesengroß auf das Schlachtopfer. Seine Pranken schlug er in die nackte Brust. Er riß

und zerrte. Sein klaffendes Maul öffnete sich weit über der blutenden, immer formloser werdenden Masse, die nun da hing wie ein roter, triefender, zuckender Lappen.

Cäcilianus hatte sich neugierig und mit weit geöffneten Augen aus dem Arme des Carpophorus und aus seinem Mantel freigemacht. Er war aufgestanden, um besser zu sehen. Plötzlich schleuderte er die Arme empor.

„Ah!“ Der Knabe stieß einen verzweifelsten Schrei aus. Seine Arme fuhren durch die Luft. Er fiel in Ohnmacht.

„Mein Brüderchen!“ schrie Cäcilius.

Alle drängten hinaus, die letzten aus den Ritterbänken, das Volk aus der Cavea, auch die Soldaten, die Gladiatoren.

„Mein Brüderchen!“ rief weinend Cäcilius.

Carpophorus hob den ohnmächtigen Knaben auf. Das blonde Haupt sank auf die massive Schulter des Jägers herab.

„Wirfst du ihn tragen, Carpophorus?“ fragte flehentlich und schluchzend Cäcilius.

Der Jäger nickte. Alle stiegen die Treppe hinab, sprangen von Praeinctio zu Praeinctio. Alles drängte in dem strömenden Regen zum Theater hinaus. Der Jäger mit seiner Last — federleicht lag ihm der Knabe im Arm über der Schulter — folgte seinen Gefährten. Colofferos tröstete Cäcilius.

„Komm mit!“ sagte er. „Komm mit! Nicht weinen, Cäcilius! Carpophorus wird gewiß für Cäcilianus sorgen.“

Der Jäger stieg langsam hinab. Drüben auf dem Proszenium vergaßen die Bühnenarbeiter in dem allgemeinen Entsetzen das Auläum zu schließen.

So blieb denn in der regenfeuchten Dämmerung, nachdem der Bär von der Bestiarii weggeschleift war, das verschwommene T des Kreuzes mit den zuckenden roten Fleischsegen noch sichtbar. Der Jäger schaute sich danach um, während er das Kind in den Armen hielt und behutsam Stufe um Stufe hinabschritt. Immer wieder, als könnte er den Blick nicht davon wenden, schaute er auf dieses Entsetzen, blickten seine Augen, die denen eines riesengroßen, starken Tieres glichen, ängstlich und verstohlen dorthin, immer verstohlener, immer ängstlicher. Fester preßte er den ohnmächtigen Knabenkörper an sich und blickte sich verstohlen um.

„So“, dachte er, „werde auch ich einst enden.“

Auf der untersten Praeincinctio, nahe der Pforte, durch die er hinausgehen wollte, warf er noch einen letzten Blick zurück.

„So“, dachte er bei sich, „werde auch ich einst enden. Morgen oder übermorgen.“

In dem völlig leeren, regenüberströmten Theater, in der von Strahlen durchschossenen Dämmerung, die sich von dem tragisch anmutenden Himmel herabsenkte, stand noch immer Martial ganz allein und starrte auf das Ende des Laureolus.

## Achtes Kapitel.

Draußen wimmelten, während der Regen noch immer aus dem dunklen Himmel tropfte, die Tausende in der Portikus des Theaters.

Die Portikus Pompeja, eine viereckige, überdeckte Säulenhalle, grenzte an die gerade Rückseite des Theaters. Der Dominus stand dort von seiner Greg umringt — sie hatten sich alle durch eine Hintertür des Szenengebäudes in die Portikus begeben — und schluchzte wie ein Kind mit geballten Fäusten, während eine Flut von Worten über seine Lippen strömte. Um ihn herum standen Lentulus, Thymele, Latinus, Gymnasium. Auch Cosmus kam.

Er versuchte ihn zu beschwichtigen, schaute ängstlich um sich.

„Es ist mir gleichgültig!“ schrie der Dominus schluchzend. Sein Blick war wütend. „Die Angeber mögen es meinethalben hören! Habe ich nicht immer Takt gezeigt und allen amtlichen Persönlichkeiten gegenüber die erforderliche Höflichkeit gewahrt in Antiochia, in Kleinasien, in Neapel, wo immer wir auch gewesen sind? Aber niemals, hört ihr!, niemals und nirgendwo hat man mir eine solche Schändung der Kunst zugemutet! Ich bereitete alles sorgfältig vor, die Hymne und den Tanz des Attis. War das nicht beinahe rein griechisch? Können wir etwas Besseres tun, als uns so viel wie möglich dem nähern, was rein griechisch ist? Die Bacchides? War das nicht Vollkommenheit? Hätte es wenigstens nicht vollkommen sein können, wenn der Parasit nicht so auffällig gewesen wäre?“

„Und das in seiner Parasitenmaske!“ sagte scherzend Latinus.

„Und doch trug er eine so schöne Maske,“ meinte Thymele preisend, „mit dem einen begehrliehen Auge und der eklustigen Unterlippe! Wahrlich! Ihr habt schöne Masken.“

„Meine Seneymasken sind auch sehr schön,“ warf der Dominus ein. „Aber was ich sagen wollte . . .“

Jetzt ward er von allen dicht umringt.

„Was haben Thymele und Latinus aus diesem alten ‚Koffer‘ gemacht! Ihr Götter, aus diesem langweiligen Geschreibsel, das aber die Menge stets von neuem sehen will! Wie habe ich es wieder inszeniert, und wie haben Thymele und Latinus es getanzt! So, wie wir es heute spielten, war es etwas Neues. Allein schon dieser ‚Koffer‘ war wunderbar, was Farbe und Linie anbetrifft! Es war ein griechischer Koffer, aber größer, natürlich, sehr groß. Das war echte Kunst. Die eingeschobenen Atellanae habe ich doch auch. . .“

„Schön gegeben, Dominus,“ riefen alle aus. „Pappus und Maccus und die beiden dickbäuchigen Kindbett-Göttinnen!“

„Habe ich aus Laureolus nicht alles gemacht, was sich aus solchem Ausstattungsstück machen läßt?“

„Ich habe den Laureolus noch niemals bei so schönem Choragium gespielt wie heute,“ versicherte Lentulus, um ihn zu trösten.

„Choragium? Das alles gehört dem Theater, dem Choragus, und die Aedilen bezahlen es. Aber habe ich es nicht ausgewählt, habe ich nicht die wilden Landschaften so aufstellen lassen und den Schiffbruch mit dem Sturm so angeordnet und den Tanz der Geister so aufführen lassen?“

„Ihr habt mich nur von einem allzu hohen Turm herabspringen lassen,“ meinte Lentulus. „Ich dachte wahrhaftig, ich würde mir den Hals brechen, und vor allem, ich würde kein Blut speien können. Das muß aber doch sein, nicht wahr?“

„Dein Turm muß hoch sein,“ sagte der Dominus. „Glaube mir nicht, daß ich dich zu meinem Vergnügen den Sprung von dem Dach auf die Szena habe machen lassen! Ich persönlich liebe das Theater am meisten als Bühne und nicht als Übungsplatz für Athleten. Eine Arena braucht wahrlich nicht daraus zu werden. Dazu ist es aber heute geworden mit diesem Bären, mit dieser Scheußlichkeit, mit der Kreuzigung und dem Abscheu vor diesem halb verschlungenen, bluttriefenden Mörder.“

„Der vielleicht nicht einmal der Mörder ist,“ sagte Cosmus flüsternd.

„Nein, der kein Mörder ist,“ flüsterte Gymnasium. „Es wird behauptet. . .“

„Daß der Dieb der Mörder der Nigrina sei,“ sagte Cosmus.

„Das ist mir gleichgültig,“ sagte der Dominus wild ab-

während. „Was mich rasend macht, das ist die Schändung der Kunst. Es war eine Ungeheuerlichkeit.“

„Da geht der Bär!“ sagte die Tänzerin.

Der Bär ging an Ketten, von seinen Bestiarii gehalten, mit seinem Maulkorb angetan, an der Portikus entlang. Er trottete gleichgültig durch den strömenden Regen, nicht ahnend, daß er am Schlusse des „Laureolus“ die Kunst geschändet hatte. Andere Tiere folgten ihm, die Ziegen und Böcke der Atellanae und ihre Eigentümer.

„Hier bin ich auf meinem Esel!“ sagte Nilus, der die Gladiatoren verlassen hatte, um seinen Esel zu holen. „Das arme Tier trieft vor Mässe.“

Er versuchte, mit seinem bereits nassen Mantel seinen nassen Esel unter der Portikus trockenzureiben.

Cäcilius kam mit Colosseros und den andern Gladiatoren, Myrinus, Triumphus, Priscus, Verus.

„Beim Apollo!“ schrie der Dominus. „Wo ist Cäcilianus? Ist ihm etwas zugestoßen?“

Denn er sah, daß Cäcilius traurig und verweint aussah.

„Nein, Dominus,“ antwortete Colosseros beruhigend. „Er ist in Ohnmacht gefallen, und Carpophorus trägt ihn.“

„Er ist in Ohnmacht gefallen.“

„Als er sah, wie der Bär...“

„Laureolus verschlang,“ sagten die Gladiatoren erklärend.

„Aber nicht mich,“ meinte Lentulus scherzend.

„Da kommen sie!“ sagte Thymele.

Carpophorus trug Cäcilianus. Draußen vor der Portikus zögerte er. Denn er dachte bei sich:

„Wenn Cäcilianus die Augen öffnet, bevor ich mit ihm die Portikus betrete, werde ich morgen den numidischen Löwen besiegen. Wenn er sie erst in der Portikus aufschlägt, werde ich vom Löwen besiegt werden.“

Daher stand er zögernd still in dem strömenden Regen, den Knaben in seinen Armen haltend wie ein Kind, dessen blonder Kopf auf dem breiten, harten Kissen seiner herkulischen Schulter ruhte. Darum hielt er sich auf. Denn er wollte Fortuna und sich selber eine Gelegenheit geben.

Auffeuszend öffnete Cäcilianus die Augen.

„Mein liebes Kind, mein süßer Knabe!“ murmelte der Jäger leidenschaftlich, während er Cäcilianus entzückt an sich preßte.

Er beschleunigte seine Schritte, trat zu den andern in die Portikus.

„Ich bringe dir deine kretische Bacchis, Dominus!“ schrie Carpophorus jubelnd.

„Ich bin so sehr durchnäßt!“ sagte Cäcilianus, den der Jäger auf den Boden niedersetzte. Cäcilius hüllte ihn in die Lacerna, die ihnen der edle Plinius überlassen hatte.

„Aber das sage ich euch!“ brüllte der Dominus plötzlich.

„Dominus!“

„Dominus!“

„Paßt auf! Die Angeber!“

„Daß ich morgen nicht die Bacchides geben werde.“

„Aber Dominus!“

„Dominus!“ riefen die Zwillinge enttäuscht.

„Nein!“ brüllte der Dominus. „Die Hymne? Das geht nicht anders. Aber die Bacchides wieder auf den nämlichen Brettern spielen, die jetzt noch vom Blut eines wirklichen Verbrechens besudelt sind?“

„Wenn er nur wirklich ein Verbrecher war!“ flüsterte man ringsum.

„Das tue ich nicht!“ sagte sehr bestimmt der Dominus. „Morgen führe ich die Menächmi auf.“

„Aber der Titulus?“ fragte plötzlich Martial, der inzwischen hinzugetreten war und den Dominus gehört hatte.

„Ist mir ganz gleichgültig!“ schrie der Dominus.

„Wer spielt Erotium in den Menächmi?“ fragte Cäcilius. „Cäcilianus?“

„Nein, du,“ antwortete mürrisch der Dominus.

„Laßt Cäcilius nur Erotium spielen, Dominus,“ sagte Cäcilianus, „und Clarus die Matrona! Denn dazu habe ich keine Lust.“

„Nein, Dominus! Laßt Cäcilianus nur Erotium spielen,“ sagte Cäcilius in liebenswürdigem Wettstreit, „aber Clarus die Matrona.“

„Ach!“ sagte Cäcilianus. „Der ist der rechte Matronenspieler! Genau wie ein altes Weib ist er,“ flüsterte er seinem Brüderchen zu.

„Cäcilius spielt Erotium,“ entschied der Dominus.

„Freunde!“ sagte Nilus. „Ich spreche nicht, weil ich mein Geschäft anpreisen möchte. Aber habt ihr keinen Hunger? Ich

habe heute vor Tau und Tag mit der Mutter schon für euch gekocht.“

„Und wir? Wir haben nicht gekocht,“ sagten Matta, Prisca und Flacca, die Dirnen des Taurus, die mit dem Leno und der Alexandrinerin herbeikamen.

„Ich halte ein köstliches Moretum bereit, das Gericht der Megalesia,“ sagte Nilus verlockend.

„Nilus!“ sagte der Dominus. „So wollen wir alle mit dir gehen. Parasit, komm her!“

Der Parasit gehorchte, während er die im Leben mäßigen dünnen Lippen fest zusammenkniff.

„Wir spielen morgen die Menächmi.“

„Gut, Dominus!“

„Hast du gehört, erster Senex?“

„Ja, Dominus. Die heiligen Bacchides könnten auf den blutdurchdrängten Brettern entweiht werden. Also erst die Menächmi, um sie rein zu waschen!“

„Parasit!“ fuhr der Dominus fort, während alle die Worte des Senex belachten. „Du hast heute schlecht gespielt.“

„Ja, Dominus.“

„Ich sollte dich von Silus und Afer geißeln lassen, bis dir die Haut in Fetzen herunter hinge.“

„Ihr solltet mich kreuzigen und dann von einem Bären verschlingen lassen, Dominus,“ sagte der Parasit.

„Aber nicht auf den nämlichen Brettern, auf denen die heiligen Bacchides gespielt wurden,“ sagte neckend der Senex.

„Dabei hattest du...“

„Ja, hattest du...“ riefen Cäcilius und Cäcilianus gleichzeitig.

„Eine wundervolle Rolle in den Bacchides.“

„In den heiligen Bacchides!“

„Parasit!“ sagte der Dominus. „Ich werde dich nicht geißeln lassen.“

„Nein, Dominus,“ sagte der Parasit.

„Unter einer Bedingung.“

„Ja, Dominus?“

„Daß du deine Rolle in den Menächmi morgen so gut spielst, wie es dir nur irgend möglich ist.“

„Ich verspreche es Euch, Dominus.“

„Und übermorgen?“ fragten die Knaben.

„Wieder die Bacchides,“ sagte der Dominus.

„Dann sind die Bretter durch die Menächmi gesäubert,“ sagte böshaft der Senex.

„Vorwärts denn, Freunde!“ rief Nilus. „Kommt ihr alle mit mir zum Nachtmahl?“

„Ja, ja!“ riefen alle, auch Ventulus, Latinus, Thymele und Gymnasium. Cosmus stahl sich fort. Er war der berühmte Duftbereiter des Vicus Tuscus. Er wollte sein Nachtmahl gemeinsam mit Tryphon, dem Buchhändler, mit den Seidenhändlern und den Goldschmieden einnehmen.

„Wem darf ich meinen Esel anbieten?“ fragte Nilus. „Wer will auf meinem Esel reiten?“

„Alexa! Alexandra!“ riefen die Dirnen des Taurus.

„Nein!“ sagte die Mutter des Nilus. „Ich bin nicht müde.“

„Dann Cäcilianus,“ sagte Thymele. „Das Kerlchen ist ohnmächtig geworden.“

„Warum denn?“ rief Cäcilianus. „Mir ist schon wieder besser. Es war nur wegen des Bären. Ich will nicht auf den Esel. Setz du dich drauf, Thymele!“

„Ja, Thymele,“ wiederholte Cäcilius, „setz du dich auf den Esel!“

„Nein,“ sagte Thymele. „Ich gehe gern ein wenig, wenn ich getanzt habe. Gerade dadurch bleiben meine langen Beine geschmeidig.“

„Nun,“ sagte die Einstmalige, Gymnasium, „wenn Alexa nicht auf den Esel will! Sie ist ebenso dick wie ich.“

„Alexa ist dicker,“ sagte Colosseros.

„Die eine ist ebenso dick wie die andere,“ meinten Myrinus und Triumphus.

„Messen!“ rief Carpophorus.

„Nein, nein!“ sagte die Mutter des Nilus abwehrend. „Ich bin viel dicker als Gymnasium.“

„Also meinethalben!“ sagte Gymnasium. „Wenn dem so ist, dann will ich gern auf dem Esel sitzen.“

„Wir wollen noch ein wenig warten, bis der Regen nachläßt,“ sagte der Dominus.

„Es tropft nur noch wenig,“ sagte Cäcilius.

„Ja,“ sagte Cäcilianus, indem er die Hand zur Portikus hinausstreckte. „Es tropft nur noch wenig.“

„Dann vorwärts!“ rief Nilus aufmunternd. „Gymnasium auf den Esel!“

„Gymnasium auf den Esel!“ erklang es von allen Seiten.

Gymnasium versuchte, sich, von Nilus unterstützt und emporgehoben, auf den Esel zu setzen gleich einer Amazone.

„Ich rutsche herunter,“ rief Gymnasium.

„Dann rittlings!“ riefen die Gladiatoren.

„Ich kann nicht,“ rief Gymnasium.

Die Gladiatoren eilten zu Hilfe. Links und rechts griffen sie ein Bein der Gymnasium und zogen sie rittlings über den Rücken des Esels.

„Halt da! Ihr Grobiane!“ rief die Einstmalige. „Faßt mich doch nicht so derb an! Ich könnte eure Mutter sein.“

„Also vorwärts!“ rief Nilus nochmals.

„Vorwärts! Vorwärts!“ riefen alle.

Sie gingen. Es regnete kaum noch.

„Kannst du nun gehen, Kerlchen?“ fragte der Jäger zu Cäcilianus gewendet, der ihm morgen im Kolosseum während des Kampfes mit dem Löwen Glück bringen sollte, mit zärtlicher Stimme.

„Ja.“

„Bilst du nicht lieber auf meinen Schultern sitzen?“

„Ja, ja! Auf deinen Schultern! Pferdchen spielen!“ rief Cäcilianus jubelnd aus.

„Und du auf meinen Schultern?“ fragte Colosseros Cäcilius.

„Ja. Wenn Cäcilianus auf seinen Schultern sitzt, will ich auf deinen sitzen.“

„Also vorwärts!“

Die Gladiatoren bückten sich, legten die Fäuste auf die Knie. Die Knaben sprangen ihnen auf den Rücken. Voran trabte langsam der Esel mit Gymnasium. Nilus und Alexa gingen zu beiden Seiten. Dann folgten Taurus und die Dirnen, dann die gesamte Grog mit Latinus, Thymele, Ventulus, den berühmten Gästen, die mit allen, auch den geringsten aus der Truppe, freundschaftlich umgingen. Etwas seitwärts von dem Zuge schritten Carphorus mit Cäcilianus, Colosseros mit Cäcilius auf dem Nacken. Die Knaben schrien vor Freude wie Kinder. Die übrigen Gladiatoren folgten.

Alle wollten bei Nilus Moretum essen, das Gericht der Mega-

lesia: Mehl, Knoblauch, Käse mit Essig, Öl, Salz und Pfeffer gewürzt, das köstliche, kalt zu genießende Gericht.

Martial blieb allein und blickte ihnen fast wehmütig nach. Er wäre sehr gern mitgegangen. Aber sie vergaßen, ihn aufzufordern. Übrigens wurde er beim Kaiser erwartet. Sollte er noch nach Hause gehen, um sich umzukleiden, noch hinaus bis nach Nomentum zu Fuß, um diese kleine, unscheinbare Toga gegen eine andere ebenso unscheinbare, wengleich etwas trockenere zu vertauschen?

Nein, das wollte er lieber nicht tun. Einsam watete er durch den Schlamm, durch die noch regenüberströmten, schlammigen Straßen des Viertels, wo die Theater und Portiken lagen, nach dem Palatium, um den Kaiser zu zerstreuen.

## Neuntes Kapitel.

Am nächsten Abend spät — wie voll war es wieder bei Nilus! — saßen Cäcilius und Cäcilianus neben dem Schenktisch gerade gegenüber der Thür, die sich unaufhörlich öffnete und wieder schloß, und aßen ihre Suppe. Sie hatten einander den ganzen Tag nicht gesehen und aßen nun Schulter an Schulter hungrig aus einem großen Teller. Sie schlürften die Fleischbrühe, fischten die Würstchen heraus und hatten einander so viel zu erzählen, als hätten sie sich seit Monaten nicht gesehen. Um die andern kümmerten sie sich nicht. Hier saß die ganze Greg, dort saßen die Galli und die Gladiatoren, sie aber erzählten, ihren Teller im Schoß und den Becher in den Fingern, immerfort.

„Weißt du nicht?“ sagte Cäcilius — um sie her war ein wildes Stimmengewirr — „Gerade, als der Parasit mitten in seiner großen Szene war...“

Die Thür wurde geöffnet, und lärmend drängten sich die Matrosen aus Ostia mit Sila und den andern Frauen herein. Vor dem Hause des Taurus sahen die Knaben die Dirnen auf den hohen Stühlen sitzen, Matta, Flacca und Prisca und die andern. Sie riefen ihnen etwas zu, und die Knaben winkten zurück zum Scherz.

„Was dann?“ fragte Cäcilianus neugierig.

Cäcilius lachte voll verhaltener Freude.

„Dann gingen die Gladiatoren am Theater vorbei, um nach dem Kolosseum zu gehen, und — denk dir nur! — das hörte das Publikum. Wir hörten ihre dröhnenden Schritte. Es entstand ein Gedränge, jeder wollte sie sehen, und da riefen sie alle...“

„Kohl in Caserpicum geschmort!“ bot Nilus an.

„Ja, Nilus! Ich danke sehr!“

Der leere Teller auf ihrem Schoße wurde gegen einen andern eingetauscht. Cäcilius fuhr fort:

„Alle liefen zum Theater hinaus, um die Gladiatoren zu sehen.“

„Um die Gladiatoren zu sehen?“

„Ja. Da spielte der Parasit plötzlich vor einem leeren Raum. Wie der geflucht hat! Weil er fluchte, rief das Publikum: ‚Maske herunter!‘ Der Parasit mußte seine Maske abnehmen und wurde ausgepiffen.“

Die Knaben erstickten beinahe vor Lachen.

„Und dann?“ fragte Cäcilianus.

„Erzählst du mir jetzt vom Kolosseum?“ fragte Cäcilius.

„Nein, erzähl du mir erst vom Theater!“ sagte Cäcilianus.

„Ich bin sehr neugierig zu hören...“

„Die Vorstellung war sehr schön,“ sagte Cäcilius.

„War die Cavea voll?“

„Ja, die Orchestra auch und die Ritterbänke.“

„Der Kaiser war im Kolosseum?“

„Natürlich.“

„Auch die Kaiserin?“

„Natürlich.“

„Natürlich. Der erste Tag im Kolosseum!“

„Aber all die Tausende, die am ersten Tag keinen Platz gefunden hatten?“

„Die waren im Theater.“

„Es war wieder überfüllt,“ sagte Cäcilius. „Erst kam wieder die Hymne und dann die Menächmi.“

„Wurde geklatscht, als du als Erotium auftratest?“

„Ja. Es wurde sehr lebhaft geklatscht. Die Tonstrig der Gymnasion hatte mich wieder hübsch frisiert, ganz anders als in den Bacchides.“

„Aber ich konnte dich nicht schminken.“

„Nein. Ich habe es selbst getan. Glaube mir, wir haben schön gespielt, alle, der erste Abulescenz, aber der zweite auch, und der Senex. Du weißt, ich kann ihn nicht ausstehen.“

„Nicht ausstehen,“ wiederholte Cäcilianus, während er den Senex, der es sich gut schmecken ließ, von der Seite ansah.

„Aber er spielte wundervoll. Wie er seine Maske hin und her drehte, einmal die gutmütige und dann wieder die bösertige Seite zeigte, ohne daß man die Absicht merkte! Herrlich! Der Parasit war auch sehr gut, obwohl man ihm ‚Maske herunter!‘ zurief und ihn auspiff.“

„Füllte sich das Theater dann wieder?“

„Ja, nachdem sie die Gladiatoren gesehen hatten. Man kann ja nicht überall zugleich sein. Morgen, Brüderchen, spielen wir wieder zusammen.“

„Ja, Brüderchen, morgen wieder zusammen.“

„Unser Stück.“

„Die Bacchides?“

„Die Bacchides! Die Bacchides!“

Sie küßten einander. Ihre Lippen waren fett vom Kohl.

„Ihr Knaben!“ rief Colosseros und Carpophorus. „Was kost ihr da?“

„Wir haben uns doch den ganzen Tag nicht gesehen!“ rief Cäcilianus.

„Den ganzen Tag nicht. Jetzt erzähl du, Cäcilianus!“

Cäcilianus hörte aufmerksam zu, während Cäcilianus vom Kolosseum erzählte.

„Ich bin mit Nilus hingegangen und mit seiner Mutter und mit Taurus und den acht Dirnen,“ sagte Cäcilianus. „Es war sehr schön und spaßig. Ich habe es noch nie so gesehen, nicht einmal in Alexandria.“

„Nicht einmal in Alexandria?“

„Nicht zu vergleichen! Soviel wilde Tiere kamen hier in die Arena! Die war in einen Wald umgewandelt mit Hügeln und Bäumen und Sträuchern, dazwischen liefen wilde Tiere. Carpophorus hat erst Pfeil auf Pfeil fünf Leoparden erlegt. Die kamen an den Hügeln entlang und hinter den Bäumen hervor auf ihn zu. Mir ward angst um ihn.“

„Versehlte er nicht einen einzigen?“

„Nicht einen. Dann hat er einen Eber, den man auf ihn losließ, mit einem eisernen Speiß gereizt, bis das Tier wild wurde, und dann es mit seinem Schwerte durchstochen.“

„Mit seinem Schwerte durchstochen?“

„Ja. Dann? Dann wurde es entseßlich. Dann hörte man einen Löwen brüllen, einen großen numidischen Löwen mit riesiger Mähne. Denk dir nur! Mit dem hat Carpophorus gerungen.“

„Mit dem numidischen Löwen?“

„Ja. Er war ganz umhüllt von einem kupfernen Panzer, auch sein Kopf. An den Händen trug er kupferne Handschuhe. Er packte den Löwen, der sich auf ihn stürzen wollte, bei der

Gurgel, und dann kämpften sie zusammen wie Ringkämpfer. Es war entsetzlich! Mir ward bange um Carpophorus.“

„Und dann?“

„Dann standen sie zusammen wieder auf. Der Löwe stand wie ein Mensch auf seinen Hinterpfoten. Dann kämpften sie wieder. Und dann, denk dir nur!“

„Dann?“

„Pacte Carpophorus den Löwen, riß ihm den Kachen auseinander, und der Löwe brüllte. Aber wir haben alle so laut geklatscht, daß man den Löwen nicht mehr hörte. Dann lag der Löwe tot da mit schlaffem Schweiß und aufgerissenen Kachen.“

„Cäcilianus!“ rief Carpophorus. „Komm einmal her!“

„Komm einmal her, Cäcilianus!“ rief Colossoeros.

Die Knaben standen auf und kamen herbei. In jeder Hand hielten sie einen Honigtuchen, an dem sie knabberten.

„Wovon spricht ihr?“ fragte Carpophorus.

„Von dir,“ sagte Cäcilianus. „Ich habe Cäcilianus erzählt, wie du mit dem Löwen kämpftest.“

„Hast du von mir nichts erzählt?“ fragte Colossoeros.

„Noch nicht,“ sagte Cäcilianus. „Denk dir, Cäcilianus! Colossoeros war als Hercules verkleidet.“

„Mit einer Keule und einem Löwenfell?“

„Ja. Sehr schön sah er aus. Er setzte sich auf einen Stier, und der Stier stieg mit ihm empor wie in einer Apotheose.“

„Ich hätte von dem Tier herunterfallen, oder mit ihm zusammen herabstürzen können,“ sagte Colossoeros.

„Oh!“ sagte Cäcilianus verdrießlich. „Kann ich denn nie so etwas sehen? Ich muß jeden Tag auftreten. Ich kann Colossoeros niemals sehen.“

„Cäcilianus! Da war auch ein Elefant, der kniete vor dem Kaiser, als bete er ihn an.“

„Das hätte ich auch sehen mögen!“

„Ein Rhinoceros und ein Bär haben gegeneinander gekämpft, und Frauen habe ich fechten sehen, Mannweiber, so wie Nigrina eins war. Darauf füllte sich die Arena mit Wasser. Es gab eine Raumachie. Aber am schönsten fand ich es doch... Nilus, gib uns doch noch ein wenig Honigtuchen!“

„Ja, ja, Nilus, gib uns noch ein wenig Honigtuchen!“

„Als lauter kleine Schwimmer, Knaben und Mädchen, das

Wasser durchschwammen und während des Schwimmens Figuren darstellten.“

„Figuren?“

„Ja,“ sagte Carpophorus. „Einen Dreizack, nicht wahr?“

„Und einen Anker,“ sagte Colosseros.

„Ja,“ sagte Cäcilianus. „Und allerlei Sternbilder und ein Schiff mit geblähten Segeln.“

„Oh!“ sagte Cäcilius traurig und schmollend.

„Was hast du, Brüderchen?“

„Das hätte ich auch gern gesehen, die Sternbilder und das Schiff. Ich muß immerfort auftreten.“

Des Cäcilius Augen wurden feucht. Sein Mund verzog sich. Colosseros hatte Mitleid mit ihm und nahm ihn wie ein Kind auf seinen Schoß.

„Wird ein kleiner Knabe, der Rhetorik gelernt hat und in den Bacchides so prachtvoll tanzt und singt und spielt, wirklich weinen?“ fragte neckend Colosseros. Er sprach zu Cäcilius, gleich als sei er ein ganz kleines Kind.

„Oh!“ sagte Cäcilius. „Ich kann nie etwas im Kolosseum sehen. Morgen spielen wir wieder die Bacchides.“

„Übermorgen die Menächmi,“ sagte Cäcilianus. „Auf diese Weise sieht Cäcilius nie etwas. Weißt du, was ich tun werde?“

Cäcilianus hatte eine Eingebung.

„Was denn?“ fragten die Gladiatoren mitleidig.

„Was denn?“ fragte Cäcilius mit Tränen in den Augen.

„Übermorgen werde ich deine Rolle in den Menächmi spielen. Dann kannst du ins Kolosseum gehen. Ich spiele genau so gut wie du.“

„Ja, das glaube ich schon. Aber dann sind wir wieder einen Tag getrennt. Weißt du, was ich vorschlage?“

Cäcilius hatte eine Eingebung.

„Was denn?“ fragten die Gladiatoren neugierig.

„Was denn?“ fragte Cäcilianus mit geröteten Wangen. Er saß auf des Carpophorus Knien.

„Übermorgen soll Clarus die Erotium in den Menächmi spielen. Dann gehen wir beide zusammen ins Kolosseum.“

„Ja, Clarus soll übermorgen...“ jubelte Cäcilianus.

„Clarus!“

„Clarus!“

„Wo bist du, Clarus?“ riefen die Knaben und die Gladiatoren.

Clarus sah zwischen dem Senex, dem Parasiten und Syrus, der in den Bacchides seine Skavenrolle so schön gespielt hatte, und verzehrte Moretum.

„Milus tut zuviel Knoblauch herein,“ meinte Cäcilianus.

„Ja, etwas zuviel,“ stimmte Cäcilius bei. Er wischte sich die Augen.

Clarus bahnte sich einen Weg zwischen den Gästen hindurch.

„Was gibt es?“ fragte Clarus.

„Ein rechter Knabe für die Rolle der Matrona,“ meinte Cäcilianus, „genau wie ein altes Weib!“

„Clarus!“ sagte Cäcilianus mit seinem sanftesten Stimmchen. „Möchtest du nicht übermorgen einmal...“

„An Stelle des Cäcilianus...“ meinte Cäcilius seinen Satz ergänzend.

„In den Manächmi...“

„Erotium spielen?“ fragte Cäcilianus Clarus, während er ihn verführerisch anlächelte.

„Ich möchte schon spielen,“ sagte Clarus. „Aber ihr spielt immer die schönen Rollen, und ich soll immer nur die Matrona spielen.“

„Übermorgen kann Vinus einmal die Matrona spielen,“ sagte Cäcilianus bestimmt.

„Ja, Vinus kann wohl...“

„Dominus!“ rief Cäcilianus.

„Dominus!“ rief Cäcilius lauter.

„Dominus! Dominus!“ brüllten die Gladiatoren, die für die Komödiantenintrige das größte Interesse hegten.

Lavinus Gabinius kam herbei.

„Was gibt es?“ fragte er.

„Dominus!“

„Dominus!“ huben die Knaben an, und Cäcilianus sprach rasch für sein Brüderchen:

„Morgen die Bacchides, nicht wahr? Übermorgen die Menächmi?“

„Nein, wieder die Bacchides,“ sagte der Dominus bestimmt. Cäcilius begann zu weinen.

„Dann sehe ich niemals...“ begann er.

„St!“ sagte Cäcilianus und legte dem Brüderchen seine Hand auf den Mund. „Dominus!“ fuhr er fort. „Cäcilius ist müde, weil

er jeden Tag eine große Rolle zu spielen hat. ‚Bacchides‘, ‚Menächmi‘, ‚Bacchides‘, ‚Menächmi‘.“

„Was möchte Cäcilius?“

„Zur Abwechslung mit einem Löwen kämpfen,“ sagte Carpophorus.

„Nein, auf einem Stier in die Luft entschweben, wie ich heute mittag,“ sagte Colosso.

„Nein!“ sagte Cäcilianus, während er Carpophorus ärgerlich an den Ohren zupfte. „Sprich jetzt nicht so albern! Die Sache ist sehr ernst. Cäcilius sollte sich wirklich einmal ausruhen!“

„Ausruhen?“ fragte der Dominus, der die Sache nicht durchschaute.

„Ja,“ sagte Cäcilianus. „Cäcilius ist müde. Wenn wir nur morgen noch die Bacchides gespielt haben, sollten wir übermorgen beide einmal ausruhen.“

„So? Ausruhen?“ sagte fragend der Dominus.

„Ja,“ meinte Cäcilianus.

„Ruhe ich mich etwa während der Megalesia aus?“

„Nein, Dominus,“ sagte Cäcilianus. „Aber wenn wir müde sind und anfangen, schlecht zu spielen...“

„Dann werden sie doch nicht geprügelt,“ warf der Senex ein.

„Wäre Euch das wohl recht, Dominus?“

Cäcilianus an Arm des Dominus schmiegte sich schmeichelnd an ihn.

„Darum solltet Ihr übermorgen lieber die Menächmi auführen lassen mit Clarus als Erotium und Vinus als Matrona!“

„Ohne Probe?“ rief der Dominus.

„Wir können die Menächmi alle schon im Schlafe,“ sagte Cäcilianus.

„Wir können die Rollen bereits,“ sagten Clarus und Vinus, die sich freuten, endlich einmal Aussichten zu haben, weil Cäcilius und Cäcilianus zusammen ins Kolosseum gehen wollten.

„Also meinethalben!“ sagte der Dominus. „Aber paßt auf, wenn ihr nicht gut spielt!“

Clarus und Vinus fürchteten sich nicht. Nilus ließ die Krüge füllen.

„Wollt Ihr einmal mit mir die Bruderschaft der Isis besuchen, Dominus?“ fragte Nilus.

„Nach den Megalesia vielleicht, Freund Nilus,“ meinte der

Dominus. „Jetzt habe ich den Kopf zu voll. Dazu noch diese verfluchten Schlingel, die immerfort etwas anderes wollen!“

Auf des Carpophorus und des Collosseros Anien blickten Cäcilius und Cäcilianus schelmisch drein.

„Übermorgen!“ riefen sie erfreut. „Übermorgen gehen wir zusammen ins Kolosseum.“

„Cäcilius!“ fuhr Cäcilianus fort. „Weißt du, was am allerhübschesten ist? Das sind die Häschen. Sie laufen ganz frei umher, sie laufen sogar durch den Rachen des zahmen Löwen.“

„Wie reizend!“ sagte Cäcilius. „Werde ich sie übermorgen auch sehen?“

„Ja!“ sagte Cäcilianus. „Du wirst sie übermorgen auch sehen. Ich habe Martial dort gesprochen. Er war mit all den andern edlen Herren dort und sagte, er werde Epigramme dichten auf all diese Dinge: auf Carpophorus...“

„Natürlich auf mich!“ sagte der Jäger prahlerisch.

„Auf Collosseros...“

„Er sollte sich auch nur erdreisten, es zu unterlassen!“ brüllte der kolossale Groz.

„Auf den Elefanten, auf das Rhinoceros, auf den Bären...“

„Auf die kleinen Schwimmer?“

„Auf die kleinen Schwimmer auch und auf die Häschen.“

„Abßtlich!“ rief Cäcilianus jubelnd aus. „Übermorgen ins Kolosseum! Wir beide zusammen!“

Die Nachtwache ging vorüber. Es war die Stunde, da geschlossen werden mußte. Das Haus des Taurus war bereits geschlossen.

## Zehntes Kapitel.

Die Megalesia neigte sich ihrem Ende zu. Rom war der Feste müde. Sieben Tage lang hatte die Feier gedauert, sieben Tage lang hatten die Trompeten und die Tamburine der Kinder in den Häusern und in den Straßen geblasen und gerasselt. Sieben Tage lang hatte es szenische Spiele und sechs Tage lang zirkensische Spiele gegeben, fünf Tage lang hatten die Wettrennen im Zirkus Maximus gedauert. Die *Grex* des *Lavinus Gabinius* hatte viermal die *Bacchides* und dreimal die *Menächmi* aufgeführt mit den Zwischenspielen und den *Mimus*spielen, mit *Atellanac* und *Trochia*. Es hatte große Mannigfaltigkeit geherrscht. Nun aber war das Theater geschlossen, das Kolosseum geschlossen, der Zirkus geschlossen, nun waren die Prozesse wieder in vollem Gange, hatten die Basiliken und Fora wiederum ihr gewohntes Aussehen fieberhafter Geschäftigkeit und Wichtigkeit, nun gelangte das alltägliche Leben wieder zu seinem Recht. An den Bädern des *Titus* und an dem Kolosseum, das noch immer nicht ganz vollendet war, wurde gearbeitet. Der Wäscher wusch seine Togen, der Sklavenhändler führte stets neue Sklaven zum Markt. Die Kopisten des *Tryphon* schrieben keine *Tituli* oder *Didaskalien* mehr, sondern kopierten die neuesten *Epigramme* des *Martial*, die auf die Spiele gedichtet waren, in kleine Büchelchen, die in dem Viertel des *Argiletum* überall verkauft wurden. *Nilus* ritt täglich auf seinem Esel zum Markt, aber am Abend war es nicht mehr so voll in seiner Taberne wie sonst, obwohl sie immer noch gut besucht war, und *Lavinus Gabinius* kam oft am Nachmittag nach der Mittagsruhe, um mit ihm auf der Bank vor der Taberne zu plaudern, den hohen Stühlen gegenüber, auf denen die *Dirnen* des *Taurus* jetzt nur noch gegen Sonnenuntergang thronten.

„Die *Caterva* hat Ferien bis zu den *Floralia*,“ sagte *Lavinus Gabinius*, während er neben *Nilus* auf der Bank saß.

Im Innern der Taberne war alles schon sauber gemacht und für die abendlichen Gäste hergerichtet.

„Also Ihr auch,“ sagte Nilus.

„Ich auch,“ sagte der Dominus. „Ich bin todmüde. Sieben Tage nacheinander diese stundenlange Vorstellung! Ich allein bin für alles verantwortlich, muß alles nachprüfen. Ich habe kaum eine Nacht geschlafen, soviel Sorgen habe ich gehabt. In siebzehn Tagen spielen wir wieder, wenn die Floralia beginnen. Jetzt dürfen wir erst einmal Atem schöpfen.“

„Ihr habt wohl viel verdient?“ fragte Nilus.

„Verdient habe ich schon einiges,“ sagte der Dominus bescheiden. „Die Adilen bezahlen gut. Aber meine Truppe ist auch wirklich ersten Ranges. Ich fürchte nur immer, daß mir ein paar Sklaven davonlaufen. Ich kann sie ja nicht anbinden, nicht wahr? Meinem ersten Adulescens will ich allerdings jetzt einen Keuschheitsring anlegen lassen. Der richtet sich mit den Weibern zu Grunde. Ja, Freund Caupo, mit patrizischen Frauen. Er ist ein hübscher Bursch, obwohl er ein wenig eingebildet ist, und hat, glaube ich, keine einzige Nacht daheim geschlafen. War es nicht so, Senex?“

„Keine Nacht,“ bestätigte der Senex. Der Senex selbst schließ jede Nacht daheim.

„Wollt Ihr ihm eine Fibula anlegen lassen, Dominus?“

„Unbedingt, Caupo. Wäre es auch nur, um seine Stimme zu erhalten. Die beiden letzten Tage war er heiser wie ein verrosteter Hentel.“

„Nun, nun!“ sagte der Senex halb gutmütig zu Nilus. „Das spricht der Dominus nur so hin. Aber eine Fibula läßt er dem Adulescens doch nicht anlegen. Übrigens würde der sie kurzerhand durchseilen lassen. Derartige Maßnahmen waren angebracht, als man die Komödianten noch mit der Peitsche regierte und hinter Schloß und Riegel hielt. Aber in unserer modernen Zeit kann man diese veralteten Gewohnheiten nicht mehr befolgen, lieber Dominus. Eure Komödianten sind mit Ausnahme meiner Wenigkeit allerdings Eure Sklaven. Aber es ist Euer eigener Vorteil, wenn Ihr sie nicht ganz wie Sklaven behandelt.“

„Das ist richtig,“ bestätigte der Dominus. „Es ist ein schwieriger Beruf, Dominus Gregis zu sein. Und doch, ich bin dazu

geboren. Eine schöne Vorstellung vorbereiten, das geht mir über alles andere, Freund Caupo."

Die drei Männer starrten in die enge Gasse. Über dem noch geschlossenen Hause des Taurus glühte rot die untergehende Sonne. Die Mutter des Nilus erschien dick und verschlafen auf der Schwelle der Taberne.

"Ich will einen Augenblick mit Gymnasium plaudern," sagte sie, während sie davontrippelte.

Nilus sprach vor sich hinstarrend:

"Es gibt aber vielleicht doch Dinge, die darüber gehen, Dominus."

"Wie meint Ihr das?" fragte der Dominus ein wenig betroffen.

"Ja!" sagte der Senex traurig. "Das fühle ich auch. Es gibt vielleicht Dinge, die darüber gehen."

"Über eine schöne Vorstellung in einem großen Theater wie dem des Pompejus?" fragte der Dominus verwundert.

"Ja!" sagte Nilus.

"Ja!" jagte der Senex.

"Was meint Ihr damit?" fragte der Dominus. Er schaute von links nach rechts.

"Dominus!" sagte Nilus. "Nun, da Ihr nicht mehr so viel zu tun habt wie früher, solltet Ihr mich einmal begleiten zu der Bruderschaft der Isis!"

"Gewiß, Freund Caupo, wenn ich Euch damit eine Freude machen kann," sprach der Dominus nach rechts.

"Dominus!" sagte der Senex. "Ich habe mich als Komödiant niemals recht glücklich gefühlt. Ich spiele meine Altemännerrollen ganz gut, aber sie haben mich nie befriedigt. An die schwere, ekelhafte, hölzerne Maske habe ich mich nie gewöhnen können. Sie hat mich vor der Zeit alt gemacht, wiewohl sie mich in den Stand gesetzt hat, mich frei zu kaufen. Ich denke, Dominus, daß ich den Beruf aufgeben und Euch verlassen werde."

"Den Beruf aufgeben? Mich verlassen?" rief der Dominus erschreckt. "Mich verlassen, während wir hier noch an den Floralia spielen müssen? Mich verlassen, während ich in Unterhandlung stehe mit Karthago, wo ich zur Zeit der Mondfeste spielen soll? Das kann doch nicht dein Ernst sein, Senex? Was wünschst du denn zu tun?"

"Dem Theater Lebewohl zu sagen, Dominus."

„Und dann?“

„Christ zu werden, Dominus.“

„Christ?“ schrie Lavinius Gabinus. „Bist du wahnsinnig geworden, Senex? Warum willst du Christ werden? Was ist eigentlich ein Christ?“

„Ein Anhänger einer Sekte voller Aberglauben, Dominus,“ sagte Nilus, „ein philosophischer Aufwiegler gegen die alten Götter. Senex, du solltest auch mit mir zur Bruderschaft der Isis gehen! Dort würdest du Trost finden, wenn du traurig und lebensmüde bist. Den habe ich dort häufig gefunden, wenn ich verzweifelte in der ersten Zeit, als es mir mit der Taberne hier nicht nach Wunsch gehen wollte.“

Der Senex schüttelte den Kopf.

„Ich will lieber Christ werden und vom Theater Abschied nehmen. Ich habe Christen gesprochen in Eurer Taberne, Nilus, und gestern . . .“

„Gestern?“ fragte Nilus und der Dominus.

„Gestern habe ich in den Katakomben einen Senex gesehen und gehört, einen Greis, aber nicht vom Theater.“

„Wie heißt er?“ fragte der Dominus.

„Johannes,“ sagte der Senex.

„Was sagte er?“ fragte Nilus.

„Das weiß ich nicht mehr. Seine Worte glichen flammenden Schwertern. Sie durchstachen mir das Herz. Es war ganz anders, als was Terenz und Plautus sagen, und ich glaube, Dominus . . .“

„Was, Senex?“

„Daß ich seinen Worten Gehör gegeben und mich taufen lassen werde.“

In Gedanken versunken saß der Senex da, während er auf die Bilder am Hause des Taurus starrte. Das wurde geöffnet nun, da die Sonne unterging. Die Dirnen kamen gähmend zum Vorschein. Sie betasteten ihre Haartrachten, ob es nicht etwa nötig sei, noch schnell zu Gymnasium zu gehen. Aber solange Taurus nichts sagte, wäre es heller Wahnsinn gewesen, sich nochmals frisieren zu lassen, noch dazu für ihr eigenes mühsam verdientes Geld. Weil sie die drei Männer plaudernd sitzen sahen, gesellten sie sich zu ihnen, grüßten sie wie gute Bekannte und lauschten ihrem Gespräch, während sie sich reckten. Aus einer engen Gasse kamen schlendernden Schrittes der Parasit und Srus, die beiden Sklavenrollen.

„Wer ist dieser Johannes?“ fragte der Dominus.

„Ein seltsamer Mann,“ sagte der Senex vor sich hinstarrend. „Er ist schlank und sein Haar ist ganz weiß. Er ist fünfundachtzig Jahre alt, wie ich hörte, und Bischof von Ephesus, sagte man mir. Er war des Herrn Christus Busenfreund.“

„Christus?“ fragte der Dominus.

Der Parasit und die Sklavenrolle wußten darum.

„Gewiß, Christus,“ sagte Syrus.

„Der Lehrer der Christen natürlich,“ sagte der Parasit.

Auch die Dirnen hatten davon schon etwas gehört.

„Er wurde gekreuzigt,“ sagte Prisca. „Er hatte irgend ein Verbrechen begangen, ich weiß nicht, welches.“

„Und dieser Johannes?“ fragte der Dominus wieder.

„Ist allzeit um ihn gewesen,“ sagte der Senex. „Auch bei seiner Verurteilung war er zugegen. Später hat er seine Lehre in Griechenland und Kleinasien verkündet. Dann ist er Bischof von Ephesus geworden.“

„Ich habe nie von ihm gehört, während wir dort spielten,“ sagte der Dominus.

„Hier hört Ihr auch nichts von dem Bischof von Rom, Dominus. Das ist Clemens Romanus.“

„Natürlich nicht,“ sagte der Dominus. „Wie sollte ich, der ich während der Megalesia meinen Kopf überfull von Geschäften habe, auch von den sogenannten Bischöfen noch etwas hören? Saß dieser Clemens in der Orchester?“

„Nein,“ sagte der Senex, „trotzdem einige Christen im Theater anwesend waren.“

„Um zu mäkeln,“ sagte Nilus. „Es sind Isegrimme. Es sind finstere Kerle. Unser Iseidienst ist fromm und ernst, aber heiter. Ihr alle solltet mich einmal begleiten, wenn ein Mysterium gefeiert wird.“

„Was ist denn nur mit diesem Johannes?“ fragte der Dominus.

„Er wurde hier in Rom sogar zum Kaiser entboten,“ sagte der Senex.

„Ja, ja!“ sagte Matta. „Ich erinnere mich. Erinnerst du dich nicht auch, Flacca? Johannes! Ein heiliger Mann!“

„Ja, ja!“ meinte Flacca. „Mit langem, weißem Haar. Wir sind ihm einmal auf der Via Appia begegnet, als Taurus uns zu seiner Mutter schickte, die im Fieber lag und die dort bei

der Aqua Claudia in einem gar hübschen Häuschen wohnt. Mutter und Sohn verdienen doch ein schönes Stück Geld mit uns! Es fließt alles in einen Säckel. Damals hörte man sagen . . .“

„Ja!“ sagte Matta. „Daß man diesen Johannes in siedendes Öl getaucht habe.“

„Ja,“ sagte der Senex vor sich hinstarrend. „In siedendes Öl.“

„Natürlich,“ sagte Nilus. „Nun, da du es sagst, kann ich mich auch recht gut entsinnen, von dem Vorfall gehört zu haben.“

„Dieses siedende Öl,“ sagte der Senex, „vermochte ihm nichts anzuhaben.“

„Wie meinst du das?“ fragte der Dominus.

„Er entstieg dem Öl völlig unverfehrt.“

„Glaubst du das?“ fragte der Dominus.

„Ich nicht,“ sagte Flacca.

„Ich auch nicht,“ sagte Matta.

„Ich aber wohl,“ sagte der Senex, der noch immer vor sich hinstarrte.

„Es geschehen Wunder, Dominus,“ sagte Nilus. „Wenn etwa eine Zauberin einen Menschen in einen Esel verwandelt hat . . .“

„Ist das möglich?“ fragte der Dominus.

„Natürlich,“ sagten alle. „Natürlich.“

„Dann,“ sagte Nilus, „wird man wieder zu einem gewöhnlichen Menschen, wenn man den weißen Rosenkranz eines Isis-priesters isst.“

„Du glaubst das?“ fragte der Dominus.

„Natürlich,“ sagte Nilus.

„Das ist mir sehr zweifelhaft,“ sagte der Dominus. „Ich glaube nicht allzusehr an diese seltsamen Dinge. Das Leben ist sehr einfach, und die Götter sind, falls es solche gibt, ebenso einfach wie wir. Dergleichen Dinge, wie in siedendes Öl getaucht und doch nicht verbrannt werden und aus einem Menschen in einen Esel verwandelt werden und umgekehrt, habe ich, beim Bacchus, noch niemals gesehen sehen.“

„Ihr glaubt aber an Bacchus, Dominus?“ fragte Nilus.

„Ob ich an Bacchus glaube? Natürlich glaube ich an Bacchus. Welch lächerliche Frage, Nilus! Ist doch das ganze Theater hervorgegangen aus den Mysterien, die zu Ehren des Bacchus

gefeiert wurden! Da sollte ich nicht an Bacchus glauben? Wenn Bacchus nicht wäre, würde auch das Theater nicht sein.“

„Bacchus lebt und wirkt wohl,“ sagte der Seneg, „aber in Gestalt des Bösen.“

„Wer ist das?“ fragte der Dominus.

Laurus erschien auf der Schwelle seines Hauses.

„Flacca!“ rief er. „Willst du etwa den ganzen Abend mit solchem Perückentopf umherlaufen? Geh schleunigst zu Gynasium!“

„Matta!“ sagte Flacca im Fortgehen. „Erzählst du mir nachher, wer der Böse ist?“

„Du kannst dich darauf verlassen,“ sagte Matta.

„Der Böse“, sagte der Seneg, „wohnt in all unsern Göttern.“

„In unsern Göttern?“ riefen alle entrüstet.

„Namentlich in Bacchus,“ sagte der Seneg. „Er hat Hörner wie Bacchus. Der Böse sieht aus wie ein Satyr mit Bocksbeinen und einem Schweife. Wenigstens habe ich es so verstanden.“

„Sagte Johannes das?“

„Nein. Was er sagte, verstand ich nicht. Er sprach von der großen Hure, aber wen er damit meinte, begriff ich nicht. Allein seine Worte waren wie flammende Schwerter und durchbohrten mir das Herz.“

„Tat dir das weh, Seneg?“ fragte Prisca mitleidig.

„Nein!“ sagte der Seneg. „Das machte mich glücklich.“

Der Dominus hatte sich voller Unruhe erhoben und veranlaßte Nilus, gleichfalls aufzustehen. Arm in Arm wandelten sie auf und ab.

„Wenn der Seneg sich nicht in acht nimmt, wird er wahnsinnig,“ sagte der Dominus. „Was soll ich nur tun, wenn er mich plötzlich im Stiche läßt? Ja, so ist es! Sobald man seine Komödianten freiläßt, ist man ihrer nicht mehr sicher. Ich will künftig keinem einzigen mehr gestatten, sich frei zu kaufen. Als Freigelassene sind sie zu unsicherer Besitz. Nein, Nilus, wenngleich ich Euch gern einmal zu Eurem Fiszdienst begleiten will, über das Theater geht nichts, ich meine, als Kunst. Aber man muß es auch ganz als Kunst auffassen, ohne Greuel, ohne Bären. Das Theater ist schön, es regt zum Nachdenken an und spiegelt das Leben wider. Aber das bleibt sich gleich.“

„Wißt Ihr, was ich glaube?“ sagte Nilus. „Daß das The-

ater, das aus dem Gottesdienst hervorgegangen ist, einstmals wieder völlig zum Gottesdienst zurückkehren wird.“

„Zu welchem Gottesdienst, Nilus? Zu einem neuen Gottesdienst? Denn zu Bacchus kehrt er sicher nicht zurück. Zu Isis?“

„Ebensowenig,“ verzicherte Nilus nachdenklich. „Zu einem neuen Gottesdienst? Das wäre nicht unmöglich. Vielleicht zu einem allumfassenden, allgemeinen religiösen Gefühl, das zu der Menge sprechen würde. Aber sicherlich nicht...“

„Zu dem der Christen.“

„Nein, gewiß nicht. Dieser Glaube ist nichts anderes als eine vorübergehende philosophische Schwärmerei, die mit dem Theater niemals etwas zu schaffen haben wird. Aber daß das Theater einstmals wieder zu einem Mysterium werden könnte, das nehme ich beinahe als sicher an, wenn ich mich erinnere, wie feierlich, fast dramatisch die Vorstellungen in unserm Isisdienst sind. Aber christlich? Nein! Niemals!“

„Ein christliches Mysterientheater!“ sagte der Dominus lächelnd. „Nein, Nilus! Darin stimmen wir beide überein, daß es das niemals geben wird, in keinem von allen kommenden Jahrhunderten. Ich meine so: die Kunst darf für mich nichts anderes sein als Kunst.“

Während der Dominus in der engen Subura auf und ab ging, erklärte er ihm, wie seiner Ansicht nach die Zukunft sein müsse und wie nicht, wenn erst einmal wieder Dramatiker geboren würden, die genialer wären als Plautus, Terenz und deren griechische Vorbilder.

## Elftes Kapitel.

Die Cerealia waren vorüber, ohne daß szenische Spiele stattgefunden hatten. Die Floralia waren mit szenischen und zirzischen Spielen gefeiert worden, und der Mai lag glühend über dem leuchtenden Rom, das die Römer verließen, um sich nach Bajae, Antium und den vornehmen Sommeraufenthaltsorten zu begeben. Aber wer nicht nach Bajae oder Antium ging, das waren die Bewohner der Subura und der neuerbauten umliegenden Straßen und die Bewohner des Palatiums.

Es waren die Allerhöchsten und die Allergeringsten.

Diese hatten sich niemals daran gewöhnt, der sommerlichen Hitze Roms zu entfliehen. Sie genossen ihre längere Mittagsruhe, sie genossen ihre langen Abende, wenn die taufrische Kühle kaum in die engen Straßen und Gassen drang. Obgleich schwerfälliger und langsamer, spielte sich ihr Leben doch stets gleichmäßig ab. Die andern, der Kaiser und seine Umgebung, waren sonst zwar daran gewöhnt, der römischen Hitze zu entfliehen, wengleich das Palatium, auf weitem freiem Hügel gelegen und von frischerer Brise umweht, inmitten von Parks und Gärten lag. Allein Domitianus war krank und finster. Er wollte nichts von alledem wissen, sondern schloß sich ein in seine Gemächer, um am kommenden Tage wie ein Wahnsinniger aufzufahren und einen Mord zu befehlen oder den Senat aufzufordern, mit ihm das Nachtmahl einzunehmen in schwarz verhangenem Saale, wo Särge als Ruhebetten dienten, wo verblaßte Schädel als Schüsseln und Trinkschalen benutzt wurden und wo schwarz gekleidete und als Dämonen maskierte, unheimlich tanzende Sklaven den Dienst versahen. Um ihn blieb im Palatium nur Crispinus, Sigerus, Carinus, seine Günstlinge und sein Narr sowie Domitia, Domitilla, Fabulla, Crispina, während das Gras der Parks versengt wurde und die Kronen der Stechpalmen von Staub überdeckt sich grau färbten und die letzten Rosen an den Sträuchern dahinstarben, indem sie ihre verdorrten Blätter ringsum verstreuten.

Um die Mittagstunde erwartete Crispina den Dominus Lavinus Gabinius in ihrer Behausung. Als man ihn in das Atrium einließ, saß sie auf der Ruhebank unweit des kleinen Nymphäum. Matt nur plätscherte der Wasserstrahl, während die Sonne durch die viereckige Dachöffnung schräg herabglitt und grell an der glühend rot gemalten Wand glitzerte, auf der sich im Fresko der zierliche „Augentrug“ von Säulen, Portiken, Wald und Auen bot.

Der Dominus grüßte ehrfurchtsvoll.

„Nun, Dominus?“ fragte Crispina.

„Domina!“ sagte Lavinus. „Ich habe mit den Knaben gesprochen. Sie vermuten noch immer nicht...“

„Und...?“

„Ich habe ihnen Euren Vorschlag übermittelt, habe ihnen gesagt, sie sollten so lange, wie es der edlen Crispina behage, als Histriones in ihre Dienste treten, um ihren Aufenthalt auf dem Palatin durch Gesang, Tanz und Vortrag zu verschönern, doch nicht länger als über die Sommermonate, da wir zu Beginn des Herbstes über Sizilien nach Karthago reisen.“

„Was haben sie geantwortet?“

„Anfangs haben sie sich gesträubt. Sie sind gewöhnt an viel Freiheit und sehen ein, daß sie diese hier auf dem Palatium entbehren müssen. Ich habe sie aber, da es meine Gewohnheit ist, sie nicht zu zwingen, dazu überredet, indem ich ihnen vorhielt, wie schwer es für einen Dominus Gregis sei, seine Caterva zu unterhalten in den Monaten, da keine Spiele stattfinden, selbst dann, wenn er im April viel Geld verdient habe. Da haben sie denn nachgegeben, aber...“

„Aber?“

„Sie haben mich darauf aufmerksam gemacht, daß die Geldentschädigung, die Ihr anbotet, um sie zu mieten, zu gering sei.“

„Und?“

„Ich bin der Ansicht, daß sie recht haben, Domina. Wir wollen daher ausmachen, daß Ihr Cäcilius und Cäcilianus von mir mietet, aber für den Tag um hundert Sesterzen mehr, als Ihr mir bisher geboten habt.“

„Also dreihundert Sesterzen täglich? Ihr seid teuer, Dominus, mit Euren Sklaven.“

„Es sind Sklaven, die mich viel gekostet haben, Domina.“

„Es sind Sklaven, die ich Euch geschenkt habe.“

„Aber die ich großgezogen und an die ich viel Geld gewendet habe. Sie sind unvergleichlich, sie sind einzig.“

Crispina lächelte gerührt.

„Ich kann sie Euch nicht um weniger als dreihundert Sesterzen für den Tag vermieten.“

„Drehundert Sesterzen für den Tag, Dominus, ist sehr viel dafür, daß ich meine eigenen Kinder eine Weile um mich haben kann. Wenn ich sie nun abwechselnd mietete, einmal Cäcilius und dann wieder Cäcilianus?“

„Die Knaben können nicht ohne einander sein, Domina. Ich kann sie nicht trennen. Ihr müßt sie entweder beide mieten oder Eure Absicht aufgeben.“

„Es ist gut, Dominus. So miete ich sie denn alle beide. Ich habe sie auch lieber beide zugleich.“

„Ich habe unsern Vertrag mitgebracht, Domina.“

„Unsern Vertrag?“

„Ja, Domina. Ein Vertrauensmann hat ihn entworfen, kein Prozeßjäger, sondern ein rechtschaffener Mann: Labienus Postumus. Er steht mir in Rom bei allen meinen Geschäften zur Seite. Er hat den Vertrag entworfen, laut welchem ich mich verpflichte, Euch Cäcilius und Cäcilianus für dreihundert Sesterzen jeden Tag zu vermieten unter der Bedingung, daß ich dessen ungeachtet über sie verfügen kann, falls ich ganz unerwartet etwa im Auftrag von Privatleuten einmal szenische Spiele darzustellen habe. Gleichzeitig bin ich durch diesen Vertrag gegen allen Schaden gesichert, der Cäcilius und Cäcilianus während ihres Aufenthalts bei Euch zustößen und mir, ihrem Besitzer, zum Nachteil gereichen könnte.“

„Wie hoch ist die Summe?“

„Zweihundertfünfzigtausend Sesterzen.“

Crispina fuhr auf.

„Das ist zu viel, Dominus,“ sagte sie. „Das ist unsinnig.“

„Domina! Ich kann die Knaben jeden Tag für zweihundertfünfzigtausend Sesterzen verkaufen.“

„An wen?“

„An den edlen Sertilianus. Sie sind zweihundertfünfzigtausend Sesterzen wert. Ihr wißt selber, daß der geringste, nur ein wenig schöne und geschickte Sklave bald seine hunderttausend Sesterzen wert ist. Allzu hoch schätze ich also Cäcilius und Cäcilianus wohl nicht ein.“

„Aber was sollte ihnen denn zustoßen?“

„Ich weiß es nicht, Domina. Vielleicht nichts, vielleicht alles. Hier auf dem Palatin ist selbst das Atmen nicht frei. Sollte den beiden Knaben etwas, irgend etwas zustoßen, so würde das mich als den Dominus Gregis empfindlich treffen, ebenso mich als Pflegevater. Ich liebe diese Knaben, Domina, so wie ein Vater seine Söhne liebt. Es sind freche Schlingel, und falls sie etwas täten, was innerhalb der kaiserlichen Mauern als strafbar erachtet wird und sie in Haft bringt, so würde ich, wenn auch nicht als Pflegevater, so doch als Dominus einen Schadenersatz beanspruchen müssen.“

„Es ist gut, Dominus. Zeigt mir den Vertrag und gestattet mir, daß ich ihn erst mit Trebellius, dem Klienten meines Bruders, durchsehe. Er ist uns als Rechtskundiger bei vielen Dingen behilflich. Alsdann werde ich ihn unterschreiben.“

Crispina entbot Trebellius zu sich. Eine Stunde später verließ Labinius Gabinius die palatinischen Parks mit dem unterzeichneten Vertrag auf der Brust. Langsamem Schrittes und sorgenvoll begab er sich nach Hause. Der sonnige Mainachmittag durchwärmte das staubbedeckte Rom. Draußen vor dem Hause angelangt, traf er den Wäschermeister in voller Arbeit. Viele ausgespannte Togen fingen den Sonnenglanz auf. Der Dominus grüßte die Wäscher und die Wäscherinnen, erstieg bereits die hölzerne Treppe.

„Dominus!“ rief der Wäschermeister ihm von der Schwelle aus nach.

„Was gibt es?“ fragte der Dominus.

„Ist bei Euch noch alles in Ordnung?“

„Wie meint Ihr das?“

„Ist nicht irgendwo in den Wänden ein Riß oder eine Senkung sichtbar?“

„Ich habe nichts bemerkt.“

„Ich selbst bin auch der Ansicht, daß alles in Ordnung ist. Gestern schien es mir allerdings, als zeige sich hier unten ein Riß. Ich habe den Architekten kommen lassen. Er sagte mir, es habe nichts zu bedeuten, und hat es ein wenig zumauern lassen. Ihr müßt wissen, mit den neuen Häusern hier steht es nicht gerade zum besten. Sie sind oft aus Gewinnsucht nur hingepfuscht, seit man an den Thermen des Titus und an dem Kolosseum baut. Aber ich glaube, daß dies Haus, das ich gekauft habe, noch zu den besten gehört. Wenigstens wird es solider sein als die andere

Sorte, von der schon ab und zu hier in dieser Gegend eines eingestürzt ist."

"Eingestürzt?"

"Nun ja! Ihr braucht aber nichts zu befürchten. Dieses Haus ist nur fünf Stockwerke hoch. Die andern, die ich meinte, hatten sieben Stockwerke und waren sehr schlecht gebaut. Ein wenig Kalk, Lehm, Holzsplitter und Marmorresten zusammengeklebt. Ihr wollt also Eure Zimmer behalten, bis Ihr nach Karthago geht? Dann vergeßt nicht, so früh wie möglich zu kündigen! Ja? Möge es Euch wohlergehen, Dominus! Ob ich viel zu tun habe? Alle Menschen haben nach den Festen schmutzige Togen zu waschen. Ich kann die Arbeit kaum bewältigen mit all meinen Sklaven."

"Kann ich Euch vielleicht ein paar von meinen Leuten vermieten?"

"Das nehme ich gern an."

"Dann will ich Euch Silus und Afer schicken und noch ein paar andere, wenn es Euch recht ist. Wir können das dann auf die Miete verrechnen. Wir werden schon ins reine kommen."

"Gut, Dominus, gut!"

Oben fand der Dominus viele aus seiner Greg bei der mittäglichen Ruhe. Rücken an Rücken saßen sie in dem glutheißen Zimmerchen. Sie hatten nichts zu tun. Der Dominus sah es nicht gern, wenn sie ziellos in den Straßen Roms umherschwärzten. Er fürchtete, sie könnten dann eines Tages plötzlich verschwinden. So sperrte er sie denn oftmals ein, und wenn sie sich über die Hitze beklagten, ließ er wieder einmal für ein paar Tage die Tür öffnen, weil sie doch Nachschlüssel besaßen oder die Schlösser gewaltjam öffneten. Es war die Zeit der Ruhe, aber auch die Zeit der Langweile und der Knappheit für all diese Tagediebe. Der Dominus sammelte wohl ein hübsches Kapital, das er bei vielen guten Geldmännern und zuverlässigen Bucherern in Antiochia, in Alexandria, in Brundisium, in Syrakus und in Rom angelegt hatte, aber das Geld stellte doch nur einen unsicheren Besitz dar. Seine Greg verkörperte seine hauptsächlichste Einnahmequelle, kostete ihm aber dafür auch viel während der Zeit, da nicht gespielt wurde. Denn er konnte seine Leute nicht hungern lassen. So aßen sie denn bei Nilus, was sie wollten. Allerdings vermietete er sie, sooft er sie nur vermieten konnte. Dem Senex, seinem einzigen Freigelassenen, bezahlte er nichts während dieser schwierigen Ferienzeit, aber Kost und Wohnung gab er ihm den-

noch. Den *Abulescens* hatte er ohne *Fibula* an eine patrizische Frau vermietet, die sich in ihn verliebt hatte. Den Parasiten, *Skrus* und die Sklavenrollen hatte er dem Buchhändler *Tryphon* gegen ein ganz kleines Entgelt als Kopisten überlassen. Sie schrieben beide hübsch und sauber, brachten also auch etwas Geld ein, gerade so viel, daß er ihren Lebensunterhalt davon bestreiten konnte. Jetzt hatte er *Silus* und *Afer* an den Wäschermeister vermietet und *Cäcilius* und *Cäcilianus*...

Der *Dominus* öffnete behutsam, halb besorgt, sie nicht vorzufinden, die kleine Kammer, in der er mit den beiden Knaben schlief. Waren sie da? Wahrhaftig! Sie waren da. Sie hockten auf dem Boden und aßen Feigen, dicht aneinander geschmiegt. Sie hatten geschlafen und wollten soeben in den Thermen des *Titus* ein Bad nehmen. Jetzt, nach der Ruhe, war die Stunde, zu der die vornehmen Badenden sich einfanden, und die Knaben, die sich langweilten, hatten bei sich gedacht, man könne nie wissen, wem man dort begegne. Da kam gerade der *Dominus* nach Hause.

„Knaben!“ sagte der *Dominus*, indem er sich ermüdet auf den einzigen Schemel setzte, der vor dem kleinen Tischchen stand. „Ich habe euch vermietet.“

„Habt Ihr es nun doch noch getan?“ fragte *Cäcilius* entrüstet.

„Uns vermietet?“ fragte *Cäcilianus*.

„Ja,“ sagte der *Dominus*. „An die edle *Crispina*.“

„An unsere Mutter!“ dachten die Knaben gleichzeitig. Denn seit der ersten Vorstellung im Theater des *Pompejus* wußten sie genau Bescheid, sagten aber kein Wort.

„An die edle *Crispina*,“ wiederholte der *Dominus* verwundert, da sie nicht antworteten. „Knaben! Es geht mir ans Herz. Ich liebe euch, als wäret ihr meine eigenen Kinder, wenn gleich ihr Schlingel seid.“

„Warum tut Ihr es denn, *Dominus*?“

„Lieber *Dominus*!“ schmeichelten die Knaben halb weinend, während sie näher herankrochen und dem *Dominus* auf die Knie kletterten.

„Hört erst!“ sagte der *Dominus* gleichsam entschuldigend. „Ich erhalte dreihundert Sesterzen für euch.“

„Für welche Zeit?“

„Dreihundert Sesterzen für jeden Tag,“ rief der *Dominus*, „soviel, wie ihr mir zu fordern geraten habt.“

„*Ecce*!“ sagte lichernd *Cäcilius*.

„Ecce!“ sagte lichernd Cäcilianus.

Sie lachten laut auf und purzelten übereinander auf den Boden.

„Dreihundert Sesterzen!“ riefen die Knaben. „Jeden Tag!“

Sie schauten einander vielsagend an und riefen:

„Sie läßt es sich viel kosten, uns zu sehen!“

„Die edle Crispina!“

Sie blinzelten einander zu, lachten, schlugen Purzelbäume und stießen sich gegenseitig in die Seite.

Dann aber wurden sie plötzlich sehr ernst und begannen, jeder an ein Knie des Dominus gelehnt, dem Dominus nach dem Munde zu reden.

„Erhalten wir auch etwas . . .?“

„Von den dreihundert . . .?“

„Dreihundert Sesterzen . . .?“

„Jeden Tag?“

„Natürlich!“ sagte der Dominus. „Ihr erhaltet auch etwas davon als Taschengeld, um euch Feigen davon zu kaufen.“

„Mehr!“

„Ja, ein wenig mehr!“

„Meinethalben ein wenig mehr,“ gab der Dominus nach. „Ihr wißt ja, daß ich es gut mit euch meine. Ihr seid meine Knaben, meine lieben eigenen Knaben. Wer weiß, ob ich euch nicht noch einmal freilasse später und euch alles vermache, was ich besitze, meine Grog und all die Stämmchen, die ich in Alexandria und Antiochia hinterlegt habe?“

„Und in Brundisium.“

„Und in Syrakus.“

„Ja, ja! Ihr wißt genau Bescheid. Jetzt müßt ihr mir nur noch eins versprechen: seid recht artig und gut auf dem Palatin, damit euch nichts zustößt und ich keine Unannehmlichkeit habe. Denn wenn euch etwas zustößt, beim Herkules, erhalte ich keinen As Schadenersatz für euch,“ log der Dominus.

Die Knaben versprachen, bei der edlen Crispina sehr gesittet zu sein. Noch heute abend sollten sie dorthin gehen.

„Der Wäscher reinigt unsere gelben Röcke. Sie sind eigentlich schon abgetragen,“ meinte Cäcilianus.

„Ich will mich einmal nach ihnen umschauen,“ sagte Cäcilianus und eilte davon.

„Ich komme mit.“ Cäcilianus folgte ihm.

„Ei was!“ rief der Dominus, ihn zurückhaltend. „Könnt ihr denn nicht einen Augenblick ohne einander sein?“

„Ihr wißt doch, Dominus, daß wir am liebsten Zwillingssrollen spielen. Die gefallen uns am besten.“

Der Dominus schaute Cäcilianus voller Sorge und mit traurigem Lächeln an. Dann umarmte er ihn, drückte ihn lange an sich und seufzte tief.

„Was gibt es, Dominus?“

Der Dominus antwortete nicht.

„Was gibt es, Dominus?“ fragte Cäcilius, der mit den gereinigten gelben Röckchen wiederkam.

„Nichts, meine Knaben,“ sagte der Dominus. „Ihr habt doch gehört, daß ich euch Tag für Tag vermietet habe?“

„Ja, Tag für Tag.“

„Natürlich, Tag für Tag.“

„Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird, aber ich muß euch öfters sehen. Ihr seid schlaue Burschen. Ihr müßt dafür sorgen, daß ich euch jeden Tag sehen kann, sei es auch nur für drei Augenblicke. Denn wenn ich kein freies Geleite habe, darf ich den Palatin nicht betreten.“

„Dominus, wir werden dafür sorgen.“

„Fürchtet nichts, Dominus! Wir werden dafür sorgen.“

Sie lehnten sich gegen seine Knie und streichelten ihm den Bart. Jetzt hielten sie ihm die Summe vor. Er möge bedenken, dreihundert Sesterzen jeden Tag! Um diesen Preis könne er der ganzen Gex während einer Woche Kost und Wohnung geben, obendrein noch ein kleines Taschengeld. Außerdem könne er noch einen Teil der Summe bei seinem Wechselner anlegen. Die Vorstellung von Geld zauberte ihnen sofort Berge von Gold vor die Augen. Jetzt plötzlich hatten sie Lust zu gehen. Sie würden ihre kleinen Tuniken in die Thermen mitnehmen und ihre Doppelslötten. Jetzt gingen sie zum Baden. Dann wollten sie Nilus um seinen Esel bitten. Sie wollten auf dem Esel zu den Thermen reiten und von den Thermen zum Palatin.

„Ihr seid verrückt!“ rief der Dominus, verstimmt über ihre Sorglosigkeit und ihre unbesonnenen Einfälle.

„Wer soll dann den Esel vom Palatin zurückbringen? Ihr fallt viel zu sehr auf, wenn ihr zusammen auf dem Esel sitzt in euren gelben Tuniken. Dann schilt das Volk euch aus oder bewirft euch mit Schmutz. Ihr müßt zu Fuß gehen und euch

auf der Straße ruhig benehmen, nicht immer nach links und nach rechts schauen, als suchet ihr etwas!“

Sie versprachen es, sie küßten ihn. Er bezwang seine Rührung, schob sie selber zur Thür hinaus. Er blieb allein zurück in der überheißen kleinen Kammer auf dem Schemel an dem Tische. Dann stand er auf. Sorgen umwölkten seine Stirn. Er rollte die beiden kleinen Matrazen der Knaben auf und stellte sie in einen Winkel. Er blickte zu dem einen einzigen geöffneten glaslosen Fensterchen hinaus. Das gab den Blick frei über die Subura, die Carinā und das Forum in der Richtung zum Palatin und Kapitol. Hinter dem Tempel des Jupiter Capitolinus ging die Sonne unter im Staube goldener Atome gleich einem Strahlenkranz aus wimmelndem Goldstaub. Ziellos und bekümmert stand er da, während die Sorge schwer auf ihm lastete, und starrete, er wußte nicht, wohin, er wußte nicht, warum. So stand er starren Blickes da, bis die Dämmerung hereinbrach.

## Zwölftes Kapitel.

Es war dunkel, als die beiden Knaben sich am Tor bei dem Septizonium meldeten. Dort war eine Wache von Prätorianern, die würfelten und tranken. Es waren andere Soldaten und ein anderer Decanus als die, die sie damals geleitet hatten, als sie mit Martial in der Sänfte mitgekommen waren, aber der Decanus und seine Soldaten kannten sie vom Theater her.

„Wir waren doch geschminkt und trugen Perücken,“ sagte Cäcilius.

„Und zwar sehr hohe Perücken,“ sagte Cäcilianus.

Das machte nichts aus: der Decanus hatte sie trotzdem erkannt.

„Hier sind unsere Tesserä!“ sagten die Knaben, indem sie zwei Marken aus Bronze vorwiesen, die ihnen der Dominus gegeben hatte.

„Wohin wollt ihr?“ fragte der Decanus, der die Tesserä in Empfang nahm.

„Zur edlen Crispina.“

„Wollt ihr nicht ein Stündchen hier bleiben, um uns eine Saltatio vorzuführen?“ fragte der Decanus scherzend.

Nein, nein! Sie müßten zur edlen Crispina.

„Decius!“ sagte der Decanus zu einem der Prätorianer. „Geleite du die kleinen Herrchen zur edlen Crispina.“

Der Soldat wies den Knaben den Weg, ging mit ihnen durch die dunkelnden Parkanlagen.

„Wie düster ist es hier!“ sagte Cäcilius.

„Ja. Es wird Nacht,“ sagte Decius.

„Aber es ist hier auch sonst düster,“ meinte Cäcilianus, „wegen all der dunklen Bäume. Es ist hier unheimlich still.“

„Man hört nichts,“ sagte Cäcilianus, „außer seinen eigenen Schritten.“

„Der Kaiser ist krank,“ sagte Decius. „Alles muß hier still und ruhig sein.“

„Hört der Kaiser im Palast, was hier geschieht?“

„Was hier geschieht?“

„Würde er Musik hören?“

„Darf keine Musik gemacht werden?“

„Nur ganz leise,“ sagte Decius.

„Flötenspiel?“

„Ja, Flötenspiel doch wohl?“

„Ja, das vielleicht.“

„Ist der Kaiser nicht freundlich?“ fragte Cäcilius.

„St!“ sagte Decius. „Wie kann man so fragen!“

„Darf Cäcilius das nicht fragen?“ sagte Cäcilianus. „Ich wollte es auch gerade fragen.“

„Wir dürfen nicht so über den Kaiser reden,“ sagte Decius flüsternd. „Aber wenn er nicht böse oder zornig wird, ist er so übel nicht.“

„Liebt Ihr den Kaiser?“ fragte Cäcilius.

„Die Gladiatoren lieben ihn,“ versicherte Cäcilianus. „Ich fürchte mich nicht vor dem Kaiser. Denn Carphorus sagte, er sei sehr gut.“

„Ich fürchte mich auch nicht,“ sagte Cäcilius.

„Hier wohnt die edle Crispina,“ sagte Decius, indem er auf das Haus zeigte. Er klopfte an die Pforte zum Atrium. Ein Sklave öffnete.

„Die beiden kleinen Komödianten,“ sagte Decius, „Cäcilius und Cäcilianus.“

„Tretet ein!“ sagte der Sklave einladend.

„Decius,“ sagte Cäcilius, „hast du morgen Tordienst?“

„Das weiß ich nicht!“ sagte Decius. „Warum?“

„Ich wollte dich fragen, ob du ein Mittel wissest, um unsern Dominus...“

Crispina war aus dem Hause getreten. Decius verschwand. Der Sklave verriegelte die Tür.

„Willkommen, Knaben!“ sagte Crispina freundlich.

Sie war ihre Mutter, aber die Knaben verrieten nicht, daß sie es jetzt wußten, nachdem sie es anfangs nur vermutet hatten.

„Edle Domina!“ sagten sie, indem sie sich verneigten.

Ihr Atem ging vor Rührung etwas schwerer als sonst. Sie hatte den Vater der Knaben, Manlius, den Histrion, geliebt. Sie

sahen ihm ähnlich, aber die Augen waren wie die ihrigen. Sie waren beide sehr schön, sehr blond, sehr zart und doch gesund, frisch und jung. Große Kinder waren diese Comoedi, die schon viel gesehen, geleistet, erlebt hatten und schon viel umhergezogen waren. Sie empfand das Bedürfnis, sie an sich zu drücken. Allein sie bezwang sich. Sie ließ sich auf die Ruhebank nieder. Hinter ihr brannten einzelne Döchte in den verschiedenen Öffnungen der hohen Bronzelampe. Die Dämmerung hing in dem Atrium. Oben schimmerte fern der Himmel, viereckig, nachtblau.

„Kommt her!“ sagte Crispina.

Die Knaben näherten sich, stellten sich absichtlich etwas kindlicher, als sie sich fühlten.

„Werdet ihr schön tanzen, spielen und singen?“ fragte sie.

„Dürfen wir singen, Domina?“

„Und spielen?“

„Ja. Das hört der Kaiser nicht. Es darf nur kein Lärm gemacht werden.“

„Alles ist hier so drückend!“ sagte Cäcilianus.

„Ja,“ sagte Cäcilius. „Als ob man nicht atmen könnte.“

Crispina schaute sie an. Ihr ganzes Herz slog ihnen zu. Blöthlich bezwang sie sich nicht mehr, sie nahm sie bei den Händen.

„Meine lieben Jungens!“ sagte sie gerührt.

Sie knieten neben ihr nieder. Sie hieß sie zu ihren Füßen niederzusetzen, und sie benahmen sich wie sehr artige Buben, ließen nicht merken, daß sie wußten. Sie fühlten nichts für diese Mutter. Im Grunde erschien sie ihnen ein wenig possierlich. Zahlte sie doch dreihundert Sesterzen jeden Tag, nur um sie eine Zeitlang bei sich zu haben!

Sie streichelte ihre blonden Köpfe, blickte in ihre Augen, die verschmizt und schalkhaft funkelten im Lampenschein. Sie fragte sie allerlei: wo sie zuletzt gespielt hätten, bevor sie nach Rom gekommen, und ob sie das Theater des Pompejus schön fänden. Sie sagte ihnen, wie wundervoll sie gewesen seien als Bacchides. Sie küßte sie leidenschaftlich. Mutterliebe wallte in ihr auf zu diesen schönen Kindern, die sie an das Glück ihres Lebens erinnerten und deren seltsamer, halb kindlicher, halb perverter Jugend der Duft des Komödiantenlebens anhaftete.

„Kommt mit!“ sagte sie.

Sie ging mit ihnen ins Innere des Hauses. Ihre Wohnung war einer jener zierlichen Pavillons, wie sie in den kaiserlichen

Partz zur Bequemlichkeit der höheren Hofbeamten errichtet waren. Sie wohnte hier mit ihrem Bruder Crispinus, obgleich er meistens im Palatium selbst weilte. Zunächst betrat sie ein kleines, hübsches Triklinium, dessen Wände mit üppigen Rosenkränzen bemalt waren. An Einrichtung war nicht viel vorhanden: einzelne zierliche Schemel und Tische aus Zitronenholz, ein tanzender Faun aus Bronze, ein Teppich aus Sidon, babylonische Kissen. Sie ging mit ihnen durch einen schmalen Gang, zeigte die Türen.

„Hier schlafe ich,“ sagte sie. „Hier schläft der edle Crispinus. Und hier ist euer Zimmer.“

Überall waren die Bronzelampen angezündet. Es waren Schlangen, die sich um Baumzweige wanden, oder sich emporredende schlanke Chimären, aus deren geöffneten Mäulern die brennenden Dochte flammten gleich Feuerzungen. Die Knaben dachten sogleich:

„Sie läßt uns nicht bei den Sklaven schlafen.“

Sie schliefen in der Tat nicht bei den Sklaven, die hinter dem anmutigen Häuschen ihre Kammern bewohnten, durch einen schmalen, langen Garten vom Hause getrennt. Crispina führte sie in ihr Gemach. Es war das Gemach für Gäste. Es war fensterlos, ging auf ein kleines Atrium hinaus. Die Wände waren wunderzierlich bemalt mit einer täuschenden Nachbildung von Meer, Himmel, Säulen, die zwischen den weißblühenden Kletterrosen in der abendlichen Dämmerung nur verschwommen sichtbar ward. Ein marmorner Delphin im Wasserbecken spie einen Wasserstrahl, während er mit seinem erhobenen Schweif einen Amor umschlungen hielt, der seine zarten Füße emporstreckte. Im Raume selber standen zwei niedere Betten mit feiner Leinwand, mit gestickten Kissen, mit Decken aus farbigem Bomyr. Auf dem Boden lag ein Pantherfell.

In den Bronzelampen brannten die Dochte. Auf einem roten Marmortisch schimmerte ein metallner Spiegel, den geschnitzte Geier trugen. An Haken aus Bronze hingen bunte Gewänder.

„Wählt hier aus!“ sagte Crispina. „Kleidet euch um. In einer Stunde kommt die Kaiserin und dann müßt ihr tanzen und spielen.“

Die Knaben sahen sich um. In dem Nachtschimmer und dem Lampenschein machte sich eine bedrückende, vornehme und duftige Üppigkeit bemerkbar. Das Lampenöl duftete. Die Bomyrdecken fühlten sich so wolligweich an wie Schafpelz, aber sie waren aus

Seide. Auf dem roten Marmortisch lagen zwischen vergoldeten Toilettegegenständen zwei vergoldete Rosenkränze.

„Müssen wir die tragen?“ fragte Cäcilianus.

„Ja,“ sagte Crispina.

Sie saß auf einem der Betten und sah lächelnd, wie die Knaben sich umschauten und fragten. Obwohl sie an alle diese Dinge gewöhnt waren, stellten sie ihre Fragen doch mit einer gewissen Bescheidenheit. Sie fanden dies alles sehr schön, wie es für sie bestimmt war. Ein Sklave brachte Obst und Backwerk auf einer vergoldeten Schale, und sie aßen.

„Sollen wir uns umkleiden?“ fragte Cäcilianus.

„Ja,“ sagte Crispina. „Soll ich eine meiner Sklavinnen rufen?“

„Wir können es selber, Domina,“ sagte Cäcilianus.

„Ja, Domina, wir können es selber,“ sagte Cäcilianus.

Sie entkleideten sich ganz gelassen vor der edlen Crispina, die ihre Mutter war. Sie standen nackt da und verwahrten ihre eigenen Kleider, nachdem sie sie sorgfältig zusammengelegt hatten. Crispina konnte ihre Augen nicht von ihnen wenden. Sie wuschen sich in einer bronzenen Schale. Die Lampenlichter warfen ihre glitzernden Spiegelungen über ihre blonde Nacktheit. Sie kämten sich gegenseitig vor dem Spiegel. Ohne sich etwas dabei zu denken — denn sie waren Histriones — schminkten sie sich Augen und Lippen. Das war ihnen etwas ganz Selbstverständliches. Sie wollten zwischen den Gewändern, die dort hingen, eine Auswahl treffen.

„Bleibt lieber, wie ihr seid!“ sagte Crispina.

„Dafür ist es zu kalt, Domina,“ sagte Cäcilianus leicht erschauernd in der abendlichen Kühle.

Plötzlich näherte sie sich ihnen, umschlang sie beide mit ihren Armen. Sie war sehr verliebt in ihre Kinder, weil sie so schön waren.

„Ihr sollt euch nicht erkälten,“ sagte sie mütterlich besorgt. „Kleidet euch an!“

Sie half ihnen selber beim Anlegen der Tuniken, die sie wählte. Es waren malvenfarbene, halbseidene, lange Tuniken, wie sie die Histriones in patrizischen Häusern trugen. Arme, Beine und Brust blieben frei. Sie selbst suchte die kleinen Schuhe, die dazu gehörten. Sie selbst knüpfte die Bänder um ihre Waden. Diese Knaben waren ihre Kinder, ihr Spielzeug, ihre Freude.

Sie empfand für sie, was ein kleines Mädchen für seine Puppen empfindet, seine großen Puppen. Nun setzte sie ihnen die vergoldeten Rosenkränze auf.

„Ruhig!“ rief Cäcilius, der selbst leise sicherte, wie Cäcilianus sicherte.

„Nicht lachen!“ sagte Cäcilianus warnend.

Sie sicherten beide und preßten die Fäuste vor den Mund.

„Wie findest du unsere Mutter?“ Cäcilianus hielt sich den Magen und krümmte sich.

„Wie hat sie uns geküßt und beim Anziehen unserer Schuhe geholfen!“

„Ach! Ich erstickte vor Lachen.“

„Nein! Wie kann man so lachen!“

„Hier ist es dumpfig.“

„Nur das kleine Stückchen Himmel ist da oben sichtbar.“

„Aber es ist schön hier.“

„Ja! Schön wohl, aber atmen kann man hier nicht.“

„Kann man hier nicht. Wie findest du nur...?“

„Unsere Mutter?“

Sie brachen wieder in ein helles Gelächter aus, das sie zu unterdrücken versuchten. Plötzlich standen sie hochauferichtet da und lachten nicht mehr.

Crispina öffnete die Tür.

„Die Kaiserin ist da mit Domitilla und Fabulla. Kommt!“

Sie winkte ihnen.

Sie schritten ernst hinter ihr her. Sie waren sofort wieder die gedungenen Komödianten, die tanzen und spielen mußten. Crispina führte sie in das Triclinium.

„Hier sind sie, Augusta!“ sagte Crispina, indem sie auf die Knaben wies.

Die Frauen saßen auf Ruhebänken und Schemeln. Sie waren der unerträglichen Dürsterkeit des Palatium entflohen. Sie wußten, daß Crispina ihre Söhne erwartete.

„Wissen sie etwas?“ fragte Domitia lachend.

„Nein, Augusta,“ sagte Crispina.

„Wissen sie nichts?“ flüsternten Domitilla und Fabulla.

„Nichts,“ wiederholte Crispina.

Sie setzte sich zwischen die andern in den anmutig geschlossenen kleinen Raum, der nach dem Atrium hinausging. Crispina befahl den Knaben zu tanzen.

Sie tanzten und spielten die Flöte. Abwechselnd begleiteten sie einander auf ihren Doppelflöten. Es war eine Nacht von schwandelndem Licht, ohne Mond, ohne Sterne. Eine dunstige Luft lagerte über den Gärten. In dem Grau der Atmosphäre, die das Atrium einhüllte, tanzten die Knaben. Sie wußten, wie sie hier tanzen mußten, ganz anders als bei dem vornehmen Plinius. Sie durchschauten sofort die Menschen. Hier, vor der Kaiserin, die den Histrion Paris geliebt hatte, vor dieser hageren Domitilla mit den fieberheißen Augen, vor Fabulla, die sie nie vergessen konnten, wie sie auf einem Knie des Colossores geschaukelt hatte und sie beide auf seinem andern Knie, vor ihrer eigenen Mutter, die sie verschenkt hatte, als sie drei Jahre alt waren, tanzten sie anders. In dem engen, zierlichen Innenhof auf dem Palatin, in dieser grauen Nacht, die schwer lastete und die entnerbte besonders durch den nie aussetzenden Gedanken an den Kaiser im Palatium, tanzten sie vor diesen Frauen anders, als damals, da sie in dem sonnigen Landhaus an der See das klassische Spiel von Hero und Deander gespielt hatten. Sie flöteten nun mit den Lippen sehr leise, kaum hörbar und tanzten zusammen ihren aufreizendsten Kordax, der attischen Ursprungs war und in Kleinasien von Knaben und Mädchen in Spelunken und Kneipen getanzt wurde. Es war ein langsames, sinnliches, schleppendes Bewegen sich windender Glieder, während ihre Finger stets verschlungen blieben und ihre Flöten mehr Sehnsucht stöhnten, als daß sie eine Melodie bliesen. Aus ihren malbefarbigem, langen Tuniken leuchteten ihre Knie bei jedem Stoße hervor, und ihr Tanz war durch das Sichwinden und Beugen und Drücken und Schütteln obszöner und zweideutiger, als wenn sie völlig nackt in der Sonne getanzt hätten. Unter ihren vergoldeten Rosenkränzen schmachteten ihre Augen. Schließlich wirbelten sie wie in einer einzigen Spirale, die verzitterte, und standen dann wieder still einer in den Armen des andern.

„Wie die Knaben tanzen!“ sagte die Kaiserin. „Ich könnte ihnen die ganze Nacht zusehen.“

Domitia, Domitilla, Crispina flüsterten miteinander. Ob sie es wohl wagen dürften, sich zu verkleiden, um sich in den berühmtesten Stadtvierteln zu zerstreuen?

„Es ist gewiß erheiternder als auf dem Palatin,“ sagte Domitilla. „Was meinst du, Fabulla?“

Aber Fabulla war wie umgewandelt. Sie saß meist still und in sich gekehrt neben den andern.

„Du kennst diese Gegenden, liebe Nichte,“ sagte die Kaiserin hochmütig. „Du bist oft genug mit Nigrina dort gewesen. Du solltest uns hinführen! Verstehst du mich?“

„Ich komme nie mehr dorthin,“ sagte Fabulla beinahe wehmütig.

„Warum?“ fragte Crispina.

„Weil es mir keine Befriedigung verschafft. Ich bin traurig in letzter Zeit, wegen Nigrina, wegen allerlei.“

Sie war auch traurig wegen ihrer dahingeschwundenen Zukunftsträume, weil sie nicht Schauspielerin werden konnte. Zugleich fürchtete sie, daß Domitian, mit dem sie einmal davon gesprochen hatte, sie nun zwingen könnte, die Bretter zu betreten.

„Wohin gehst du des Abends?“ fragte die Kaiserin.

„Ich gehe hin und wieder in die Katakomben, um den heiligen Mann der Christen zu hören.“

„Es ist einer angekommen,“ sagte Domitilla, „der in siedendes Öl getaucht worden ist.“

„Der ist es,“ sagte Fabulla.

„So führe uns zu dem heiligen Manne!“ befahl Domitia.

„Gern,“ sagte Fabulla.

„Wir haben dunkle Mäntel,“ sagte Domitilla. Sie hatten sich bereits erhoben und griffen nach ihren Mänteln. Um zu vergessen, was sie quälte, was sie im Palatium ängstigte, suchten sie stets wieder neue Erregung.

„Ich bleibe lieber zu Hause,“ sagte Crispina.

„Mutterfreuden!“ meinte Domitilla spöttisch.

„St!“ flehte Crispina.

Aber die Frauen lachten, und die Zwillinge hatten gehört. Sie ließen es sich aber nicht anmerken, sondern saßen, ihr Klichern be-  
zwingend, artig auf dem Rande des kleinen Nymphäums.

Domitia, Domitilla, Fabulla machten sich auf, in dunkle Mäntel gehüllt. Crispina blieb allein mit ihren Söhnen.

„Kommt her!“ sagte sie, nachdem sie sich hingesezt.

Sie kamen und hockten zu ihren Füßen nieder.

„Ich bin froh, daß ihr hier seid,“ sagte sie. „Erzählt mir von euren Streifzügen!“

Sie fingen an zu erzählen. Crispinus trat durch das Tor, durch das Atrium. Sie erhoben sich.

„Ich glaubte die Kaiserin hier zu finden.“

„Sie ist zu den Christen gegangen mit Domitilla und Fabulla.“

„Fabulla, ja, das weiß ich. Die wird noch Christin. Hast du deine Söhne bei dir?“

„Bei allen Göttern, Crispinus!“ sagte Crispina flehentlich auf Griechisch. „Sei vorsichtig!“

Aber die Knaben wandten sich bescheiden ab.

„Meinst du etwa, die Knaben verstünden nicht griechisch?“ fragte Crispinus lachend. „Sei unbesorgt! Ich sage nichts mehr.“

Dann sprach er flüsternd über den Kaiser. Er, Crispinus, sei in Ungnade gefallen. Der Kaiser empfangen ihn zwar noch, aber...

„Oh!“ rief er aus. „Wenn ich mir doch noch einmal einen Steinbutt oder etwas Ähnliches ausdenken könnte! Aber mir will nichts, nichts mehr einfallen.“

Sie flüsterten und sprachen zusammen. Jeden Augenblick konnte sie die Ungnade treffen. Selbst wenn ihnen Domitian das Leben ließ, besaßen sie nichts, standen sie auf der Straße.

Die Knaben saßen auf dem Rande des kleinen Nymphäums.

„Cäcilius!“

„Cäcilianus?“

„Ich langweile mich grenzenlos. Ich wollte, ich wäre bei Nilus mit den Gladiatoren.“

„Dreihundert Gesierzen jeden Tag.“

„Nun ja! Ich langweile mich dennoch gräßlich bei deiner Mutter.“

„Ich auch. Gräßlich. Ich kann hier nicht atmen bei deiner Mutter.“

„Es ist hier drückend.“

„Schrecklich drückend.“

„Ich bin müde vor Langweile.“

„Ich auch vor Langweile.“

„Wir wollen deine Mutter fragen, ob wir zu Bett gehen dürfen.“

„Ja. Wir wollen deine Mutter fragen, ob wir zu Bett gehen dürfen.“

Sie standen bescheiden auf und traten näher.

„Domina!“

„Domina!“

„Was gibt es, ihr Knaben?“

„Gestattet uns, Domina, daß wir...“

„Daß wir uns zurückziehen, Domina.“

Sie durften sich zurückziehen.

„Zwei schöne Steinbuttchen!“ hörten sie Crispinus noch sagen. Aber es machte keinen Eindruck auf sie, weil sie sich langweilten und müde waren vor lauter Langweile.

„Wie lange sollen wir bleiben?“ fragte Cäcilianus.

„So lange wie möglich. Dreihundert Sesterzen jeden Tag.“

„Drehundert Sesterzen jeden Tag,“ wiederholte schwachtend Cäcilianus, während seine Arme schlaff herabsanken.

Sie waren nun in ihrem schönen Zimmerchen, schauten sich um, schauten einander an.

„Es ist doch schön.“

„Ja, das ist es.“

„Wenn man nur einmal hinausgehen dürfte!“

„Was ist dort hinter der Mauer des Atriums?“

„Sehen wir einmal zu!“

Sie liefen an dem marmornen Delfin vorbei, der in seinem geringelten Schweif einen Amor hielt. Der streckte die Füßchen in die Luft. Sie wanden sich an der niedrigen Mauer empor.

„Gib acht auf deine schöne Tunika!“ sagte Cäcilianus.

„Ist mir gleichgültig,“ meinte Cäcilianus.

Sie wanden sich empor und starrten hinaus.

„Ein kleiner Gang,“ sagte Cäcilianus.

„Ja, ein kleiner Gang.“

„Ein schmaler, kleiner Gang.“

„Ein ganz schmaler, kleiner Gang.“

„Und hinter dem Gang?“

„Ich denke, der Park.“

„Ich denke auch, der Park.“

Sie dachten dasselbe. Schwupp, saßen sie auf der Mauer in ihren malbefarbigen Tuniken und mit den vergoldeten Rosenkränzen auf den blonden Köpfen. Schwupp, waren sie in dem kleinen Gang. Arr...

„Deine Tunika zerreißt,“ sagte Cäcilianus.

„Das ist mir gleichgültig,“ meinte Cäcilianus.

Der kleine Gang war gewiß für die Küchenklaven bestimmt. Schwupp, saßen sie auf der gegenüberliegenden Mauer. Schwupp, waren sie wieder unten, im Dunkeln, im dichten Gras.

„Der Park, glaube ich,“ sagte Cäcilianus.

„Ich glaube es auch,“ sagte Cäcilianus.

Sie versuchten zu atmen.

„Man kann auch hier noch nicht atmen,“ sagte Cäcilianus.  
„Was ist das nur?“

„Ich will es dir sagen,“ flüsterte Cäcilius. „Es ist der Kaiser.“  
„Glaubst du?“

„Ja.“

„Ich glaube auch, daß es der Kaiser ist.“

„Er ist dort im Palatium.“

„Das ist immer geschlossen.“

„Und finster.“

Sie liefen um die Mauer des kleinen Landhauses herum, erkannten dann den Weg zwischen den Steineichen und Tamarisken. Es mutete sie wie ein Abenteuer an, daß sie allein in den Park des Palatium waren.

„Denk nur, wenn wir plötzlich dem Kaiser...“

„Begegneten?“

Sie zitterten und freuten sich doch wieder über die Furcht, die ihnen die Langweile verschmeichelte.

„Wir wollen gehen!“

„Ja, wir wollen...“

Sie wußten, wohin, ohne es einander zu sagen. Zur Pforte des Septizonium.

Sie gingen. Wenn sie nur jetzt keinem Menschen begegneten! Wahrhaftig, Schritte! Wer kam da? Sie wollten sich verstecken.

„Wer versteckt sich dort?“ rief eine bekannte Stimme.

„Martial!“ riefen die beiden.

„Ihr Laugenichtse! Was treibt ihr hier?“

Sie sagten es ihm und sagten ihm auch, daß sie glaubten, ersticken zu müssen und daß sie sich zu sehr langweilten.

„Nehmt euch in acht!“ sagte Martial warnend. „Wenn ihr hier etwas tut, was ihr nicht tun dürft! Springt schnell wieder über die Mauer, ihr kleinen Schlingel!“

„Wir müssen die Prätorianer sprechen,“ sagte Cäcilius.

„Um vom Dominus auszurichten, daß er uns morgen abend dort bei ihrer Wache treffen will.“

„Seid nur vorsichtig! Valete!“

„Vale, Martialis!“

Martial eilte weiter, da er zum Kaiser entboten war. Die Knaben eilten durch den Park abwärts.

Sie kamen an das Tor, das noch nicht geschlossen war.

Draußen saßen die Prätorianer auf einer Bank. Darunter waren einige, die sie kannten. Es war der Decanus vom letzten Mal.

„Gute Nacht, Decanus!“

„Wollt ihr doch einmal einen Becher Wein mit uns trinken? Hei! Wie schön sie aussehen!“

„Kann ich ein Stück Brot erhalten?“ fragte Cäcilianus, der auf dem Tisch ein Soldatenbrot liegen sah.

„Prätorianerbrot?“ fragte einer der Soldaten.

„Ach ja.“

„Ach ja.“

Sie setzten sich in ihren malbefarbigen Tuniken rittlings auf die Bank. Das rote Lampenlicht spielte in den goldenen Rosen an ihren Schläfen. Sie bissen herzhaft in ein Stück Soldatenbrot und tranken den etwas sauren Wein. Er mundete ihnen trefflich. Sie begannen zu würfeln. Einige Denarii hatten sie in der Tasche.

„Ihr braucht nicht zu bezahlen, wenn ihr verliert,“ sagte der Decanus.

Sie fragten, ob sie jeden Abend auf einen Augenblick kommen dürften, und baten den Decanus, er möge dem Dominus Bescheid sagen lassen bei Nilus oder in dem Hause des Wäschers, daß er sie hier jeden Abend werde sehen können. War die Wache nicht stets die gleiche? Gleichviel, sie kannten nun fast sämtliche Prätorianer der Leibwache. Es sei doch wohl gestattet? Oder nicht? Ob der Decanus es tun wolle?

Der Decanus versprach es.

„Aber, ihr Kerlchen, sobald wir Schritte hören im Park oder draußen auf der Straße, wie der Blitz ins Haus! Hört ihr? Morgen nicht mit goldenen Rosen auf dem Kopf. Aufgepaßt! Heute Nacht erwarten wir keine Geringere als die Kaiserin selbst, die mit Fabulla und Domitilla davongegangen ist.“

„Aber nur zu den Christen,“ sagte Cäcilianus.

## Dreizehntes Kapitel.

Der Dominus hörte von dem Decanus, der ihm Botschaft sandte. Er kam meist am Abend spät zur Prätorianerwache beim Septizonium und sah die Zwillinge. Er hörte ihre Klagen. Das sei ein Leben dort in dem Hause der edlen Crispina! Sie schliefen zwar unter Decken aus Bomyz, und ihr Zimmer sei beinahe so schön wie das Zimmer auf der Crostra in den Bacchides, sie badeten in einem Porphyrbad und könnten allerlei feine Gerichte essen. Ihr Götter, wie sie sich sehnten nach dem Kohl des Nilus! Sie liefen den ganzen Tag in langen, bunten Tuniken umher und hätten nichts anderes zu tun als zu singen, die Flöte zu spielen und zu tanzen. Die Kaiserin komme beinahe jeden Abend mit Domitilla zu ihnen. Einmal hätten sie Gelegenheit gehabt, Fabulla zu fragen, ob sie noch immer an die Bühne denke, und Fabulla habe gesagt, die Bühne sei sündhaft, jawohl, sündhaft. Sie sei Christin geworden. Die beiden Großneffen des Kaisers, die der edle Quintilian erzogen habe, seien auch Christen geworden. Das scheine in der Luft zu liegen, seit jener heilige Mann der Christen dem siedenden Öl unverfehrt entstiegen sei. Auch die Kaiserin suche die Christen auf, weil sie sich im Palatium langweile. Sie selber langweilten sich auch. Man könne nicht atmen auf dem Palatin. Es laste etwas Beängstigendes, etwas Unheimliches darauf, das sie erschauern lasse. Nachts erwachten sie und horchten hinaus. Das komme daher, weil es in den Parks völlig still sein müsse, da der Kaiser krank sei, sagten die Prätorianer. Aber der Kaiser sei sehr gut zu den Prätorianern, sagten die Soldaten auch. Sie mochten ihn gern, und die Knaben sagten, daß auch die Gladiatoren nichts Schlechtes über den Kaiser hören wollten. Aber lustig sei es trotzdem nicht. Sie sehnten sich fort. Nun ja! Dreihundert Sesterzen jeden Tag! Darum täten sie es nur. Jeder Tag, der verflossen, sei dreihundert Sesterzen wert. Aber sie langweilten sich gräßlich, ebenso wie die

Kaiserin. Die Christen hätten sie schon in der Taberne des Nilus gesehen. Solche mürrischen Gesichter! Niemals heiter! Ach! Wie sie sich sehnten, davonzulaufen! Aber sie wagten es nicht. Sie wagten es nur um diese Zeit. Schwupp, über die eine, schwupp, über die andere Mauer und sich dann gründlich recken bei den Prätorianern, die sie alle kannten! Im übrigen sei alles in Ordnung. Der Dominus ging fort, und die beiden Knaben blieben noch und würfelten und tranken mit den Soldaten und schlichen dann nach Hause, schwupp, über die eine, schwupp, über die andere Mauer.

Aber an einem Abend — es war Ende Mai — traf der Dominus bei der Prätorianerwache nur Cäcilianus. Der Knabe saß leise schluchzend auf der Bank. Seine Augen waren mit Tränen gefüllt, und die Prätorianer versuchten ihn zu trösten. Der Decanus drückte ihn an sich und sagte, es werde wohl nicht so schlimm sein.

„Was gibt es denn?“ fragte der Dominus erschreckt.

Cäcilianus schluchzte und konnte beinahe nicht sprechen. Dann sagte es der Decanus:

„Allem Anschein nach wurde Cäcilius heute zum Kaiser entboten, Dominus,“ sagte der Decanus. „Das ist doch nicht schlimm! Der Kaiser ist nicht immer böse. Er wird Cäcilius tanzen sehen wollen oder die Flöte spielen hören.“

„Er ist noch nicht zurückgekommen,“ sagte Cäcilianus schluchzend. „Er ist schon den ganzen Tag im Palatium. Nun ist es schon lange dunkel, und alles ist geschlossen. Er kommt heute abend nicht mehr zurück. Die edle Crispina war auch unruhig.“

„Cäcilius?“ stammelte totenbleich der Dominus. „Cäcilius beim Kaiser? Wie kam denn das?“

„Der edle Crispinus ist daran schuld,“ sagte Cäcilianus schluchzend, während die Soldaten den Knaben mitleidig umringten. „Wir waren morgens zusammen in unserm Zimmer — es war wieder sehr langweilig, und man weiß nie, was man treiben soll, — da kam Crispinus und sagte, Cäcilius solle mit ihm kommen. ‚Wohin?‘ fragte ich. ‚Zum Kaiser!‘ sagte Crispinus. Crispina kam auch. Sie war sehr böse. Aber Crispinus befahl Cäcilius mitzukommen. Ich fragte, ob ich nicht meinen Bruder begleiten dürfe. Da sagte Crispinus Nein, aber vielleicht dürste ich ein andermal kommen. Er nannte uns die kleinen Steinbutten.“

„Das sagte er nur zum Spaß,“ meinten die Prätorianer ihn tröstend.

„Nein!“ sagte Cäcilianus und schüttelte den Kopf. „Das sagte er nicht zum Spaß. Ich habe ihn wohl durchschaut. Dieser edle Crispinus ist ein gemeiner Schurke.“

„St!“ sagten die Prätorianer. „Das darf man hier nicht so laut sagen.“

„Ich sage es aber doch!“ sagte Cäcilianus, noch immer schluchzend. „Er ist ein gemeiner Schurke. Dieser edle Crispinus ist ein gemeiner Schurke. Was brauchte er meinen Bruder mitzunehmen? Hätte er mich dann wenigstens auch mitgenommen! Aber er sagte, ein kleiner Steinbutt genüge.“

Die Prätorianer versuchten zu lachen.

„Ihr sollt nicht lachen!“ sagte Cäcilianus zornig, während er die Fäuste ballte. „Mein Bruder ist jetzt gewiß schon tot.“

Er schluchzte laut auf, während der Decanus ihn zu trösten versuchte.

„Nein, nein!“ sagten die Soldaten.

„Decanus!“ sagte der Dominus bleich. „Ich muß sofort die edle Crispina sprechen.“

„Dominus!“ sagte der Decanus. „Das geht nicht. Es ist viel zu spät. Komm morgen früh! Dann kann mein Stellvertreter dich anmelden. Wir alle wissen, wer du bist. Einer hier, Decius, wird den Cäcilianus zurückführen in das Haus der Crispina, zu der Mauer, über welche die Knaben zu springen pflegen.“

Am nächsten Morgen früh kam der Dominus zurück. Die neue Wache wußte von der Sache. Ein Prätorianer geleitete den Dominus, um ihn zu melden.

„Domina!“ sagte der Dominus. „Ich habe gehört...“

„Wie wißt Ihr?“ fragte Crispina bleich.

„Das tut nichts zur Sache,“ sagte der Dominus. „Ich weiß, ich weiß, daß Cäcilius beim Kaiser ist, und erinnere Euch an unsern Vertrag.“

Crispinus trat aus seinem Zimmer, noch nicht angekleidet, mit wirrem Haar.

„Welchen Vertrag?“ fragte er.

„Das kann die edle Crispina Euch sagen, edler Crispinus. Der Vertrag, den sie und ich geschlossen haben und laut welchem sie sich verpflichtet, mir zweihundertfünfzigtausend Sesterzen Schaden-

ersatz zu zahlen für jeden Schaden, der etwa der Person eines der beiden Knaben zugefügt wird und durch den ich einen Nachteil erleide.“

„Was?“ rief Crispinus rasend aus. „Ist das wahr? Zeigt den Vertrag!“

„Die edle Crispina mag Euch den ihrigen zeigen! Der meinige liegt wohlverwahrt an einem sicheren Ort.“

„Zeige den Vertrag!“ brüllte Crispinus seiner Schwester zu. „Warst du denn von Sinnen? Hast du, um diese Bastarde bei dir zu haben, einen solchen Vertrag unterschrieben?“

„Ja,“ gestand sie zitternd vor Angst.

„Du bist wohl toll?“ schrie er und packte sie rauh bei ihren Pulsen. „Zeige den Vertrag! Zeige den Vertrag!“

„Es verhält sich so, wie Lavinius sagt. Wenn dem Cäcilius etwas zustößt, muß ich dem Dominus hundertfünfundzwanzigtausend Sesterzen zahlen.“

„Zweihundertfünfzigtausend,“ sagte der Dominus kühl.

„Der Schadenersatz für beide“, sagte Crispina, „würde zweihundertfünfzigtausend Sesterzen betragen.“

„Vest Euren Vertrag noch einmal durch!“ sagte der Dominus. „Es steht deutlich darin: Im Falle einer der beiden Komödianten Cäcilius und Cäcilianus, die an die edle Crispina vermietet werden, irgend einen Schaden erleidet, erhält der Dominus einen Schadenersatz von zweihundert...“

„Zeige den Vertrag!“ brüllte Crispinus.

„Trebellius hat ihn gelesen,“ schrie Crispina.

„Und Labienus Postumus,“ sagte der Dominus.

„Zeige den Vertrag!“ raste Crispinus.

Crispina eilte ins Haus. Sie kam mit dem Vertrag zurück. Crispinus entriß ihn ihren Händen, las ihn.

„Es steht da!“ schrie er rasend. „Du, du bist von Sinnen, du Komödiantendirne! Wie konntest du es wagen, das zu unterschreiben? Dominus, ich zerreiße den Vertrag. Ich bin der Vormund meiner Schwester. Sie kann nichts tun ohne mich.“

„Zerreißt ihn, edler Crispinus!“ sagte der Dominus. „Zerreißt ihn! Ich habe den meinigen. Ich habe angesehene Beschützer, den Prätor, die Adilen, den edlen Verginius Rufus, den edlen Plinius, den edlen Frontin. Ich habe sie alle gebeten, ihr Klient sein zu dürfen. Sie haben alle eingewilligt. Ich bin ein freier Mann, edler Crispinus. Zerreißt den Vertrag! Dann wird Rom

Zeuge eines Prozesses sein, der zu seinen bedeutendsten zählen wird. Ich schrecke vor nichts zurück. Es war vielleicht unvorsichtig von mir, daß ich die Zwillinge hier auf den Palatin vermietete. Das Geld hat mich verlockt. Aber sollte wirklich dem Cäcilius etwas zustößen, woraus mir ein Schaden erwächst, so werde ich all mein Geld, das ich an den verschiedensten Stellen des römischen Reiches in Verwahrung gegeben habe, dazu verwenden, an mein Ziel zu gelangen.“

„Wenn aber die Gelder für verwirkt erklärt werden?“

Der Dominus lachte verächtlich.

„So leicht dürfte einem in Ungnade gefallenem Günstling denn doch nichts gelingen. Es gibt noch Recht in Rom, edler Crispinus. Bedenkt, daß ich den mächtigsten Schutz genieße. Sollte der Kaiser sich an Cäcilius vergriffen und das Kind ermordet haben, so wird er, sei es auch nur, um die Sache zu unterdrücken, diesen Vertrag wirksam sein lassen. Bedenkt, daß ein neuer Wind durch Rom weht! Nehmt Euch in acht!“

Der Dominus drohte ihm mit ausgestrecktem Finger, blickenden Auges, mit herrischer Gebärde, wie er einem Mitglied seiner Grew drohte, ihm, dem ägyptischen, in Ungnade gefallenem Günstling.

Crispinus hörte bebend zu. Seine Augen blickten scheel, er zitterte. Er glaubte an sein Fatum. Vorüber war jegliche Gunst des Schicksals. Was er tat, schlug nicht zu seinem Vorteil aus. Er legte langsam den Vertrag zusammen.

„Der Kaiser hat den Knaben nicht ermordet,“ sagte er nur. „Der Kaiser ist krank, und der Knabe zerstreut ihn. Er soll vor ihm tanzen. Das ist alles.“

„Wann kommt Cäcilius zurück?“ fragte Crispina mit flehentlichem Stimm.

„Das weiß ich nicht,“ sagte Crispinus dumpf. „Ich glaubte, er werde schon gestern abend zurückkommen. Des Kaisers Launen sind unberechenbar. Als ich ihm von den Knaben sprach, erinnerte er sich, sie im Theater des Pompejus gesehen zu haben. Ich fragte, ob er die Knaben tanzen sehen wolle. Ja, sagte er, den einen, den ältesten. Später den andern. Kaiserliche Gunst, Dominus, darf nicht ausgeschlagen werden, auch nicht von einem Komödianten.“

Sie maßten sich mit wütenden Blicken.

„Domina!“ sagte der Dominus. „Ich wünsche Cäcilianus zu sehen.“

Seine Stimme klang hochmütig wie die eines Gebieters.

„Kommt mit!“ sagte Crispina.

Sie führte ihn durch den schmalen Gang, vorbei an der roten Freskowand. Sie öffnete ihm die Tür zu dem zierlichen Kämmerchen.

„Cäcilianus!“ sagte sie leise. „Hier ist der Dominus.“

Der Knabe lag auf dem Bett. Er war nicht aufgestanden. Er war bleich und dunkle Schatten zeigten sich unter seinen Augen. Er lag in der weichen Üppigkeit seines zierlichen Bettes und stöhnte ganz leise.

„Was ist dir, Kind?“ fragte der Dominus.

Der Knabe regte sich nicht.

„Bist du krank?“

„Bist du krank, mein Junge?“ fragte Crispina.

Cäcilianus stöhnte.

„Was ist dir, mein Kerlchen?“ fragte zärtlich der Dominus.

„Ich bin krank,“ stöhnte der Knabe.

„Stehst du nicht auf?“

„Ich kann nicht.“

„Was hast du?“

„Ich weiß nicht.“

„So steh doch auf!“

„Nein.“

„Dein Brüderchen wird bald zurückkommen.“

Der Knabe schwieg. Crispina brachte ihm Obst und Gebäck. Er wehrte ab und weinte.

„Was möchtest du denn?“ fragte sie.

„Mein Brüderchen!“ sagte er leise stöhnend.

„Er wird bald zurückkommen,“ versicherte der Dominus. „Aber du darfst nicht krank werden. Wenn du nicht krank wirst, kommst du, wenn Cäcilianus zurück ist, wieder zu uns in die Subura.“

„Cäcilianus!“ sagte Crispina. „Cäcilianus kommt bald zurück. Aber du darfst nicht krank werden. Sage mir, was willst du, was kann ich dir geben?“

„Mein Brüderchen!“ sprach der Knabe stöhnend.

Er lag regungslos. Er schloß die Augen. Es war, als müsse er sterben. Er lag da wie eine weiße Blume, die dahinwelkte.

Ein leichter Schauer, gleich einem Fieber, überlief ihn immer und immer wieder.

„Es ist kühl hier,“ sagte der Dominus. „Wir wollen ihn mehr in die Sonne legen.“

Die Sonne warf ihre schrägen Strahlen in das Atrium. Der Dominus wollte das Bett mit dem kranken Knaben der Sonne entgegen schieben.

„Nein!“ stöhnte Cäcilianus.

„Warum nicht?“ fragte Crispina.

„Hier bleiben!“ stöhnte der kranke Knabe. „Neben dem andern Bett!“

Jetzt erst sahen beide, daß er seines Bruders Kissen mit den Armen umschlungen hielt.

## Vierzehntes Kapitel.

Als Cäcilius in der Frühe die Augen aufschlug, befand er sich in einem kleinen, zierlichen Kämmerchen, dessen eines Fenster zwischen Pfeilern hinaus sah auf das Forum, das in der Tiefe lag, wie ein Thal von wimmelndem Marmor. Die Tempel, die Triumphbogen und Säulen, die Basiliken, die Denkmäler, alles schob sich dicht voreinander, und zwischen alles hindurch wimmelte gleich großen bunten Ameisen die Menge. Die Sonne fiel schräg in das kleine Zimmer, und vor Cäcilius, der auf seinem niedrigen Bett lag, stand Carinus.

Carinus war der junge Günstling des Kaisers und kaum einige Monate älter als Cäcilius. Er entstammte einem patrizischen Geschlecht. Er war ein sehr schöner Jüngling mit kurzen, braunen, lockigen Haaren und tiefblauen Augen. Er trug eine kurze hellblaue Seidentunika. Saphire blitzten in seinem Haarband, an seinen Fingern, an seinem Gürtel, an seinen Schuhspangen.

„Verzeiht mir, edler Carinus!“ sagte Cäcilius und stand auf.

„Schliefst du noch?“ fragte der junge Patrizier.

„Ja.“

„Warst du müde?“

„Ein wenig. Ich habe gestern spät und lange vor dem Kaiser getanzt.“

„Parthenius, der oberste der Cubicularii, hat mir gesagt, ich solle dich aufsuchen, Cäcilius. Ich wollte dich nicht wecken.“

„Die Sonne hat mich geweckt, Herr.“

„Vor dem Abend wirst du vermutlich nicht zum Kaiser befohlen. Wir werden heute zusammen sein.“

„Ja, Herr.“

„Nenne mich Carinus! Du bist blaß, Cäcilius. Hast du nicht gut geschlafen?“

„Ich habe geträumt,“ sagte Cäcilius, indem er sich die Augen rieb. „Ich habe von meinem Brüderchen geträumt, es sei krank. Wir können nicht lange ohne einander sein, Herr.“

„Nenne mich Carinus!“

„Das wage ich nicht, Herr. Ihr seid ein vornehmer Jüngling, ich bin nur ein kleiner Komödiant.“

„Der Sohn der Crispina?“ fragte lächelnd Carinus.  
Cäcilius blickte verlegen.

„Ich weiß nicht.“

„Es bleibt sich gleich,“ sagte Carinus. „Ich will dein Freund sein für die Zeit, die du hier im Palatium verbringst. Auch ich fühle mich oft einsam. Welch schönes, blondes Haar du hast, Cäcilius!“

„Nein, lieber Carinus. Ihr seid schön mit dem kurzen, braunen Haar.“

„Ich habe meine Haare gerade abschneiden lassen. Ich habe soeben das Alter erreicht, in dem das üblich ist.“

„Wem habt Ihr sie geopfert, Carinus?“

„Dem Gotte Askulap zu Pergamon in einer goldenen Kapsel. Martial hat ein Epigramm darauf gemacht und unser Statius ein Gedicht von mehr als hundert Versen.“

Cäcilius lachte. Er wusch sich und kleidete sich an. Es kam ein Sklave, der ihm behilflich war, die lange goldglänzende Histrionentunika anzulegen, die langen Bänder seiner vergoldeten Schuhe zu schließen und den vergoldeten Rosenkranz zu befestigen.

„Martial macht auf alles und auf jeden Epigramme,“ sagte Cäcilius.

„Auf dich auch?“

„Auf mich und auf mein Brüderchen. Aber ich muß mein Haar lang tragen, weil ich ein Komödiant bin. Die Constrig der Gymnasium könnte mich sonst nicht frisieren.“

„Wie warst du schön, Cäcilius, in den Bacchides! Wie schön sahst du aus und wie gut spieltest du!“

„Aber mein Brüderchen auch, Carinus.“

„Ja, Cäcilianus auch. Höre, Cäcilius! Ich habe gehört, er sei krank.“

„Wie ich es träumte, wie ich es jede Nacht träume.“

„Wieviel Nächte schon?“

„Alle fünf Nächte, seit ich hier bin.“

„Ich habe mir gedacht, es sei gut, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, daß es dir wohl geht. Es geht dir doch gut?“

„Ja, Carinus. Ich bin kräftiger als mein Brüderchen. Ich

werde nicht krank werden, obwohl ich etwas müde bin. Denn gestern habe ich sehr lange vor dem Kaiser tanzen müssen.“

„Das ist eine große Ehre,“ sagte Carinus. „Es wird dir von großem Vorteil sein. Du hast hier alles: ein schönes Zimmer, schöne Kleider, einen Sklaven, der dich bedient. Sieh! Wie schön dieser Blick über das Forum!“

„Ja, Carinus. Aber ich bin daran gewöhnt, frei und mit meinem Brüderchen zusammen zu sein. Wir sind wohl Komödianten und Sklaven, aber doch frei. Hier bin ich gefangen.“

„Darfst du das Palatium nicht verlassen?“

„Nein, Carinus.“

„Ich werde Cäcilianus heute deine Grüße überbringen. Ich darf durch den Park gehen. Komm nun mit!“

Carinus streckte die Hand aus. Er lächelte. Er war schön wie ein junger Cros. Aus seinem Lächeln aber sprach eine unendliche Wehmut.

„Carinus!“ sagte Cäcilius. „Du bist schön wie der Cros des Praxiteles, den wir in Hellas gesehen haben. Du lächelst ebenso wehmütig wie er.“

„Ich lächle nicht wehmütig,“ sagte Carinus abwehrend.

„Komm mit!“

Die Knaben traten zusammen aus der Kammer. Sie gelangten in eine Galerie, auf die die Zellen der bevorzugten Sklaven mündeten. Die Galerie endete in einer Portikus, die über das Haus der Vestalinnen hinweg sah und mit ihren Säulen vor der Palastkaserne der Prätorianer auftrug. Diejenigen von ihnen, die keinen Dienst hatten, saßen rittlings auf den Bänken und würfelten.

„Wir,“ flüsterte Cäcilius schalkhaft, „mein Brüderchen und ich, haben auch schon gewürfelt und getrunken.“

„Wo?“

„Bei der Pforte am Septizonium.“

„Ich nie.“

„Ihr, Carinus, seid auch ein Patrizier.“

Carinus lächelte geringschätzig. Die Jünglinge wanderten weiter. durch eine zweite Galerie, von der Treppenschichten nach der Area Palatina, dem großen Platz vor dem Palast, führten.

„Ja!“ sagte Cäcilius und deutete abwärts. „Dort wurden wir bedrängt vom Volke, das uns ausschalt. Es war Salutatio beim Kaiser gewesen, und ich war mit meinem Brüderchen zu-

sammen. Damals beschützte uns Martial, und wir bestiegen die Sänfte des edlen Plinius.“

Er sprach das alles so, als sei es eine Erinnerung, die weit, weit zurücklag.

„Kommi!“ sagte Carinus. „Gib mir deinen Arm! Ich will dir den ganzen Palast zeigen.“

Cäcilius nahm schüchtern des Carinus Arm. Sie stiegen die Treppe hinunter. Überall an den Treppen, oben, unten, an den Türen, am Ein- und Ausgang, standen Prätorianer. Es war wie eine verlassene Weite von Marmor und Mosaik, mit Gold aufleuchtend an den korinthischen Kapitellen und Architraven, an den Siegesgöttinnen auf Säulen von Porphyrt, an den gelben und roten und weißen Palastmauern aus verschiedenem, edlem Gestein, und der ganze, weiße Platz glühte verlassen in der strahlenden Sonne. Und hier und dort und überall Prätorianer, deren Helme und Schilde und Speere den grellen Glanz zurückwarfen. Der Kaiser war immer krank, und seine Krankheit war ein Verfolgungswahn. Er blieb unsichtbar in seinem Palast und empfing niemand mehr. Es fanden keinerlei Begrüßungen und Audienzen mehr statt. Nichts schien sich zu ereignen in dem Palast, es schien niemand erwartet zu werden. Alle Prätorianer blickten von allen Emporen und Treppen herab auf die beiden Knaben, die Arm in Arm den Platz überschritten.

Denn sie alle kannten Carinus und jetzt auch Cäcilius. Sie ließen sie überall passieren und grüßten Carinus mit dem Speer oder blinzelten Cäcilius zu. Die drei monumentalen Tore des Palastes unter der ungeheuren Portikus waren geschlossen. Carinus führte Cäcilius durch ein kleines Seitentor links und ging mit ihm zwischen den Prätorianern hindurch.

„Stehen die Wachen überall?“

„Ja,“ sagte Carinus. „überall. Aber du siehst, ich darf hindurch und du mit mir.“

„Aber ich darf die Treppe zum Forum nicht hinuntersteigen?“

„Nein.“

„Und nicht in die Parks?“

„Nein.“

Die Knaben waren nun in dem flavischen Palast. Cäcilius an des Carinus Seite sah die sonst von niemand geschauten Basiliken der kaiserlichen Rechtspflege. Er dämpfte seine Stimme. Es waren Unermesslichkeiten aus Marmor von Numidien und

Karystos, Wälder von Säulen, und aus der Ferne gesehen schien es so, als ständen überall, bei allen Toren, Prätorianer.

„Wie wunderschön das ist!“ flüsterte Cäcilius. „Aber leer und drückend! Man kann hier nicht atmen, würde Cäcilianus sagen. Aber es ist schade, daß er es nicht sieht. Denn es ist schöner als irgend etwas in Alexandria.“

„Sieh!“ sagte Carinus, als sie die Basiliken durchschritten hatten. „Dies ist das Triclinium, der große Speisesaal, den Martial die Cenatio Jovis, Jupiters Speisesaal, genannt hat.“

„Oh!“ sagte Cäcilius bewundernd und blieb auf der Schwelle stehen zwischen den vier Prätorianern, die dort Wache hielten.

Leer und öde breitete sich der unabsehbare Saal unter seiner ungeheuren gewölbten domähnlichen Decke. Bei jedem Schritt der langsam vorwärts schreitenden Knaben änderte sich die Fernsicht zwischen den unzähligen, unzähligen Säulen. Zur Seite des nischenförmigen Throns, auf dem bei den Festmahlen der Kaiser lag mit seinen Günstlingen, umblühten zwei runde Nymphäa mit Lotus, Myrthe und Oleander die Wasserstrahlen, die von marmornen Delphinen hervorgespien wurden.

„Oh!“ wiederholte Cäcilius. „Es ist genau so groß wie das Theater des Pompejus.“

„Ich glaube nicht,“ meinte Carinus lächelnd.

„Ich glaube es auch nicht,“ wiederholte Cäcilius, froh, etwas wiederholen zu können. Er war daran gewöhnt, daß er oder Cäcilianus ihre Worte gegenseitig wiederholten.

„Aber Martial hat doch gesagt...“ sagte Carinus.

„Ja, in einem seiner Epigramme.“

„Daß er einer Aufforderung des Kaisers...“

„Ja, des Kaisers den Vorzug geben würde...“

„Vor einer Einladung Jupiters.“

„In den Olymp.“

Cäcilius meinte, Carinus sei ihm ein lieber Freund. Denn es war fast ebenso, als wenn er sich mit seinem Brüderchen den Palast ansähe. Doch Carinus war nicht sein Brüderchen, und sein Brüderchen war krank. Aber er, er wollte nicht krank werden.

„Wir wollen uns hier hinsetzen,“ sagte Carinus.

Sie setzten sich in eines der Nymphäa zwischen den Rosen auf den Rand des Bassins.

„Ja!“ — Carinus träumte laut — „Ich habe hier die wunderbarsten Feste erlebt. Noch vor einem Jahre. Da sprühten Düste

von oben herab und Rosen entranken der Decke, die sich behrte. Nun ist das alles vorüber.“

„Entbietet der Kaiser dich häufig zu sich, Carinus?“

„Nein, nie mehr. Ich glaube, er weiß nicht mehr, daß ich lebe. Ich bin zwar stets in seinem Gefolge, aber er sieht sich nie mehr nach mir um. Und doch kann ich nicht fort aus dem Palast. Ich darf nicht fort. Es ist besser, daß ich bleibe. Denn meine Eltern sind arm.“

Carinus wurde sehr wehmütig. Aber er wollte es nicht zeigen. Als es im Nymphäum heiß zu werden begann von der stets höher steigenden Sonne, führte Carinus Cäcilius in sein eigenes Gemach, wo er mit ihm speisen sollte.

„Carinus!“ sagte Cäcilius. „Wie lieb bist du zu einem armen kleinen Komödianten, der sein Brüderchen nicht bei sich hat!“

Carinus lächelte schweigend und lud Cäcilius ein, sich niederzulegen. Es war ein kleiner, runder Pavillon mit tiefschwarzen kleinen marmornen Säulen und feinen Fresken auf roter Wand. Da war ein Sigma, ein Bett zum Liegen in der Form eines S für zwei Genossen. Sklaven brachten zwei Tischchen, die sie in die Rundungen des S stellten.

Da gab es Blumen und Früchte und hellen, topasfarbenen Wein.

„Wenn Cäcilianus nur dabei wäre!“ sagte Cäcilius.

Sie aßen, der junge Patrizier und der kleine Komödiant. Dann blieben sie allein, und Cäcilius schlief müde ein. Er lag da scheinbar getröstet, aber dennoch schmachkend in den Kissen und schlief, schlief.

Carinus neben ihm hatte einer bronzenen Hülle eine Buchrolle entnommen und las.

Cäcilius schien nicht erwachen zu wollen. Carinus blickte dann und wann zu ihm hin. Er schlief weiter. Der Mittag schleppte sich hin. Endlich erwachte Cäcilius.

„Ich habe geträumt,“ sagte er sogleich.

Der Schlaf schien ihn nicht erquickt zu haben. Er war müde und blaß, hing sich in Carinus Arm, glitt zu seinen Füßen nieder, legte seinen Kopf auf des Carinus Schoß und weinte still und lautlos.

Es begann zu dämmern. Draußen meldete sich ein Sklave, indem er mit einem bronzenen Klopfer an die Tür schlug.

Er erschien.

„Ebler Carinus!“ sagte er. „Parthenius schickt mich. Der Kaiser läßt Cäcilius entbieten.“

„Er wird gehorchen,“ sagte Carinus.

Der Sklave zog sich zurück.

„Cäcilius!“ sagte Carinus. „Hast du gehört? Der Kaiser läßt dich entbieten.“

„Ja,“ sagte Cäcilius matt.

Er stand auf.

„Ich werde dich hinführen,“ sagte Carinus.

Er geleitete den kleinen Komödianten durch den Palast. Überall in den endlosen Gängen, Hallen, Sälen, Portiken dämmerte der im Schatten lagernde Fernblick mit den Glanzlichtern der Helme und Speere der Wache haltenden Prätorianer. Es war wie ein verlassener Gespensterpalast, riesenhaft weit für einen Fürsten, der nicht da war und doch überall bewacht wurde.

Plötzlich gewahrten die Knaben in einem Vestibulum Frauen, die miteinander flüsternten.

Es war die Kaiserin mit Domitilla, Crispina, Fabulla.

„Was gibt es?“ fragte die Kaiserin ängstlich.

„Nichts, Augusta,“ sagte Carinus. „Der Kaiser hat Cäcilius zu sich befohlen.“

„Zum Tanzen?“

„Zum Tanzen, Augusta.“

Crispina näherte sich ihrem Sohn.

„Cäcilius!“ sagte sie. „Cäcilianus läßt dir sagen, daß er von dir träumt.“

Sie ordnete seinen vergoldeten Rosenkranz.

„Er sieht dich tanzen, vom Flimmer umhellt.“

„Edle Crispina!“ antwortete Cäcilius. „Sagt dem Cäcilianus, daß ich von ihm träume und ihn in meinen Träumen krank sah, aber daß ich nicht krank bin und er auch nicht krank werde.“

Parthenius trat aus dem Wachtraum, der vor den kaiserlichen Gemächern gelegen war.

„Komm!“ sagte er.

Cäcilius grüßte die Kaiserin, die Frauen. Jawohl, dachte er bei sich, die Kaiserin, die mit Paris . . ., die hagere Domitilla, von deren Mutter Priscus und Verus, die Gladiatoren, sich mancherlei zu erzählen wußten, und Fabulla, die erst seine Rollen hatte spielen wollen und die nun Christin werden wollte.

Dann die Mutter des Cäcilianus und auch die seine, Crispina, und Carinus.

Er ging auf Carinus zu, kniete nieder, küßte ihm die Hände.

„Komm!“ befahl Parthenius nochmals.

Er stand auf und folgte Parthenius Treppen hinunter, viele Treppen hinunter, die er bereits alle kannte. Ein Traum war es, der sich wiederholte. Prätorianer standen an den untersten Treppenstufen und vor den niedrigen Pforten der unterirdischen Gewölbe. Eine dieser Pforten öffnete Parthenius.

Cäcilius trat ein. Er wußte schon um dieses Phantom. Er befand sich in einer langen, langen Galerie. An den Wänden entlang waren hohe, breite Phengitessteine zu sehen, Rechtecke aus kappadokischem Spiegelstein gleich Kulissen, wie die Choragii sie auf einem Proszenium aufstellten, aber hier im Zickzack angeordnet. Die ganze Galerie entlang waren die hohen, breiten Phengitespiegel in stets gleichem Zickzack angebracht. Cäcilius sah sein Bild sogleich von links und rechts, von vorn und von rückwärts zurückgeworfen, tausendmal zurückgeworfen.

Ganz hinten in der Galerie saß in einem Sessel ein Mann. Es war der Kaiser Domitian.

Er saß da zusammengesauert, leidend und starrte zu Cäcilius hinüber. Hinter ihm waren Prätorianer, und Crispinus stand hinter seinem Sessel und in den Phengitessteinen dort am Ende des Spiegelganges sah Cäcilius ihrer aller Rücken sich spiegeln.

Dann fing der Knabe an zu tanzen. Ihm war, als fühle er sich von Anfang schon todmüde. Die sonst so geschmeidigen jugendstarken Glieder waren ihm wie zerschlagen. Aber er dachte im stillen: was soll ich tanzen? Es mußte, sollte es dem Kaiser zusagen, jedesmal etwas Neues sein. Als er sein Bild von den schräg aufgestellten großen Steinrechtecken hier und dort und überall zurückgeworfen sah, täuschte eine seltsam überspannte Vision ihm vor, er sehe Wasser, dann meinte er, er werde wohl Narcissus tanzen können, der sein Spiegelbild im Wasser geschaut und sich in sich selbst verliebt hatte. Daher tanzte er seine Verliebtheit in sich selber und bildete sich gleichzeitig ein, es sei Cäcilianus, den er dort in den Spiegelsteinen auf sich zukommen und wieder zurückweichen sah, stets mit den ihnen beiden eigenen Gebärden. Allein es war nicht Cäcilianus, er selbst war es. Währenddessen tanzte er und spielte, als höre er die Nymphe verliebt rufen.

Aber er verschmähte sie und lächelte sich selber in den Spiegelsteinen zu, die winkten wie seltsame senkrechte Wasserflächen, wie zickzackförmige Meeresspiegel, in denen Narcissus sein eigenes Bild sah...

Er tanzte. Er wußte nie, wann er aufhören durfte. Denn der Kaiser machte keinerlei Bewegung, saß, ohne sich zu rühren, sprach kein Wort. Im Hintergrund der Galerie, die mit den schrägen Spiegeln nach dem Ende zu verlief, wo der Kaiser saß, verschwanden Crispinus und die Prätorianer vor des Cäcilius Blicken wie seltsame Schemen und Schatten, wie unwirkliche Spiegelbilder hinter der einen einzigen Wirklichkeit, dem Kaiser. Der saß dort deutlich sichtbar und rührte sich nicht und starnte, starnte.

Der Knabe tanzte. Schweißperlen traten ihm auf die Stirn und tropften langsam hernieder. Er wiederholte in stets wechselnden Arabesken melodioser Bewegung, in einem Rhythmus, den nur er in dieser musikalischen Stille hörte, dieselben Motive von der Verschmähung der verliebten Echo und Selbstverliebtheit, dachte währenddessen an Cäcilianus und sah ihn daliegen mit großen, hohlen Augen und Wangen. Ein Fieber der Mattigkeit durchzitterte seinen Körper, der immerfort, immerfort sich bewegte, bis ihn endlich ein Schwindel packte. Er fühlte, daß er zu schweben begann in seinem eigenen Tanz. Eine lautere, klare Schönheit war dieses Schweben. Der Kaiser starnte. Dann kam es Cäcilius in den Sinn, daß er sterben könne gleich Narcissus, daß dies das Ende sei, daß er dann einer Narzisse gleich wieder erblühen werde. Er spielte sein Sterben, und seine Mattigkeit kam ihm zu Hilfe. Er sank zusammen vor einem der Spiegel und fühlte, während seine letzten Gebärden leise verzuckten, wie die kalten Spiegelsteine an seinem zitternden feuchten Körper glühten. Dann brach er zusammen zwischen diesen Widerspiegelungen, die sein Zusammenbrechen vervielfältigten hinter ihm, vor ihm, über ihm, schloß die Augen und blieb liegen einer weißen Blume gleich.

Von weitem her hatte sich Crispinus durch die lange Spiegelgalerie genähert. Langsam kam er daher voller Furcht, der Knabe könne tot sein. Er dachte an den Dominus, an den Vertrag, an die zweihundertfünzigtausend Sesterzen. Er stieß mit dem Fuß gegen den kleinen Tänzer. Der rührte sich nicht. Er lag da matt, gleich einer Narzisse, die an einem Ufer dahinwelkt.

Crispinus beugte sich herab. Seine Hand betastete den Sohn

seiner Schwester voll ängstlicher Sorge um das eigene Wohl. Der Knabe lag bewusstlos da, in kaltem Schweiß gebadet.

Hinten in der Galerie hatte sich der Kaiser erhoben. Auch er kam nun daher durch die lange Galerie. Links und rechts schaute er in den Spiegel, während er sich langsam näherte, voller Argwohn, gequält von dumpfem Verfolgungswahn. Als er Cäcilius erreicht hatte, sagte Crispinus:

„Göttlicher Augustus! Der Knabe ist ohnmächtig.“

Der Kaiser antwortete nicht. Er stieß selber mit dem Fuß gegen den kleinen Tänzer. Der rührte sich nicht. Dann ging der Kaiser schweigend, doch mit einem geringschätzigen Lächeln, das Crispinus galt, langsam weiter. In den Spiegeln vor sich schielte er verstohlen nach dem Günstling, der einst den Steinbutt... Dann verschwand Domitian zwischen zwei Spiegeln hinter einer geheimen Tür. Er verschwand, gleich als sei er in dem Spiegelstein selber verschwunden.

Crispinus winkte den Prätorianern, die bei dem Sessel stehen geblieben waren.

„Hebt den Knaben auf!“ sagte er. „Tragt ihn in sein Zimmer!“

Mit seinem eigenen Mantel bedeckte er Cäcilius. Die Prätorianer hoben den bewusstlosen Knaben auf und trugen ihn die Spiegelsteine entlang. Es schien, als sei in ihrer Widerspiegelung eine flüchtige Bewegung hängen geblieben von melodiosen Tanz und blumenzartem Dahinwelken.

\*

Etwas um die nämliche Stunde erschien Carinus, von Crispina geführt, an des Cäcilianus Krankenlager und sprach:

„Cäcilianus! Cäcilius läßt dich grüßen und läßt dir sagen, daß es ihm gut geht.“

Cäcilianus lag bleich, mit einem Schatten um die großen Augen wie stets, auf seinem Bett, und es schien, als wolle ein nie weichendes Fieber ihn verzehren. Er schlief kaum, er aß kaum, er rührte sich nicht. Er sagte jetzt nur mit seiner matten Stimme:

„Wenn Cäcilius nicht tot ist, so ist er krank. Ja, Cäcilius ist krank. Er hat getanzt zwischen allzuviel Geflimmer.“

„Cäcilius läßt dir sagen, Cäcilianus,“ fuhr Carinus fort, „du mögest stark sein und essen und aufstehen.“

„Ja,“ antwortete mit matter Stimme der Knabe.

„Du dürftest nicht mehr krank sein, wenn er zurückkommt.“

„Nein,“ sagte Cäcilianus aufstöhnend und weinte.

Carinus ging, Crispina pflegte ihren Sohn. Sie pflegte ihn mit ihren Sklaven, Sklavinnen, gleich als sei er ein kranker Prinz. Er lag in seiner kleinen Kammer, die auf das zierliche Atrium hinausging, während der Delphin den Amor mit seinem geringelten Schweif umschlungen hielt und seine Springbrunnenstrahlen auspie in der wasserdurchrauschten, duftenden, durchsonnten Üppigkeit des verfeinerten Patriziers. Wenn Crispina ihn so daliegen sah, meist schweigend, regungslos, bleich und mit starrem Blick, während ein Flötenspieler auf der Schwelle zart die Flöte blies, während Obst und Gebäck und schneegekühlte Erfrischungen auf einem Dreifuß neben seinem Lager standen, während sie selbst seine blonden Haare bürstete und mit Duft besprengte, hatte sie ihren Sohn sehr lieb, so wie ein kleines Mädchen ihre Puppe liebt. Aber zugleich dachte sie immerfort an die zweihundertfünfzigtausend Sesterzen, die in dem Vertrag erwähnt waren.

## Fünftehntes Kapitel.

Der Dominus kam täglich. über den Knaben war nun eine gelassene Müdigkeit gekommen, und er schien nicht unwillig. Wenn der Dominus oder Crispina ihn ermunterten, aufzustehen, versuchte er es zu tun. Es gelang ihm zwar, aber in der drückenden Sommerhitze sank er sofort wieder auf ein Pantherfell an der Schwelle und blieb dort liegen. Oder sie trugen ihn in den Park und legten ihn in das blumenübersprenkelte Gras zwischen die Vorbeerbäume. Stundenlang lag er dort. Er welkte sichtlich dahin.

Plinius und Martial besuchten ihn häufig, und Crispina zeigte ihren Sohn und versuchte nicht einmal zu verhehlen, daß die Zwillinge ihre Söhne waren, obwohl weder Plinius noch Martial jemals irgend eine Anspielung machten.

„Er kann nicht hierbleiben, edle Crispina,“ sagte Plinius. „Der Knabe wird hier sterben. Gestatte mir, daß ich ihn in mein bei Laurentum gelegenes Landhaus führe!“

Allein Cäcilianus hörte ihn. Er stöhnte laut auf, schluchzte und bat flehentlich, man möge ihn hierlassen. Denn er wollte in der Nähe seines Brüderchens bleiben.

„Bei mir in meinem kleinem Landhaus bei Nomentum“, sagte Martial, „wäre er nicht allzu weit von ihm entfernt. Aber darin stimme ich mit meinem Freund überein: hier stirbt das Kind. Was meint Ihr, Dominus?“ fragte der Dichter den Lavinius Gabinus, der soeben eintrat.

Der Entschluß wurde gefaßt. Martial, allein am Krankenbett des Knaben, sprach auf ihn ein. Er habe nicht genügend frische Luft in den engen Gärten des Palatium, hier könne er nicht genesen, hier müsse er sterben, noch bevor Cäcilus zurückgelehrt sei.

Der Dichter sprach mit großer Überredungskunst, behaglich, machte hin und wieder ein paar Scherze. Plinius, der sich dann näherte, sprach:

„Cäcilianus! Wenn du mit Martial nach Nomentum gehst, um draußen in der frischen Luft zu genesen, will ich dir alles geben, um was du mich bittest, sofern ich deinen Wunsch erfüllen kann.“

Wie ein Kind antwortete der Knabe:

„Mein Brüderchen!“

„Das ist mir unmöglich,“ sagte Plinius. „Bitte mich um etwas anderes! Denk dir etwas aus, was du gern haben möchtest.“

„Ich weiß nichts.“

„Denk dir etwas aus!“ Plinius drang in ihn.

Der Knabe überlegte und sagte dann:

„Carpophorus!“

„Möchtest du Carpophorus ab und zu um dich haben?“

„Ja,“ sagte der Knabe.

„Er wird zu dir kommen, Cäcilianus,“ versprach Plinius. Cäcilianus ließ sich hinüberbringen nach dem kleinen Landhaus des Martial, die Via Nomentana entlang. Er lag in einer kleinen Sänfte, die Plinius zur Verfügung gestellt hatte. Drüben blauten die Sabiner Berge. Die tiefe Sommerluft war warm, doch erfrischend. Über die Berge strich ein leichter Wind.

Das Haus war klein, aber behaglich und weinumrankt. Um ein kleines, niedriges Triklinium lagen zwei Cubicula, davor ein Atrium. Es war an einem Weinberg gelegen, der im Herbst üppig zu werden verhieß. Auf einem hügligen Rasenplatz weidete eine Ziege. Das Ganze war von einer kleinen Mauer umschlossen. Ein kleiner, grinsender Pan stand da, der das kleine Gütchen bewachte. Da war ein kleiner Gemüsegarten, und der Sklave des Dichters war gerade damit beschäftigt, ihn zu begießen, als sie anlangten: Martial, der Dominus, beide auf Maulfeln, und die Sänfte, von zwei Sklaven getragen, und darin der kranke Knabe.

Auf den Feldern ringsum ließen die Hirten ihre Schafe weiden.

„Cäcilianus!“ Martial führte den Knaben hinein. „Sieh! Es ist hier nicht so prunkvoll wie bei dir, ich meine wie bei der edlen Crispina.“

„Es ist hier nicht so drückend,“ meinte der kranke Knabe, der wohl bemerkte, daß Martial sich beinahe versprochen hatte.

„Wir sind hier sehr nahe bei Rom.“

„Nicht so weit wie in Laurentum,“ sagte der Dominus.

Cäcilianus schaute sich um.

„Nicht so weit?“ sagte er zweifelnd.

Er legte sich erschöpft zur Ruhe. Auf der Bank vor dem Hause saß schlecht gelaunt der Dominus. Die Hände ruhten zwischen seinen Knien, der Kopf lag auf der Seite. Martial setzte sich neben ihn.

„Kommt, Dominus!“ flüsterte der Dichter.

„Ach, edler Martial!“ klagte der Dominus endlich. „Welche schweren Zeiten für einen Dominus Gregis! Die Sommermonate schleppen sich nur hin. Und dann meine Zwillinge!“

„Eure Zwillinge, Dominus?“

„Meine Zwillinge, Martial, die vielleicht beide sterben werden. Wie lange ist Cäcilius nun schon beim Kaiser? Wie lange ist Cäcilianus schon krank? Ich weiß es nicht. Die Wochen schleppen sich hin. Mein Herz ist voller Sorge. Ich verdiene nichts mit meiner Greg. Jawohl, ich erhielt von Crispina für jeden Tag dreihundert Sesterzen. Aber wie es jetzt ist, da Cäcilianus nicht mehr bei ihr und Cäcilius in dem Palatium ist, das weiß ich nicht. Das ist eine verzwickte Sache, die ich einmal mit Labienus Postumus, meinem rechtskundigen Berater, besprechen muß. Seht! Einen Prozeß führe ich lieber nicht mit den Angesehenen. Aber doch, sollte dem Cäcilius beim Kaiser etwas zustoßen, dann, ja, edler Martial, dann... Dazu die langen Sommermonate, in denen wir nicht spielen! Ich vermiete meine Komödianten zwar so viel wie möglich, aber wie soll ich die Zeit bis Oktober überstehen, wo wir nach Karthago reisen müssen? Vielleicht werde ich gar nach Karthago reisen müssen ohne meine Knaben, meine Zwillinge, die, edler Martial, mein Glück, meine Liebe, mein alles sind. Der Senex hat mich verlassen. Er ist Christ geworden. Clarus ist davongelaufen, und mein Kummer hat mich daran gehindert, ihn schnell genug verfolgen zu lassen. Ach! Das alles bedeutet Sorge und Verlust, Sorge und Verlust, edler Martial, für einen armen Dominus Gregis.“

Der Abend senkte sich sternensüß auf die Felder herab. Der Dominus ritt auf seinem Maulesel langsam davon und verschwand über den weißen Weg in der Richtung nach Rom. Martial setzte sich in seinem Zimmer zum Schreiben hin bei der Lampe. Die Tür war weit geöffnet, und so sah er, wie Cäcilianus in seinem schmalen Bettchen lag und schlief. Am nächsten Morgen in der Frühe kam ein Reiter dahergetrabt,

von einer Staubwolke eingehüllt. Riesengroß nahm er sich aus auf seinem großen Roß, und Martial, der im Gemüsegarten nach seinen Bohnen sah, erkannte Carpophorus. Der Jäger sprang ab und näherte sich, die Zügel des Pferdes in der Faust.

„Nun, berühmter Jäger,“ sagte der Dichter grüßend, „auf den ich, um seine Tapferkeit und Kraft zu verewigen, mehr Epigramme schrieb als sonst auf irgend jemand, seid Ihr da?“

„Der edle Plinius, Herr...“

„Wichtig! Hat Euch wissen lassen, das Cäcilianus sich nach seinem großen Freunde sehnt. Da liegt er noch und schläft!“

Martial wies auf die geöffnete Kammer.

Der Jäger band sein Roß an den Zaun. Er näherte sich der Kammer. Gerade öffnete der Knabe die Augen.

„Du liebes Kind, mein süßer Knabe!“ murmelte der Jäger zwischen seinen behaarten Lippen. „Mein Glücksbringer, mein Talisman! Ihm verdanke ich es, daß ich den numidischen Löwen besiegte und dem Tier den Rachen mitten durchriß. Ihm verdanke ich es, daß ich noch am Leben bin. Ich werde immer siegen, solange er lebt und mir nahe bleibt.“

„Carpophorus!“ rief Cäcilianus.

„Hier bin ich,“ sagte der Jäger und kniete vor dem Bett nieder. Er war unförmlich gebaut, mit roten Narben besät, gebräunt waren die muskeltrotzenden Arme, die viereckigen Knie, die seine lederne Gladiatorentunika bloß ließ, und in seinem kleinen kraushaarigen Kopf waren seine Augen dunkel und gut wie die eines treuen Tieres. Seine gewaltigen Hände, die einem Löwen den Rachen aufreißen konnten, griffen nach dem blonden Haupte des Knaben, der ihm ein Talisman war. Er umarmte ihn mit der liebevollen und zärtlichen Ehrfurcht seines Aberglaubens.

„Hast du nach mir gerufen?“ fragte der Jäger.

„Ja, Carpophorus,“ sagte Cäcilianus. „Plinius bat mich, ihm zu sagen, was ich mir wünschte, und Cäcilianus konnte er mir nicht geben. Da habe ich um dich gebeten. Plinius ist ein mächtiger Herr. Ist es nicht so? Er vermag wohl beinahe soviel wie der Kaiser? Er sagte, er wolle die Biermänner bitten, ob du nach Nomentanum kommen dürftest.“

„Hast du Fieber, Kind?“

„Nein. Ich habe lange und gut geschlafen. Die Luft ist

hier frisch, und es ist hier schön und alles weit. Ich werde aufstehen. Wir wollen auf die Hügel gehen. Ich will auf die Hügel gehen. Kann man von dort aus Rom sehen, Carpophorus, und den Park des Palatin und das Palatium?"

„Von dort aus nicht, mein guter Junge. Aber laß uns gehen, wenn du willst!“

Sie gingen. Sie ritten auf dem großen Rosse, Cäcilianus vorn, an Carpophorus gelehnt, die Hügel hinauf. Cäcilianus blickte gen Westen.

„Ich sehe Rom nicht,“ sagte er matt. „Ich sehe den Palatin nicht.“

„Es ist zu weit entfernt,“ sagte der Jäger. „Komm, laß uns hier ruhen! Laß uns absteigen, Kind!“

Sie stiegen ab. Der Jäger band das Pferd an einem Strauch fest, und sie lagerten sich in das Gras. Das war am frühen Morgen, da die Sonne noch tief stand frisch vom Tau. Ringsum duftete es nach Pfefferminz und Majoran. Schwalben glitten vorüber an dem noch zarten, silberblauen Himmel. Cäcilianus hatte den Kopf an des Carpophorus Brust gelegt. Der Knabe weinte.

„Was ist dir, mein Junge?“ fragte der Jäger.

„Ich bin krank.“

„Nein, nein.“

„Ich werde sterben.“

„Nein.“

„Doch, Carpophorus! Ich fühle es jetzt. In mir ist etwas zerrissen. Es tut mir immer weh hier in meinem Herzen. Wir sind eins, Cäcilianus und ich. Er ist auch krank und stirbt dort, dort, weit weg, im Palatium. Ich möchte wohl gesund werden, aber ich fühle, daß ich es nicht kann. Es geht nicht. Ich bin so müde, ich bin so schwach. Ich werde schwindlig von all der Luft und dem Licht hier.“

„Nein! Du bist ein starker, gesunder Knabe, mein süßer Knabe, der genesen wird, genesen muß.“

Cäcilianus lehnte sich halb bewusstlos an den Jäger. Die Augenlider lagen wie verdeckt über seinen brechenden Augen. Er leuchte, gleich als liege ihm eine schwere Last auf seiner Brust.

„Göttlicher Herkules!“ rief Carpophorus. „Rette ihn mir!“

Er schloß Cäcilianus wie ein Kind in seine Arme. Das Roß wieherte leise. Vom Wege her, der unten zwischen den grasigen Hügeln sich in staubigen Windungen allmählich verlor, ertönte ein Sang naher Stimmen. Es war eine zarte, heitere Hymne, die durch den jungen Morgen näher kam von Osten her, wo die noch keusch umflorte Sonne emporstieg. Es waren Stimmen, die harmonierten mit dem jungen Morgen in einer seltsamen Verheißung ungeahnter Seligkeiten. Der Jäger richtete sich höher auf und schaute sich um. Den Knaben drückte er fest an seine lederne Tunika, unter der sein Herz klopfte. Er schaute über die Hügel. Jenseits des Weges sah er eine Menschenmenge sich nähern. Es waren Männer, Frauen und Kinder, und es waren Hirten mit ihren Schafherden. Inmitten des Gesanges der Stimmen, der vielen Stimmen, blökten leise die Schafe der Hirten, die der Menge gefolgt waren. Es war wie eine große Herde von Menschen und Tieren, die leise singend, leiser noch blöckend, über die Hügel am Wege sich näherten, der von dem Sabinergebirge nach Rom führte.

Der Jäger schaute um sich, während er voller Angst meinte, Cäcilianus an seiner Brust sei ohnmächtig geworden. Er sah, daß inmitten der Menschenmenge, die von den blöckenden Schafen der Hirten umdrängt wurde, ein Greis ging. Er war groß und schlank und schien ein Seher zu sein. Er war sehr alt, und sein langes Haar hing silbergrau um sein bleiches, sanftes Antlitz. Er trug eine lange, weiße, graubestaubte Kutte, deren Saum durch den Staub schleifte. Aus seinen langsamen Bewegungen sprach etwas wie weibliche Zartheit. Er schien der Hirte jener Hirten zu sein. Seine Augen waren sehr groß, doch sehr sanft und jugendlich weiblich geblieben in dem noch kaum von Runzeln durchfurchten Antlitz. Sie leuchteten oft seltsam, seltsam heilig wie blaue Flammen, während rings um ihn die Stimmen sangen, die Schafe blöckten, die Lämmer ihre Mütter umdrängten.

Sie näherten sich. Woher kamen sie? Wohin gingen sie? Der Jäger wußte es nicht. Jetzt sah er sie den Hügel herabsteigen dort drüben, um den Weg zu erreichen. Gewiß gingen sie nach Rom, gewiß begleiteten die Hirten die Menge, die diesen alten, weißhaarigen heiligen Mann umringte, ein Stück Weges nach Rom zurück. Menschen und Schafe stiegen den Hügel hinab, schlugen den Weg zwischen den Hügeln ein und

gingen an dem Jäger vorbei, der dort im Grase saß mit einem ohnmächtigen Knaben in den Armen.

Auch der heilige Mann stieg hinab. Er stand nun auf dem Weg, und der Jäger sah, wie er ihm seinen blauen, seltsam heiligen Flammenblick zuwandte. Der blaue Blick des Sehers begegnete dem besorgten Blick des Jägers, der war wie der Blick eines riesenstarken Tieres. Er zauderte einen Augenblick. Rund um ihn sangen sie, blökten sie.

„Wünschest du, daß ich komme?“ fragte der heilige Mann, seine Stimme kaum erhebend. Seine Stimme klang beinahe weiblich zart und so klar wie die eines Jünglings.

„Ja, heiliger Mann,“ sagte der Jäger.

Da kletterte Johannes auf den Hügel hinauf, auf dem der Jäger saß. Die Menge verweilte auf dem Weg und sang.

„Was wünschest du?“ fragte Johannes.

„Vielleicht bist du ein Arzt, heiliger Mann,“ sagte der Jäger Carpophorus. „Dieser Knabe ist schon lange sehr krank, und ich wollte dich fragen, ob du ihn nicht zu heilen vermagst.“

Johannes stand nun vor dem Jäger und blickte auf Cäcilianus herab.

„Was fehlt ihm?“ fragte der Apostel.

„Er schwindet langsam dahin, weil sein kleiner Zwilling Bruder beim Kaiser bleiben und er ihn entbehren muß.“

Der Blick der blauen Augen wurde unaussprechlich weich, und die alte, adrige Hand streckte sich langsam nach der Stirn des Cäcilianus aus. Der Knabe schlug die Augen auf und starrte wie geblendet in den blauen Glanz.

„Wer seid Ihr, Herr?“ fragte er gleichsam in Verzückung.

„Ich bin“, sagte der Apostel, „einer, der dir gleich war, mein Kind. Ich verlor meinen großen Bruder, dessen Busenfreund ich war, obgleich er größer war als ich. Ich verzehrte mich, bis ich mich nicht mehr verzehrte, weil ich genas.“

„Genasest du, mein Herr, während du doch deinen Bruder, dessen Busenfreund du warst, verlorst?“ fragte Cäcilianus.

„Ja.“

„Starb er, Herr?“

„Ja, er starb.“

„Ist Cäcilianus auch tot?“ fragte der Knabe.

Des heiligen Mannes Hand ruhte noch immer auf dem Haupte des Knaben.

„Fürchtest du das, mein Kind?“

„Ja, Herr.“

Das Lächeln des Apostels wurde unaussprechlich sanft.

„Er lebt,“ sagte er.

„Lebt er?“ rief Cäcilianus.

„Er lebt,“ wiederholte der Apostel. „Er lebt noch. Er wird leben, solange du lebst. Sei nicht ängstlich und besorgt! Mein Bruder lebt auch, wenngleich er menschlichen Tod starb in diesem Leben. Aber dein Brüderchen, mein Kind, lebt sogar noch das sterbliche Leben, das dir teuer ist. Verstehst du mich, mein Kind?“

„Ja, Herr. Ich verstehe Euch wohl. Ihr sprecht sehr schöne und tiefe Worte, aber ich verstehe Euch, weil ich ein kleiner Komödiant bin und gelernt habe, die Worte der Dichter zu begreifen. Ihr müßt wohl sehr schöne Dinge sagen, daß so viele Menschen Euch folgen. Sie wollen gewiß hören, was Ihr sagt, und verstehen Euch gewiß, wenn sie auch nicht alle etwas gelernt haben. Denn Ihr sagt die Dinge so herrlich schön. Alles, was ihr sagt, klingt sehr sanft, wie mit goldenen Glöckchen. Wenn Ihr nach Rom geht, will ich Euch gerne folgen. Ich bin jetzt bei Martial, und er ist sehr lieb und gut zu mir. Aber ich würde Euch gerne folgen. Wieder nach Rom, zu meinem Brüderchen! Herr, heiliger Mann, sagt! Darf ich Euch folgen?“

Die Hand ruhte noch immer auf der Stirn des Knaben.

„Kind!“ sprach Johannes. „Folge mir nicht, weder nach Rom, noch nach irgend einem andern Ort, wohin mich der Kaiser verbannt! Bleibe hier mit deinem starken Freunde! Du sollst erst genesen und die Dinge des Lebens erhoffen, die deiner Jugend noch kostbar sind! Wer noch dahinsieht um eines verlorenen Bruders willen, der muß erst, wie dem auch sei, diesen Bruder wiederfinden, und wessen Jugend noch auf Dinge des irdischen Lebens hofft, der hat noch Zeit zu reisen, bis das himmlische Leben ihm herrlicher erscheint. Wessen Herz noch für Rom schlägt, dessen Seele, du mein liebes Kind, ist nicht bereit, nach dem himmlischen Jerusalem sich zu sehnen, wohin wir alle streben. Wer noch die Schönheit liebt um ihrer selbst willen, der kann nicht mit mir der Wahrheit entgegen gehen. Bleibe und genes! Ich sage es dir, Knabe: dein kleiner Bruder lebt. Du wirst ihn wiedersehen.“

Cäcilianus, der sich erhoben hatte, war auf die Knie gesunken.

„Dank Euch, heiliger Mann,“ sagte er, „für die Versicherung,

die Ihr mir gebt! Ich glaube Euch. Ich glaube, daß Cäcilius lebt."

Der Apostel machte eine Gebärde mit der Hand, als wolle er den Knaben und den Mann, den kleinen Komödianten und den Gladiator, segnen.

Dann schritt er den Hügel hinab und schlug den Weg gen Rom ein. Ihm folgten die singenden Menschen und die blöfenden Tiere.

Cäcilianus, der neben Carpophorus stand, gewahrte Fabulla. Sie war unter den Frauen, die grüne Zweige trugen.

„Fabulla!“ rief Cäcilianus. „Fabulla, hast du Cäcilius gesehen?“

„Ja,“ rief Fabulla dem Knaben zu. „Er hat vor dem Kaiser getanzt. Er fiel in Ohnmacht und wurde in seine Kammer getragen.“

„Aber nicht tot? Nicht tot? Der heilige Mann versicherte mir...“

„Nein. Nicht tot,“ sagte Fabulla. „Denn ich sah ihn lebend.“

„Dann glaube ich sicher, daß Cäcilius lebt.“

„Du solltest“, sagte der Senex zornig, — er folgte mit den singenden Männern — „lieber dem heiligen Johannes glauben, der es dir versicherte, weil er es im Geiste gesehen hat, als Fabulla, die es nur mit den Augen sah.“

„Ich selbst sah es im Geiste,“ antwortete Cäcilianus zornig. „Ich glaube auch dem Apostel. Er ist ein lieber Mann, ein lieber, heiliger Mann, viel liebenswerter, als du je werden wirst. Du wirst nicht einmal begreifen, was er sagt. Er spricht viel zu schöne dichterische Worte, als daß du ihn verstehen könntest. Aber ich verstehe ihn wohl.“

Der Senex wollte wütend antworten. Allein es schien, als besinne er sich eines besseren. Er ging den Hügel hinauf und sagte:

„Cäcilianus, ich begleite Johannes auf das Schiff, das ihn von Ostia nach Patmos führen wird. Ich werde dich nie wieder sehen. Lebe wohl und grüße Cäcilius!“

Er näherte sich dem verwunderten Knaben und küßte ihn auf die Stirn. Dann entfernte er sich. Alle entfernten sich, und langsam verhallte das Singen und Blöfen.

Cäcilianus blickte Carpophorus an.

„Wie seltsam der Senex sich plötzlich benahm!“ sagte Cäcilianus.

„Die Christen sind so,“ sagte der Jäger.

Aber der Knabe war sehr erregt.

„Wollen wir hinaufsteigen?“ fragte er.

Sie stiegen den Hügel hinauf. Goldener sonnte der Morgen durch den tieferen Azur. Auf dem Rosse trabten sie über die Hügel.

„Es ist herrlich,“ jauchzte Cäcilianus, „so an dich gelehnt auf einem Roß über die Hügel zu reiten, auf und ab, auf und ab. Es ist, als ginge es geradewegs in den Himmel.“

Der Jäger spornte sein Roß mit den Absätzen an. Ihr Ritt zeichnete sich vom Himmel ab wie der eines zottigen Zentauren, der einen blonden Knaben entführte.

„Bist du jetzt müde, mein Kleiner?“ fragte der Jäger, als er sah, daß der Knabe die Augen schloß.

Er kehrte langsam um. Langsam ritt er über die Hügel zurück. Die Mitte des Tages war nicht mehr fern. Sie sprachen nicht mehr, und des Cäcilianus Blick war seltsam jedesmal, wenn er die Augen öffnete. Dann schloß er sie wieder. . .

Als sie zurückkamen, fanden sie den Dichter im Kreise seiner Freunde. In zwei Säulsten waren sie gekommen: Verginius Rufus mit Frontin und Juvenal, Plinius mit Quintilian, Tacitus und Sueton. Er empfing sie am Eingang des Gärtchens, wo der Priapus die Wache hielt mit seinem faunischen Lächeln und der naiv aufwärts strebenden Bewegung seines Phallos.

Der Jäger und der Knabe stiegen ab, und Plinius ging Cäcilianus entgegen.

„Wie geht es, mein Junge?“

„Gut, edler Herr, mit Verlaub,“ sagte Cäcilianus, indem er seinem Beschützer den Saum der Toga küßte. „Ich bin mit Carphorus über die Hügel geritten. Wir sind dem heiligen Manne der Christen begegnet.“

„Zur Tafel, Freunde, zur Tafel!“ rief Martial einladend, während er in die Hände klatschte.

Sie legten sich nieder. Im Trillinium war Platz für sieben, wohl auch für acht. Der junge Slave bediente, und Marcella trug die Speisen aus der Küche herauf.

„Es muß so gut gehen, wie es geht,“ sagte Martial sich entschuldigend. „Das Tischtuch ist auf den Feldern gebleicht. Dieser Momentaner ist von meinem eigenen Weinberg. Er liegt schon jahrelang im Keller. Hier, meine Gäste, ist die Vorspeise! Verginius Rufus, du, der du zweimal den kaiserlichen Purpur aus-

geschlagen, der du es aber nicht ablehnst, an der Tafel eines armen Dichters zu liegen, gestatte mir, daß ich dir meine stolze Dankbarkeit ausspreche, und bediene dich, du zuerst, von diesen Gerichten!“

Marcella, die junge Frau — die Freundin des Martial be-  
nahm sich sehr glücklich inmitten dieser vornehmen Gäste —  
reichte Malven und Lattich und Porée und Minze herum. Mal  
folgte mit Schnittchen von harten Eiern. Zwischen den grünen  
Girlanden, die sich um die Säulen schlangen und den Ausblick  
auf Felder und weite Berge freiließen, sahen die Gäste den Gla-  
diator und den kleinen Komödianten. Sie saßen auf dem Rande  
des Brunnens und plauderten wie zwei gute Freunde lächelnd  
miteinander.

„Es ist seltsam,“ sagte Plinius, „und seltsam hat es mich be-  
rührt, was der kleine Kerl mir soeben sagte, daß er dem heiligen  
Manne der Christen begegnet sei. Dieser Aberglaube scheint sich  
wahrlich immer mehr und mehr auszubreiten. Wer ist denn  
dieser heilige Mann der Christen?“

„Es ist vermutlich,“ sagte Verginius Rufus, „jener gewisse  
Johannes. Der Kaiser hat derzeit befohlen, man soll ihn in  
siedendes Öl tauchen.“

„Ist das geschehen?“ fragte Sueton.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Greis.

„Ich entsinne mich,“ sagte Juvenal. „Man sprach damals  
von einem Wunder. Jener Johannes entstieg dem Öl unver-  
fehrt, und viele Anhänger strömten ihm zu.“

„Ganz gewiß bilden diese Christen eine verwerfliche Sekte,“  
sagte Tacitus. „Sie müßten bestraft werden, wie es auch sehr oft  
geschehen ist. Aber daß man sie mit Pech bestrich und an die  
Pfähle band, um sie wie brennende Fackeln in seinem Garten  
umkommen zu lassen, wie Nero es befahl, das erregt doch mein  
Mitleid.“

„Warum schickt man sie nicht als Legionarii in die Regionen  
nach Moesien oder Pannonien?“ meinte Frontin.

„Ich muß gestehen,“ sagte Plinius, „daß ich nicht wissen würde,  
was tun, wenn es mir obläge, sie zu verurteilen. Was ich von  
ihnen weiß, ist, daß sie sich versammeln und ihren Christus an-  
beten unter göttlichen Ehren.“

„Er wurde unter Tiberius gekreuzigt,“ meinte Tacitus. „Er  
hat sich zum König von Nazareth ausgerufen. Ein Rebell!“

„Und ein Schwärmer,“ sagte Plinius. „Vor allem ein Schwärmer, glaube ich. Aber ich bin der Ansicht, daß diese Schwärmerei unschädlich ist. Sie wird aussterben. Dessen bin ich gewiß. Was vermöchte wohl eine Sekte, deren feierlichste Zeremonie darin besteht, daß man ein einfaches Abendmahl mit Brot und Wasser zu sich nimmt?“

„Dann hoffe ich zum mindesten,“ sagte Martial, „daß bei diesem einfachen Mittagmahl euch das Ziegenböckchen besser munden möge. Die kleinen Kohlköpfe, meine verehrten Freunde, sind sehr lange gedämpft worden in Lasepicum nach dem Rezept des ägyptischen Wirtes aus der Subura. Wollt ihr mir das freundlichst verzeihen? Ich aß sie dort einmal bei Nilus. Die Komödianten wissen davon zu erzählen. Sie mundeten dort wenigstens köstlich und Marcella bereitete sie so zu, wie die Mutter des Nilus es sie lehrte. Sueton, Ihr seid zu jung, um so mäßig zu sein. Wisset, daß es nichts anderes mehr gibt als den berühmten Schinken, den ich Euch schon zweimal vorsezte! Aber sollte unser Cäcilianus — er sieht wirklich schon besser aus — uns nicht etwas singen oder tanzen können? Cäcilianus!“

Der Dichter rief den Knaben. Der näherte sich.

„Was wünscht Ihr, Martial?“

„Deine Wangen, mein Knabe, beginnen sich schon zu röten von der frischen Luft.“

„Man erzählt sich,“ flüsterte Quintilian dem Plinius zu, „meine beiden fürstlichen Schüler, die Großneffen des Domitian, seien christlichen Neigungen hingegeben.“

„Das hörte ich auch schon,“ sagte Plinius.

„Und Fabulla?“ sagte Juvenal.

„Cäcilianus!“ sagte Martial. „Komm! Du sollst uns etwas singen und tanzen. Was wird es sein?“

Der Knabe lächelte verlegen und müde.

„Nun, nun, du sonst so kühner Comoedus der höheren Palatia!“ sagte Martial scherzend. „Warum so schüchtern? Sonst fürchtest du dich doch nicht so leicht. Sage uns eine Ekloge des Vergil her, seine zweite Hirtenerzählung auf den schönen Alexis zum Beispiel, und begleite sie mit einer einfachen Saltatio!“

Auch die andern Gäste ermunterten den kleinen Komödianten.

Er kannte natürlich seinen Vergil. Er kannte das berühmte Gedicht. Er begann das Schmachten des Corydon, der nach

seinem Alexis feuriges Verlangen trägt, zu deklamieren. Aber plötzlich brach er in Schluchzen aus.

„Was ist dir, mein Junge?“ rief Martial und stand auf, während die Gäste mitleidig beobachteten. „Tras ich keine geschickte Wahl? Dumm, dumm bin ich, Cäcilianus, daß ich gerade diese zweite Ekloge wählte!“

„Ich kann nicht, Herr,“ schluchzte Cäcilianus.

„Du brauchst auch nicht, Knabe, du brauchst auch nicht!“ riefen Verginius Rufus, Plinius und die andern.

„Ich kann nicht“, schluchzte Cäcilianus, „ohne mein Brüdern!“

„Nach dem du“ — Martial winkte ihn zu sich heran — „beinahe das gleiche Verlangen trägst wie Corydon nach Alexis. Komm Kind, setze dich her, so die erlauchten Gäste es gestatten!“

„Dank Herr!“ Cäcilianus weigerte sich weinend. „Ich darf nicht mit Euch an der Tafel sitzen.“

„So nimm von dieser Pastete, nimm, von diesem verzuckerten Obst, und hier, nimm diesen großen Becher voll Momentaner, der während des zweiten Consulats des edlen Frontin aus meinen Trauben gepreßt wurde, vor vielen Jahren schon, nicht wahr, Frontin?“

Marcella versorgte den Knaben mit Lefkerbissen und trug sie ihm zu dem Brunnen, wo Carpophorus wartend saß.

„Der arme Knabe!“ sagte Marcella.

Cäcilianus hatte sich weinend wieder auf den Brunnenrand gesetzt, und der Jäger drückte ihn zärtlich an sich.

„Du hast nicht Alexis,“ sagte Marcella, die als eines Dichters Freundin mit Vergil wohl vertraut war, neckend, „aber du hast doch Carpophorus.“

„Ich zähle nicht, nicht wahr?“ sagte der Jäger scherzend, während er den Knaben zum Trinken nötigte.

Cäcilianus trank ein wenig, wehrte dann ab und lehnte sich plötzlich erschöpft, mit geschlossenen Augen an seinen Freund. Es hatte geschienen, als sei er dank der silbernen Morgenluft, dank dem Mitleid mit Carpophorus und den Worten des heiligen Sehers der Christen etwas aufgelebt. Doch jetzt hatte ihn die Erinnerung an seine Kunst seine Entbehrungen wieder bitter empfinden lassen. Er lag da wie ein Kranker, während die breite, tierzähmende Hand des Jägers über seine Locken hinstrich mit einer so zärtlichen Gebärde, daß es die Gäste rührte.

„Was habe ich getan!“ rief Martial reuevoll aus. „Wer konnte denken, daß der Knabe wirklich so krank sei!“

„Er stirbt,“ sagte Verginius Rufus, „wenn es noch lange dauert.“

„Er ist jung,“ meinte Juvenal.

„Er ist jung und ein gesundes, starkes Kerlchen wie sein kleines Brüderchen,“ sagte Frontin. „Aber die Knaben sind eins, weil sie Zwillinge sind und noch niemals getrennt waren. Ihr, Verginius Rufus, oder Ihr, Plinius, solltet Crispinus bitten...“

„Ich?“ sagte Plinius. „Das wäre ein Grund für den Kaiser, Cäcilius noch länger zu behalten.“

„Er tanzt nicht mehr vor dem Kaiser, wie ich höre,“ sagte Martial. „Der ist auch krank. Und Crispinus...“

Er sprach von dem Vertrag, den Crispina unterschrieben hatte. Er sprach von den zweihundertfünfzigtausend Sesterzen, die Crispina dem Dominus zu zahlen hätte, wenn...

„Eine mütterliche Laune,“ sagte Tacitus.

„Was für ein verabscheuungswürdiger Hof!“ sagte Juvenal.

„Unsere Zeit wird vielleicht dereinst kommen,“ flüsterte Tacitus.

„Besonders, wenn wir bedenken...“ sagte Frontin.

Sie beugten sich vor, flüsterten. Immer wieder plötzlich und ganz unerwartet wurden Würdenträger, die nichts als Auszeichnungen verdient hätten, zum Tode verurteilt. Die tyrannischen Dummheiten, wie die Verbannung der Philosophen eine gewesen war! Die wahnsinnigen Dekrete, eingegeben vom Verfolgungswahn!

„Bin ich geborgen,“ fragte ironisch Verginius Rufus, „obwohl ich mehr als achtzig Jahre zähle, obwohl ich zweimal bereits mich weigerte, Kaiser zu werden?“

„Bin ich es?“ fragte Plinius.

Sie alle dachten dasselbe: daß ihr Freund zu reich sei, um geborgen zu sein.

„Eine seiner Launen kann auch mich treffen,“ sagte Quintilian.

„Uns alle,“ flüsterten sie.

„Am Hof scheint etwas zu brüten,“ flüsterte Frontin.

„Eine Verschwörung?“ fragten sie, sich vorneigend.

Frontin nickte.

„Die Kaiserin!“ flüsterte er kaum hörbar mit den Lippen.  
„Habt acht!“ Er blickte flüchtig zu dem Jäger hinüber.

„Ein Spion?“ fragte Sueton.

„Nein,“ sagte Frontin. „Ein braver Kerl. Der große, starke Freund dieses Knaben dort, aber der bevorzugte Gladiator, Bestiarius und Lanista des Kaisers. Die Gladiatoren hassen ihn nicht.“

„Er hat es verstanden, sie an sich zu fesseln,“ sagte Martial. „Oftmals schenkte er in der Arena nach einem Zweikampf beiden Kämpfern das Leben und verlieh ihnen dann die Rudis, das Abschiedsgeschenk für sie und ihr Ehrenzeichen. Sie sind ihm alle zugetan.“

„Die Prätorianer sind uneinig,“ flüsterte Frontin.

„Und?“ fragten Tacitus und Juvenal begierig.

Frontin machte eine flüchtige Bewegung der Unwissenheit. Marcella reichte die verzuckerten Früchte herum.

„Die Zeiten“, sagte Martial ein wenig düster, „sind zu geselligem Tafeln nicht angetan. Bergebt mir, meine Freunde! Der Sauch war zu bitter, die Eier zu hart, der Aal zu weich, das Ziegenböcklein ein Ziegenbock, Vater von zwanzig Böcklein, und die Kockhöpfschen waren bei Nilus viel mehr vom Lascipium durchduftet. Marcella! Du hast sie zu lange geschmort. Der Komontaner war nicht aus der Amphora, die ich bereitgestellt hatte und datiert nicht von des Frontin zweitem Konsulat. Das Kind dort habe ich noch kränker gemacht, indem ich es bat, gerade die zweite Ekloge des Vergil herzusagen. Freunde, Freunde, verzeiht mir und laßt uns hoffen, daß der weitere Tag günstiger verlaufen möge, als er bis jetzt bei eurem Freunde Martial verlief! Es ist nur ein Gutes dabei: der Schinken ist aufgezehrt, und ein neuer kann auf dem Belabrum gekauft werden. Und dann: hoffen muß man immer, und vielleicht bringt schon die nächste Minute uns die allergünstigsten Nachrichten.“

Pferdegetrampel erklang. Die Gäste schrakten empor. Nur am Brunnen, wo Carpophorus und Cäcilianus saßen, blieb der Knabe mit geschlossenen Augen liegen. Aber der Jäger rief:

„Edler Martial, ein Bote vom Palatium!“

An der Tafel erhoben sich alle mit einem Ruck. Die fürchterliche Spannung verlief sie nie mehr.

Bei Priapus, der am Gartentor Wache hielt, war der staubbedeckte Bote abgestiegen. Martial ging ihm entgegen.

„Was wünschst der Kaiser?“ fragte der Dichter bleich.

„Daß Marcus Valerius Martialis ungefäumt bei Hofe erscheine.“

„Er wird gehorchen,“ sagte der Dichter.

Martial kehrte lächelnd zu seinen Gästen zurück.

„Es ist wieder nichts anderes, als was schon einmal war,“ sagte er scherzend und umarmte voller Rührung Plinius. Aber seine Stimme klang plötzlich sehr ernst, als er dem Plinius ins Ohr flüsterte:

„Fliehe, Freund, bevor es zu spät ist! Wir fürchten zu viel für Euch.“

„Ja,“ sagten alle und drangen in ihn.

„Wohin?“ lachte Plinius. „Warum? Solange er herrscht, wird er mich in seinem Reiche zu finden wissen. Wenn es sein muß, nun wohl, meine Freunde! Dann muß es eben sein. Nein, Martial, ich fliehe nicht. Seltsam! Mir sagt eine Ahnung, daß ich länger leben werde als er. Aber geht, bester Martial, und benutz meine Sänfte! Marcella, rufe die Träger herbei!“

Hinter dem Häuschen standen die Sänften. Marcella hatte die Träger mit Speise und Trank versorgt. Als bald erschien des Plinius Tragstuhl, und Martial hüllte sich in seine Toga. Er nahm Abschied von seinen Gästen. Er lenkte seine Schritte zu dem Brunnen, wo der Jäger mit dem Knaben saß.

„Wie geht es ihm?“ fragte er den Jäger.

Noch immer fuhr der Jäger dem Cäcilianus sanft streichelnd mit der Hand über die Locken.

„Nicht besser, Herr, glaube ich, obwohl er diesen Morgen, besonders nachdem ihm der heilige Mann der Christen gesagt hatte...“

„Besser schien?“

„Ja, Herr.“

Martial führte seine Hand an die Stirn. Er dachte nach und sprach dann wie zu sich selber:

„Ja, ich will darum bitten. Ich will darum bitten.“

Er neigte sich über Cäcilianus.

„Cäcilianus! Cäcilianus!“

„Cäcilianus!“ sagte der Jäger.

Die wulken Augenlider öffneten sich.

„Cäcilianus!“ sagte Martial. „Ich werde den Kaiser bitten.“

„Um was, Herr?“ fragte der Knabe matt.

„Ob Cäcilius zurückkehren darf.“

Der Knabe schluchzte auf vor Glück. Er ergriff des Martial Hände.

„Martial!“ rief er seiner Ehrerbietung völlig vergessend.

Der Dichter bestieg die Sänfte. Die Freunde im Garten winkten ihm nach zum Abschied. Der sonnigblaue Nachmittag begann sich im Westen purpurn zu färben und über dem Sabingergebirge schimmerten violette Umrisse, von denen sich Schafherden, die heimwärts getrieben wurden, einem dichten Nebel gleich weiß abhoben.

## Sechzehntes Kapitel.

Der Dominus war völlig niedergeschlagen. Er verbrachte ganze Nachmittage auf der Bank vor der Taberne, starrte seelenlos auf die obszönen Zeichnungen an den Wänden von Taurus' Haus, wo gegen Abend die hohen Stühle aufgestellt wurden, auf denen die Dirnen thronten. Er hatte aus Alexandria die Nachricht erhalten, daß sein Wechsel, bei dem er eine ansehnliche Summe in Verwahrung gegeben, sich vergiftet und keinen As hinterlassen habe. Sein zweiter Senex war ihm durchgegangen, ebenso wie Clarus. Obgleich er diesmal viel Geld ausgegeben hatte, um ihn verfolgen zu lassen, hatte man keine Spur von ihm entdeckt. Er hatte in den Bacchides den Prologus noch sehr schön gespielt, Silenus auf dem Esel des Nilus. Nun hatte der Dominus keinen einzigen Senex mehr bei der Truppe. Er hatte wohl minderwertige Komödianten, die einspringen konnten, wenn etwa plötzlich private Spiele stattfinden sollten. Aber das war doch keine gute Arbeit! Ein Senex war eine Hauptrolle. Aber es wurden keine privaten Spiele aufgeführt. Der Sommer schleppte sich hin mit sehr geringem Verdienst. Cäcilius war noch immer beim Kaiser. Denn des Martial Bitte hatte nicht gewirkt. Cäcilianus lag krank bei Martial. Er stand nicht von seinem Bett auf, magerte ab, lag bleich und unlustig da, aß nicht, klagte nicht mehr, siechte zusehends dahin.

Voller Sorge saß der Dominus da, und jeder, der vorüberging, hatte ein gutes Wort für ihn: Taurus und die Dirnen, Alexa und Gymnasium. Nilus selber leistete ihm Gesellschaft. Der Wäschermeister und Nutronius, der Sklavenhändler, kamen manchmal, um ein Würstchen zu verzehren und einen Becher Nomentaner zu trinken. Der Dominus war von Sympathie umringt, und ihn rührte das.

„Es gibt nur eines, Dominus,“ sagte Nilus eines Mittags sehr ernst. „Es gibt nur eines, das dich zu trösten vermag über die traurigen Wechselfälle des Lebens.“

„Was wäre das, Nilus?“

„Daß du dich aufnehmen läßt in die Bruderschaft der Isis-priester.“

„Ich?“ sagte der Dominus. „Nilus! Wie kommst du darauf? Du bist ein Caupo. Du gibst dem Völkchen in der Subura zu essen und zu trinken. Dabei bist du eine seltsame Seele, ein Mystiker, Nilus. Ich kann es nicht anders nennen. Du hast von den Ufern des Nilz etwas Geheimnißvolles mit herübergebracht, das keiner von uns kennt oder versteht, aber das ich dennoch in dir ahne. Ich bin ein einfacherer Mensch als du, ich bin ein Komödiant, ein Künstler, wohl auch ein Geschäftsmann — wie könnte ein Dominus Gregis anders sein? — aber ich spüre in mir nicht den geheimnißvollen Drang, der meinen ersten Seneg zu den Christen trieb und der dich zu einem Mystes der Isis werden ließ. Wenn es dir aber Freude macht, nun wohl, so will ich dich gern einmal begleiten.“

Eines Nachts gingen sie zusammen in den Tempel der Isis und des Serapis auf den Campus Martius, einer grasigen Ebene unweit der Tiber. Nilus hieß den Dominus warten, bis die heilige Prozession heraustreten werde, wenn der Vollmond aufgehe. Er selbst betrat durch eine Seitentür den Tempel. Der Dominus wartete und wanderte betrübt an der Tiber entlang. Er seufzte tief auf, während er seines Geldverlustes, seiner Knaben, seiner mannigfaltigen Sorgen gedachte. Allmählich fing die Ebene an von Lichtern zu flimmern. Da näherten sich zahllose Gläubige, Männer und Frauen, und alle trugen Laternen, Lampen, Fackeln, Kerzen, brennende Dochte. Alles, was Licht spendete, hatten sie mitgenommen. Das bewegte sich gespenstergleich einher. Denn eben erst war der Mond, durch einen bleichen Schein sein Nahen kündend, hinter dem Janiculus zu erraten, der sich düster gegen die bleiche Sommernachtluft abhob. Aber alsbald wimmelte die Ebene von tausenden von kleinen Lichtern. In den durchsichtigen Spiegelsteinen der Laternen funkelten rote, aufwärts gerichtete Fingelschen. Die Lämpchen flackerten mit gelben, zur Seite sich reckenden und leckenden Flammen. Die Fackeln flammten auf in harzig dustendem Qualm und entsandten einen Rauch, von dem einzelne Fünkchen absprangen wie kleine Sterne, und tausende, tausende Irrlichter tanzten über die Ebene. Auch zwischen den Säulen des Tempels und auf seinen Stufen wurden die Lampen angezündet. Obwohl

die Sterne am Himmel beinahe sichtbar unsichtbar waren, stieg der Mond höher und höher hinter dem Ramm des Janiculus auf. Leiser Schalmeyklang ertönte, und Querflöten trillerten. Sistrum wurden gezupft, und junge Stimmen sangen. Eine Menge Frauen und Mädchen in weißen, schleppenden Cataclistae traten verschleiert heraus und folgten den Oberpriestern. Die hatten glattrasierte Schädel. Sie stellten die Sternbilder des Großen Dienstes dar und trugen die heiligen Symbole: die Gondellampe, den Altar der Zuversicht, den Arm der Gerechtigkeit mit der offenen Hand, die goldenen Gefäße, die an Frauenbrüste gemahnten und in denen die Milchopfer dargebracht wurden.

Die Bilder der Götter wurden getragen. Es war der Mittler zwischen Himmel und Hölle. Düster war oft sein Antlitz, um dann plötzlich wieder strahlend aufzuleuchten. Dann fuhr ein Schauer durch die Menge. Auf Anubis mit dem Hundekopf folgte die Kuh. Sie stand aufrecht auf den Hinterpfoten und streckte die schwellenden Euter vor. Auf dem breiten Deckel einer goldenen Urne lag die Uräuschlange. War sie aus Edelstein? War sie lebendig? Dann folgten die Mythen der Bruderschaft, und der Dominus erkannte Nilus nicht sogleich. Doch er war es. Er schritt daher und spielte mit einem Stäbchen auf seinem Sistrum. Seine Augen starrten gen Himmel, während die Prozession den grasigen Campus Martius mehrmals umschritt. In einer gewissen Entfernung folgte der Dominus neugierig um des Nilus willen. War dies der nämliche Mann, der in seiner Aneipe die Gäste so freundlich aufforderte, Momentaner zu trinken und Würstchen zu essen und Picenumbrötchen? Es schien, als sei er verherrlicht, als wisse er nichts mehr von der Aneipe, Wein, Essen und Trinken, als sei die ganze Subura ausgelöscht vor seinen Blicken. Er ging da bleich und klar. Er war frisch rasiert, sogar sein Schädel. Seine Augen starrten weit geöffnet dem steigenden Mond wie in Ekstase entgegen. Voll und blank gleich der weißen Jo, gleich der heiligen, silbernen Kuh, zeigte er sich an der bleichen, azurnen Weite des Himmels. War das wirklich Nilus? Der Dominus fragte es sich, indem er folgte, und unablässig auf Nilus starrte. Wie seltsam war doch die Seele der Menschen! Wie wenig kannten sie einander! Nilus wußte eigentlich nichts von Plautus und Terenz. Er war ein Aneipenwirt, der kaum lesen konnte. Aber wohl wußte er, was all die seltsamen Symbole bedeuteten: die Gondellampe, der Altar,

der Arm, die seltsamen Statuen. Gewiß, Eindruck machte dieser Dienst und größeren als der der römischen Götter, aber es schien gar schwer und verworren, der Isis zu dienen. Man mußte das alles verstehen. Das würde für einen Dominus Gregis ebenso schwer sein, wie es für einen Isispriester wäre, Bühnenspiele zu leiten. Vermochte nun diese Gondel, dieser Arm und diese Kuh auch wirklich über die traurige Wandelbarkeit des Lebens hinwegzuträsten? Würde das alles ihm Trost spenden können dafür, daß in Alexandria sein schurkischer Wechsel sich vergiftet hatte, daß ihm zwei Komödianten durchgegangen waren, daß die beiden Zwillinge... Ach!

Der Dominus seufzte tief auf. Plötzlich fühlte er, wie zwei Augen auf ihm ruhten gleich zwei leuchtenden blauen Flammen. Er sah, ein wenig von Nilus und der Prozession abgeirrt, daß er sich am Ufer der Tiber befand zwischen vielen Zuschauern, die keine Laternen, Lampen oder Fackeln trugen. Sie waren nicht weiß, sondern dunkel gekleidet, und in ihrer Mitte stand ein Greis, in einen dunklen Mantel gehüllt. Sie standen ganz still und blickten schweigend auf die Prozession. Der Dominus erkannte sie. Es waren die Christen und sie umringten ihren heiligen Mann. Plötzlich erkannte er ganz in dessen Nähe den Senex.

„Senex!“ rief der Dominus erschreckt.

„Dominus!“ antwortete der Senex.

„Bist du zufrieden, Senex, nun, da du Christ bist?“

„Ja, Dominus, ja, ja!“

„Ich nicht. Mein zweiter Senex ist auf und davon. Ich habe keinen Senex mehr in meiner Gruppe.“

„Du solltest deine ganze Truppe auflösen und des wahren Glaubens teilhaftig werden!“

„An Isis?“

„An Isis? Nein. An Christus!“

„Wer weiß die Wahrheit?“ fragte der Dominus. „Du oder Nilus?“

„Ich,“ sagte der Senex. „Er,“ fügte er hinzu, indem er auf den Greis deutete. „Ihm folge ich sogar nach Patmos.“

„Nach Patmos?“

„Dorthin ist er verbannt. Morgen geht er.“

„Ist das Fabulla?“ fragte der Dominus, da er sie zwischen den Frauen zu erkennen glaubte.

„Das kann schon sein. Sie folgt uns. Wir gehen nach Ephesos, wo sich ein Frauenkloster befindet.“

„Was ist ein Kloster?“

„Ein Bethaus, wohin sich Frauen und Männer von der Welt zurückziehen. Lebe wohl, Dominus!“

„Lebe wohl, Senex! Wie gut spieltest du doch die Alten! Hätte ich dir doch niemals gestattet, dich freizukaufen, ich Dummkopf, der ich war!“

Der Dominus entfernte sich kopfschüttelnd die Tiber entlang. Isis oder Christus?

„Nein,“ dachte er beinahe laut. „Ich liebe diese fremden Götter nicht. Ich verstehe sie nicht. Isis ist lauter Symbol. Christus ist ein Gottessohn, der gekreuzigt wurde wie ein Sklave. Nein, nein! Ich liebe unsere alten Götter, insbesondere unsere Götter von Hellas. Die verkörpern die Schönheit, die Kunst, die Poesie, die Mythe. Die verstehe ich, nur die allein. Ich in der Bruderschaft der Isis? Nilus ist ein Schwärmer ebenso wie der Senex. Und ich? Ich bin ein Komödiant, ein Dominus Gregis, ein Geschäftsmann. Ich diene dem Dionysos-Bacchus und Hermes-Mercurius und wäre sogar im stande, ihnen ein sehr kostbares Opfer darzubringen, wenn sie mir nur meine Knaben gesund und wohlbehalten wieder heimbrächten.“

Kopfschüttelnd, das Herz voller Sorge, schleppte er sich weiter durch Rom, über dem der Vollmond aufgestiegen war, und das ihn mit seinen hellen Säulen umringte, heimwärts nach seinem abgelegenen Haus ohne Nachtmahl, da die Taberne des Nilus an diesem Abend geschlossen war.

## Siebzehntes Kapitel.

Eines Morgens hatte sich Carpophorus ohne alle Umschweife zur Stunde der *Salutatio* beim Kaiser angemeldet. Es war nicht einmal die *Promiscua Salutatio*, der allgemeine Empfangstag, an dem sich jeder, der nur einigermaßen dazu berechtigt war, Domitian bis zu einem aufgezogenen Velum nähern und ihn sehen durfte, wie er düster in seinen Rissen lag, von einer großen Zahl von Prätorianern umringt. Der Kaiser sprach dann zu niemand. Er vergönnete den Zugelassenen nur, ihn zu begrüßen. Dann mußten sie weiter gehen. Es war heut die *Admissio* der Konsuln, Präfecten, Senatoren und konsularen Persönlichkeiten, und höchst verwundert waren die beiden Würdenträger, Parthenius und Sigerus, als sie inmitten der rot umsäumten, weitfaltigen *Lacielaviae* der bleichen, starr dreinschauenden, angesehensten Römer in dem vielfauligen Warteraum die kolossale, muskulöse Gestalt des Lanista erscheinen sahen, der ganz unbesangen hat, man möge ihn zu dem göttlichen Augustus zulassen.

Plinius, Frontin und Quintilian umringten den alten Verginius Rufus und standen wartend in dem nächstgelegenen kleineren Warteraum, der auf die Galerie führte, an deren Ende man durch das aufgezo gene Velum den Kaiser mehr liegen als thronen sah. Gleich allen andern waren auch sie höchlichst erstaunt, als sie Parthenius und Sigerus gewahrten, wie sie den Lanista vorüberführten die Galerie hinunter bis in den Kreis des Domitian. Neugierig und verstohlen schauten sie zu ihm hinüber und sahen, wie der Gladiator niederkniete und wie der Kaiser ihm flüchtig die Hand auf den Krauskopf legte. Der Kaiser bewegte kaum merkbar die Lippen. Carpophorus schien etwas zu fragen. Auch der Kaiser fragte. Der kniende Riese antwortete. Dann nickte der Kaiser, winkte matt dem Parthenius, sagte drei Worte. Carpophorus stand auf, wurde zurückgeführt.

Die ganze *Admissio* des Jägers hatte kaum drei Minuten

gebauert, und er selber wunderte sich gar nicht über das, was er erreicht hatte, wunderte sich nur, daß er sich dies nicht früher in seinem beschränkten Hirn überlegt hatte. Er wartete nun draußen auf dem Platz vor dem Palast, auf der Aea Palatina, und alle, die unten an den Treppen standen und auf die Sänften starrten, die kamen und gingen, und auf die Vornehmen, die ein- und ausstiegen, zeigten sich den Jäger Carpophorus, der im Kolosseum mit Löwen und Bären rang. Im Morgenlicht zwischen all dem weißen Marmor der Treppen, Wände, Säulen, Statuen junkelte seine, von einer ledernen Tunika umschlossene schwellende Riesenhaftigkeit mit barbarisch-rauher Schönheit. Geduldig wartete er, während seine gewaltige Hand auf den kreuzweis verschlungenen Linien des marmornen Gitters, auf dem Sockel der Siegesgöttin ruhte, die ihre Flügel über ihn breitete schwebend auf der goldenen, von einer Säule getragenen Kugel.

Die Herren traten heraus. Sie hatten nur schweigend den Kaiser begrüßt. Der Kaiser hatte kein Wort gesprochen. Dennoch wären sie der Todesstrafe verfallen gewesen, wenn sie der Admissio nicht beigewohnt hätten. Plinius näherte sich dem Lanista.

„Um welche Gunst hast du gebeten, Jäger?“ fragte Plinius, der es schon erriet.

„Cäcilius mitnehmen zu dürfen,“ antwortete Carpophorus.

„Und...?“

„Der Kaiser hat es gestattet.“

„Es gestattet...?“ wiederholten alle staunend.

„Ja, edle Herren. Die Gunst, die ich erbitte, gewährt mir der Kaiser immer. Aber ich bitte fast nie, um nicht Mißbrauch zu treiben.“

„Also darf Cäcilius mitgehen?“

„Mit mir, ja, edler Plinius. Ich warte auf ihn.“

„Wohin bringst du ihn?“

„Nach Nomentum.“

„Bring ihn lieber nach Laurentum! Besser noch: laß den Knaben mit mir nach Laurentum gehen! Hole den Cäcilianus und sage dem Dominus, daß ich die Knaben für einige Zeit zu mieten wünsche!“

„Ich werde es tun, edler Herr,“ sagte der Jäger, stieg die Treppen hinunter und verschwand in der Menge.

„Wir wollen mit Euch warten,“ sagten die Freunde. Sie warteten, während die Ungesehenen mit Begrüßungen und feier-

lichen Höflichkeitsbezeigungen an ihnen vorbei die Treppen hinunterstiegen zu ihren Tragstühlen. Der Fall, daß der Jäger auf der konsularen Admissio des Kaisers sofort vorgelassen worden sei, wurde eifrig besprochen. Dann sahen die Freunde von der Seite her, wo sich der tiberische Palast mit der Prätorianerkaserne und dem Sklavengebäude erhob, Cäcilius kommen. Carinus ging ihm zur Seite. Der junge Komödiant erschien bleich und abgemagert in seiner langen, seidenen Tunika. Seine dunklen Augen waren trübe. Plinius ging Carinus entgegen.

„Carinus!“

„Edler Plinius!“

„Cäcilius ist frei. Carpophorus hat darum gebeten, und der Kaiser hat ihm gestattet, was er nicht einmal Martial gewährte. Cäcilius, du gehst mit mir nach Laurentum. Bald wirst du Cäcilianus wiedersehen.“

„Wie Ihr befehlt, edler Herr,“ sagte Cäcilius.

Er sagte Carinus Lebewohl, der ihn umarmte, während Cäcilius dem jungen Patrizier die Hände küßte. Begleitet von seinen Klienten, stieg Plinius ein, nachdem er von seinen Freunden Abschied genommen. Cäcilius setzte sich bescheiden ihm gegenüber, so wie sich ein kleiner Komödiant einem sehr vornehmen Herrn gegenübersetzt, der ihn nach Hause mitnimmt zu Gesang, Spiel und Saltatio.

„Dies ist der Weg, den ich schon kenne, edler Herr,“ sagte Cäcilius. „Aber damals war ich gesund. Nun bin ich wohl ein wenig krank, wenn ich nachher vor Euch singen und spielen soll.“

„Du brauchst weder zu singen, noch zu spielen,“ sagte Plinius. Als sie in Laurentum anlangten vor dem Landhaus, rief Plinius Hermes, den Freigelassenen.

„Hermes!“ befahl er. „Geleite Cäcilius in eine Zelle, die Aussicht auf die See hat, und sage Zosimos, er solle ihm Gesellschaft leisten!“

Hermes führte Cäcilius in eine der Zellen mit Ausblick auf die See, welche die Sklaven bewohnten. Zosimos kam.

„Bist du krank gewesen?“ fragte Zosimos.

„Ja,“ sagte Cäcilius. „Der edle Plinius meint, die Seeluft könne mich heilen. Er hat mich gemietet mit meinem Brüderrchen. Der kommt nachher. Dann werden wir wohl alle drei zusammen spielen müssen, Zosimos.“

Zosimos schaute sich in der Zelle um.

„Dein Brüderchen erhält eine Zelle neben dir,“ sagte Hermes.  
„Das ist nicht nötig,“ sagte Cäcilianus. „Eine Zelle genügt. Wir schlafen doch meistens auf einer Matratze. Es ist eine schöne Zelle, und wir haben hier alles, was wir brauchen. Es ist eine sehr bequeme Zelle mit all den Nischen, in denen man seine Sachen verwahren kann. Die hübsche, kleine Lampe!“

„Du darfst des Morgens in der See baden,“ sagte Hermes, „bevor der Gebieter aufgestanden ist.“

„Das wird köstlich sein,“ sagte Cäcilianus. „Wir werden sehr früh wach, Cäcilianus und ich. Dürfen wir dann zusammen baden, bevor der Gebieter aufgestanden ist?“

„Ja, dann baden wir alle,“ sagte Jofimos.

„Das wird köstlich sein,“ wiederholte Cäcilianus. „Dann sind wir genau so wie die Vornehmen, die bei Antium oder bei Bajae in der See baden. Darf ich einmal nach meinem Brüderchen Umschau halten?“

„Komm nur mit!“ sagte Jofimos, während Hermes ins Haus zurückging.

Jofimos und Cäcilianus gingen an den weitläufigen Gebäuden entlang in den Garten. An der Seite der Portikus, die mit einem D Zugang zu dem Landhaus verlieh, hielten sie Umschau.

„Da kommen sie!“ sagte Jofimos.

„Ja, da kommen sie!“ sagte Cäcilianus sehr ruhig.

Es war Carpophorus auf seinem großen Roß, vor sich Cäcilianus, den er an sich preßte, und auf einem Maulesel der Dominus. Hermes hatte Plinius benachrichtigt, und dieser trat in die Portikus hinaus. Die Reiter stiegen ab und begrüßten Plinius.

„Dominus!“ sagte er. „Ich möchte deine beiden Knaben für einige Zeit mieten.“

„Ich werde es als einen großen Vorzug erachten, alleredelster Herr,“ sagte der Dominus, „an Euch die Knaben zu vermieten. Alles, was Ihr mir vorschlagen werdet, halte ich für einen unschätzbaren Vorteil, für mich sowohl als auch für sie.“

„So tritt denn näher zur Besprechung!“

Der Dominus betrat mit Plinius das Haus. Cäcilianus und Cäcilianus umarmten sich ganz schlicht. Dann lächelten sie und sahen einander an.

„Du bist ein wenig bleich,“ sagte Cäcilianus.

„Du bist ein wenig bleich,“ sagte Cäcilianus mit Nachdruck.

Sie gingen mit Carpophorus und Josimos zurück durch den Garten nach der Zelle.

„Dies ist unsere Zelle,“ sagte Cäcilius.

„Du darfst,“ sagte Josimos zu Cäcilianus, „auch deine besondere Zelle haben, hier nebenan.“

„Das ist nicht nötig,“ sagte Cäcilianus. „Eine Zelle genügt. Wir schlafen immer auf einer Matratze. Es ist eine schöne Zelle, und wir haben...“

„Ja, wir haben hier alles, was wir brauchen. Es ist eine, ja, eine sehr bequeme Zelle mit all den Nischen, in denen man seine Sachen verwahren kann. Was für eine hübsche, kleine Lampe!“

„Morgens,“ sagte Cäcilius, „dürfen wir in der See baden, bevor der Gebieter aufgestanden ist.“

„Köstlich!“ rief Cäcilianus aus. „Dann sind wir gerade wie die Vornehmen, die bei Antium oder Bajae in der See baden.“

„Es bleibt sich ganz gleich, ob man den einen hört oder den andern,“ sagte Josimos.

Sie hockten alle vor der kleinen Zelle nieder.

„Bist du nicht müde, mein Junge?“ fragte der Jäger, als Cäcilianus sich an Cäcilius anlehnte. „Willst du dich nicht an mich lehnen?“

„Nein,“ sagte Cäcilianus. „Ich lehne mich jetzt nur an Cäcilius, weil ich ihn so lange nicht gesehen habe.“

„Ja!“ sagte Cäcilius. „Wir haben uns lange nicht gesehen.“

Sie lehnten sich still aneinander, sie schlossen beide die Augen.

„Ich werde etwas spielen,“ sagte Josimos. Er nahm die Flöte aus den Falten seines Gewandes. Er blies leise. Die Knaben lagen auf dem Boden an der Wand, gleich als schliefen sie. Der Jäger saß auf der Schwelle titanisch und düster.

Eine Sklavin kam.

„Plautilla sendet mich,“ sagte sie. „Dies sind die Gewänder für die kleinen Komödianten, weil es hübscher ist, wenn sie gleich gekleidet sind.“

„Leg sie nur hin!“ sagte der Jäger düster.

Die Sklavin legte die Kleider auf das schmale Bett, auf dem die Knaben zusammen schlafen sollten. Josimos spielte sehr leise. Der Jäger starrte schwermütig auf die Knaben, die fest schliefen Hand in Hand, Blondkopf an Blondkopf, auf dem Boden an der Wand.

## Achtzehntes Kapitel.

Eintönig und strahlend schleppte sich der Sommer hin und der Dominus wartete auf die erste Herbstfrische. Dann sollte eine lebhaftere Saison beginnen: vermutlich zuerst in Rom private Spiele, die der reiche Sertilianus veranstalten würde, dann Spiele in Neapel, dann in Syrakus. Dann sollte es nach Karthago gehen. Der Dominus sehnte sich nach diesen goldenen Tagen, die, wie er hoffte, alles das gutmachen sollten, was der lange Sommer verdorben hatte. Immerhin, er hatte nicht viel Grund zum Klagen. Viele seiner Komödianten hatte er vermietet. Die Arbeiter an den Wäschermeister, die, welche etwas gelernt hatten, als Kopisten an den Buchhändler. Der Adulescens blieb immer gesucht, und viele patrizische Frauen bestellten ihn für einige Wochen. War es doch immer angenehm, im Sommer, wenn die Theater geschlossen waren, einen begabten Komödianten im Hause zu haben! Die Zwillinge waren noch immer bei Plinius, der sogar eine Vergütung für sie bezahlte, obgleich der Dominus Plinius beschworen hatte wie ein Klient seinen Herrn, dies nicht zu tun, da allein schon der Aufenthalt in Laurentum für sie von unschätzbar großem Vorteil sei. Plinius selber hatte, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, sein prächtiges Landhaus in Toscana bezogen, wo seine leidende Gemahlin sich meistens aufhielt. Ohne dabei an Flucht zu denken, schien diese vorübergehende Abwesenheit von einem Ort, der so nahe bei Rom gelegen war, wie Laurentum, in diesen Tagen vernünftig, da der Kaiser — warum, wußte niemand — auf Plinius erzürnt schien. Aber die Knaben durften in Laurentum bleiben und führten dort ein Leben wie die Prinzen. Als der Dominus einmal auf seinem Maulesel hinkam, fand er sie, von Hermes geführt, in einem einfachen, aber zierlichen Sommergewand in der Bibliothek sitzen. Sie saßen zusammen an dem geöffneten Fenster aus Spiegelstein in zwei bequeme

Cathedrae gelehnt, die weiß beschuhten Füße auf einer Fußbank. Um sie herum waren die zitronenhölzernen Paneele der Bücher-schränke geöffnet, und Rollen in bronzenen Zylindern waren zur Hand. Auf Tischen von Azurstein lagen hochaufgestapelt Bücher und Handschriften. Büsten von Philosophen und Dichtern auf niedrigen Porphyrsäulen ringsumher schienen die kleinen lesenden Komödianten würdevoll anzusehen.

Die beiden Knaben hielten es nicht für nötig, sich zu erheben.

„Guten Tag, Dominus!“ sagte Cäcilius.

„Dominus!“ sagte grüßend Cäcilianus.

„Nun,“ sagte der Dominus, „sitz die Herren wohl bequem genug hier in der Bibliothek des edlen Plinius?“

„Es macht sich,“ sagte Cäcilius.

„Es macht sich sogar sehr,“ sagte Cäcilianus. „Wir dürfen es, Dominus.“

„Ja, wir dürfen es. Der edle...“

„Der edle Plinius hat es uns erlaubt.“

„Ja, er hat uns sogar, als er fortging, gebeten,“ flüsterte Cäcilius mit einem Blick auf die Tür, um sich zu vergewissern, ob auch Hermes nichts höre, „die Bücher und Rollen in Ordnung zu bringen. Denn Hermes stellt kurzerhand Lateinisch neben Griechisch und Zosimos hat seinen Herrn begleitet wegen der Luftveränderung. Nun sollen wir die Bücher gehörig ordnen. Wir haben eben all die griechischen Tragici nebeneinander gestellt. Es sind schöne und antike Handschriften darunter von Sophokles und Euripides. Ihr könnt Euch keinen Begriff machen, Dominus.“

„Seht einmal!“ sagte Cäcilianus, indem er ihm eine kostbare griechische Handschrift der „Vögel“ des Aristophanes zeigte.

„Geht nur recht behutsam um mit diesen Kostbarkeiten!“ empfahl ihnen der Dominus. „Also die Herren sind keine schmachtenden Lilien mehr?“

„Wieso schmachtende Lilien?“ fragte Cäcilius ganz ruhig.

„Was meint Ihr, Dominus, mit schmachtenden Lilien?“ fragte Cäcilianus ebenso ruhig.

„Nun, vor einiger Zeit, als die Herren nicht beisammen waren, da ließ der eine den Kopf nach links und der andere nach rechts hängen, meine ich, lag der eine krank beim Kaiser und der andere krank bei Martial.“

„Krank?“ fragte Cäcilius erstaunt.

„Wieso krank, Dominus?“ fragte Cäcilianus noch erstaunter.  
„Nun, beim Herkules, wart ihr denn etwa nicht krank, so krank, daß wir meinten, ihr müßtet sterben? Krank, krank, krank und mager, blaß und schlapp.“

„Ich habe mich nie sehr krank gefühlt,“ sagte Cäcilianus leicht verwundert.

„Ich auch nicht,“ meinte Cäcilius noch verwunderter als Cäcilianus. „Ich war zwar manchmal müde, wenn ich vor dem Kaiser getanzt hatte...“

„O ja!“ sagte Cäcilianus obenhin. „Ich war zwar manchmal verstimmt, weil Cäcilius so lange wegblieb.“

„Aber krank?“

„Nein, krank...“

„Das, Dominus, ist wirklich...“

„Keiner von uns beiden...“

„Nein, keiner von uns beiden gewesen.“

Sie blickten beide den Dominus höchst verwundert an. Sie sahen frisch und blühend aus. Ihre blonden Haare waren sorgfältig gebürstet und durch ein weißes Band an den Schläfen zusammengehalten, und mit ihren schalkhaften, braunen Augen blickten sie verwundert den Dominus an, während sie in den weiten Cathedrae saßen und die weißbeschuhten Füße auf den gleichen Fußschemel hielten.

„Nun,“ sagte der Dominus, während er die Schultern hochzog und den Kopf schüttelte, weil man den verdammten Schlingeln nie etwas nachsagen konnte, „um so besser. Ihr seht prächtig aus.“

„Das macht die Seelust,“ sagte Cäcilius.

„Das machen die Seebäder,“ sagte Cäcilianus. „Jeden Morgen, köstlich!“

„Und die Ruhe,“ sagte Cäcilius. „Die Ferien.“

„Wir werden im Oktober viel...“

„Viel zu tun...“

„Ja, zu tun bekommen.“

„Erst der alte Sertilianus.“

„Neapel.“

„Syracus.“

„Und dann wahrhaftig bis nach Carthago,“ sagten die beiden Knaben gleichzeitig und einander ergänzend. „Wir verdienen es wohl, daß wir uns einmal ausruhen.“

„Verdienen? Ob wir es verdienen!“

„Nun,“ sagte der Dominus „ich habe euch gesehen. Jetzt gehe ich wieder fort.“

Die Knaben standen auf und reckten sich.

„Nein! Tut das nicht!“ sagten sie gähmend. „Bleibt heute da!“

„Hermes wird es nicht artig finden, wenn Ihr gleich wieder geht.“

„Helst uns lieber bei der Bibliothek! Dann ist die Sache schnell...“

„In Ordnung. Heute nachmittag...“

„Kommt Carpophorus, vielleicht auch Colossofos.“

„Dann baden wir wieder alle zusammen und reiten ein wenig.“

„Carpophorus und Colossofos lehren uns ringen. Sieh nur, was ich für einen Bizeps bekomme!“ sagte Cäcilius. Er streifte den Armel in die Höhe und spannte seinen runden, weißen Arm, an dem nicht die Spur von einem Bizeps zu sehen war.

„Ich auch!“ sagte Cäcilianus und spannte den seinen.

„Wenn ihr zuviel Bizeps bekommt, könnt ihr nicht mehr die ersten Frauenrollen spielen,“ sagte der Dominus.

„So schlimm ist es noch nicht.“

„Noch lange nicht, obgleich du schon einen Schnurrbart bekommst, Cäcilius.“

„Du auch. Sogar einen Bart!“

„Ich einen Bart?“ sagte Cäcilianus und fuhr sich mit der Hand über die Wange. „Sie ist weich wie ein Pfirsich. Laß einmal bei dir fühlen!“

Er befühlte des Cäcilianus Wange.

„Du hast mehr Flaum als ich,“ sagte Cäcilianus. „Du darfst nicht früher einen Bart bekommen als ich.“

„Bei allen Göttern, nein!“ rief der Dominus. „Nur alles ganz gleichmäßig. Denn sonst werden die Herren wieder schmachttende Lilien.“

„Stell dir vor!“ sagte Cäcilius. „Wir schmachttende Lilien!“

„Schmachttende Lilien!“ wiederholte Cäcilianus, während er die Augenbrauen hochzog, mit höchst verständnisloser Miene.

„Also, ihr meint, daß ich bleiben darf?“ fragte der Dominus zweifelnd.

„Natürlich, Dominus,“ sagten die Knaben.

„Der edle Plinius“, sagte Cäcilius, „hat Carpophorus und Colossofos auch gestattet, hin und wieder zu kommen, um uns Gesellschaft zu leisten. Denn, wenn Josimos fort ist...“

„Haben wir niemand,“ fiel Cäcilianus ein. „Hermes...“

„Ist zu dumm,“ flüsterte Cäcilius.

„Gut wohl,“ flüsterte Cäcilianus.

„Aber dumm. Stellt Euch doch vor, griechische...“

„Neben lateinische Werke! Dabei ist er selber ein Grieche. Er könnte es doch allein schon an den Buchstaben sehen. Euripides gleich neben...“

Cäcilianus wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Neben Plautus!“ sagte Cäcilius lichernd.

Sie taumelten gegeneinander vor lauter Lachen. Soeben trat Hermes sehr höflich ein, ohne sich dessen auch nur im mindesten bewußt zu sein, wie ungebildet er verfahren, indem er in der Bibliothek seines Herrn einen griechischen Tragicus dicht neben einen lateinischen Comicus gestellt hatte.

Der Dominus blieb, und Hermes bewirtete ihn. Auch die beiden Gladiatoren kamen. Es war ein Tag behaglichen Zusammenseins. Denn Hermes war, wenngleich er Euripides neben Plautus gestellt hatte, gemäß dem Vorbild seines Herrn ein sehr artiger Wirt, und alles, was er für seine Gäste tat, das geschah — dies wußte er — ganz im Sinne seines abwesenden Gebieters. Es gab am Strand eine Zusammenkunft aller Freigelassenen und Sklaven. Die Knaben tanzten, sangen und rangen. Die beiden Gladiatoren gaben ein Spiegelgefecht zum besten. Es gab ein allgemeines Baden in der See, und ein Mahl beschloß den Mittag. Nach der Mahlzeit gingen die Gladiatoren, die Knaben und der Dominus auf die Hügel und lagen dort im Gras, hinter sich das weich silberne Schimmern des Olivenwaldes, vor sich die sommerliche See, deren Azur überschattet war von den ersten malvefarbenen Nebeln, die der Abend aufsteigen ließ. Alles färbte sich violett, gleich als senkten sich Beilchen aus dem Himmel herab.

„Ich muß jetzt fort,“ sagte der Dominus, indem er seine Glieder dehnte. „Ich werde meinen Maulesel holen, und dann muß ich fort nach Rom.“

„Warum?“ fragte Cäcilius. Er lag lässig an Colosseros gelehnt, während Cäcilianus, an des Jägers Knie gelehnt, wiederholte:

„Warum?“

Der Dominus setzte es ihm auseinander. Für die privaten szenischen Spiele, die der ungeheuer reiche Sextilianus in einigen Wochen zu veranstalten gedachte, gebe es sehr viel vorzubereiten.

Morgen früh, möglicherweise noch heute abend, wolle er versuchen, den Maskenmacher zu sprechen. Denn es müßten neue Masken bestellt werden. Die Kostüme sollten von ungeahnter Kostbarkeit sein. Es sei töricht von einem Dominus Gregis, seine Zeit so unter den Olivenbäumen auf grünem Rasen zu vergeuden.

„Dominus!“ sagte Colofferos. „Wir wollen uns einmal alle gütlich tun. Wir wollen alle hier unter den Olivenbäumen schlafen.“

„Ich muß nach Rom,“ sagte der Dominus sehr lässig, ganz unter dem Eindruck des guten Mahles und des gesunden, in der frischen Luft verbrachten Tages. „Die Knaben müssen mitgehen, nun, da der edle Plinius ihrer nicht mehr bedarf. Für die Proben brauche ich sie. Ich möchte sie einmal zur Abwechslung die Zwillingbrüder in den Menächmi spielen lassen, und zwar ohne Masken, weil sie einander doch so sehr gleichen. Es müßte nett sein, zwei so liebe, kleine Zwillinge in den Menächmi spielen zu sehen. Allmählich müssen sie anfangen, Adolescenzrollen zu spielen, nun, da sie einen starken Bizeps haben und ihnen ein Schnurrbart wächst. Hörst du, Cäcilius?“

Aber Cäcilius antwortete nicht. Denn er war, angelehnt an Colofferos, der gleichfalls schlief, eingeschlummert.

„Hörst du, Cäcilianus?“

„Wie?“ sagte schläfrig Cäcilianus, dicht an seinen großen Freund, den Jäger, geschmiegt, der ihn sorgfältig in seinen Mantel gehüllt hatte.

„Schlauft ihr?“ rief der Dominus.

„Wir schlafen alle schon halb, Dominus,“ sagte Carpophorus. „Schlauft Ihr doch auch hier!“

Sie schliefen. Auch der Dominus kämpfte nicht länger. Sie schliefen, während die Sterne aufblühten. Als er erwachte, war es noch dunkel. Carpophorus war gerade aufgestanden.

„Der Tau fällt,“ sagte er. „Kommt! Laßt uns ins Haus gehen! Es ist zu spät geworden, Dominus, um nach Rom zu gehen.“

Sie streckten sich alle und standen gähmend auf.

„Ja,“ sagte Colofferos, „die Wege sind nicht sicher genug, Dominus. Ihr könnt nicht allein auf einem Maulesel nach Rom reiten. Wir könnten Euch zwar beschützen, aber wir bleiben hier, nicht wahr, Jäger?“

Sie schlenderten zurück, dem Landhaus zu, das sich still, weiß und weit bis an das Meer erstreckte. Alle lagerten sich in den Zellen des Cäcilius und des Cäcilianus, die Knaben und die Gladiatoren, während der Dominus, den die Sternennacht nachdenklich stimmte, auf der Schwelle saß und an sein neues Choragium dachte. Gegen Morgen schlief auch er ein. Er erwachte spät. Sie sollten nun alle fünf nach Rom zurückkehren auf Pferd, Esel und Maultier. Sie bedankten sich bei Hermes und brachen vor der ersten Morgenstunde auf. Der Morgen war silberdurchspränkt vom Tau. Vorn sprangen die Jungen auf ihren Eseln wie echte Jugend, wie Kinder. Die Gladiatoren zu Pferd ritten zu beiden Seiten des Dominus, der auf seinem Maultier saß. Alles atmete Sorglosigkeit und Lebensfreude. Die drei Männer lachten über die Zwillinge, die sich so toll gebärdeten auf ihren geduldigen, alles ertragenden Tieren.

Sie ritten durch die Porta Claudiaesulana. In der Stadt herrschte schon geschäftiges morgendliches Leben. Zwischen den Gemüsekarren, die zum Markt zogen, zwischen den Stein- und Marmorblockarren, die polternd hier durch Staub, dort durch Schlamm in die neuen Stadtviertel fuhren, ritten sie quer über die Einfassung des Aventin und am Septizonium vorüber zum neuen Viertel am Kolosseum.

„Wir sind angelangt,“ sagte der Jäger. Beim Kolosseum lag sein Ludus, seine Gladiatorenschule, wo er als Lanista die jungen Gladiatoren drillte und wo er auch wohnte. Er machte sich bereit, abzustiegen.

Da gewahrten sie eine Menschenmenge, die in der Richtung des neuen Viertels hinter der Subura hervorströmte.

„Was ist denn dort?“

„Dort?“ riefen die Zwillinge.

Wirre Rufe erklangen. Viele Neugierige strömten herbei, alle in die gleiche Richtung. Aus der Gladiatorenschule kamen die Schwertfechter gelaufen, aus dem Kolosseum die dort noch immer beschäftigten Maurer und Architekten, von weiter her aus den Bädern des Titus die Badenden.

„Gibt es Unruhen?“ fragte Colosferos.

„Ist der Kaiser ermordet?“ fragte Dominus.

„Das sollten sie einmal wagen!“ brüllte Carpophorus.

„Ein Haus ist eingestürzt,“ antwortete man endlich verwirrt.

„Ein Haus? Wo?“ riefen sämtliche Neuankömmlinge, indem sie zusammenströmten.

„Hinter der Subura,“ antworteten die, welche es schon wußten. „Ja, ein Haus, ein hohes Haus ist eingestürzt. Sie bauen aber auch blind drauflos jetzt. Lauter Blunder! Das wievielte Haus ist es nun schon, das hier in dieser Gegend einstürzt?“

„Welches Haus? Welches Haus?“ riefen alle, besorgt um Freunde und Anverwandte.

„Das Haus des Wäschermeisters,“ rief man ringsum.

„Das Haus, in dem Autronius, der Sklavenhändler, wohnt?“

„Heilige Götter des Olymp!“ rief der Dominus. „Da wohnte ich ja!“

„Eingestürzt,“ versicherten die, welche es wußten, und nickten mit den Köpfen.

„Da ist ja meine ganze Caterva untergebracht!“ rief der Dominus verzweifelt. „Wann ist es eingestürzt?“

„Vor kaum einer halben Stunde.“

„Es ist nur noch ein Schutthaufen.“

„Menschen umgekommen?“ fragten die Gladiatoren, während die Knaben — alle saßen noch immer auf Maulthier und Esel — zu weinen begannen.

„Was meint ihr denn?“ rief es ringsum. „Die in dem Viertel hinter der Subura wohnen, sind keine Frühaufsteher. Der Wäschermeister war an der Arbeit, ist aber...“

„Und die Sklaven des Autronius...“

„Und meine Komödianten, meine Komödianten?“ rief der Dominus.

„Die werden auch nicht mit heiler Haut davongekommen sein,“ ertönte es ringsumher.

Der Dominus schrie auf vor Entsetzen. Die Gladiatoren fluchten, die Knaben fingen an zu kreischen. Die ganze Menge der Neugierigen umdrängte, umstaute die Karren, die nicht weiter konnten, umstaute die fünf Reiter. Der Morgen war erfüllt von dem Tumult. Ein Haus eingestürzt! Das wievielte schon? Waren diese Bauten nicht eine Schmach? Müßte dagegen nicht endlich gesetzlich eingeschritten werden? Alles drängte und drängte und staute sich vorwärts voller Neugierde und Empörung. Alles strömte vorwärts, von unwiderstehlichem Drange getrieben. In der Straße, wo das Unheil geschehen, war die ganze Subura versammelt. Plötzlich, als sie um eine Ecke bogen, gewahrten sie

es und das Grauen sprach aus ihren Gebärden, ihrem Schreien, ihrem Kreischen, ihrem Fluchen. Das hohe Haus, das fünf Stockwerk hohe Haus des Wäschermeisters, lag als weißer Schutthausen da. Eine tragische Staubwolke wirbelte noch wie weiße Asche daraus hervor und schwebte in einem Nebel von Atomen durch die frühe Morgenluft. Näherkommend sah der Dominus, daß die Mauer des Autronius' Behausung noch stand, abgebröckelt zwar, dünn und wankend und berstend, aber doch noch aufrecht. Aber auf der andern Seite war ein einziger schauerlicher Schutthausen von Mörtel und Stein und ausgebauchten Fußböden und Decken, über dem sich das hölzerne Dach, das sich mitgesenkt hatte, noch breitete.

„O ihr Götter! Ihr Götter!“ rief der Dominus unablässig. „Sagt mir, meine guten Leute! Was ist mit meiner Caterna?“

Er rang die Hände empor, er schrie. Flehentlich bat er um Auskunft. Plötzlich entdeckte er, nachdem er von seinem Maulesel herabgeglitten war, Nilus, der sich einen Weg zu ihm bahnte. Hinter Nilus kreischten die Frauen: die dicke Alexa, Gymnasium, die Dirnen des Taurus und Taurus selber. Alle schrien und heulten, und riefen die Götter an.

Der Dominus schluchzte in des Nilus Armen. Nilus berichtete ihm alles, während Taurus und die Frauen rufend, heulend, kreischend, schreiend, ihn immerfort unterbrachen mit Klagen und übermäßiger Verzweiflung. Kurz nach der ersten Morgenstunde war es geschehen. Ein Krachen und Gepolter von Steinen wie bei einem Erdbeben ward hörbar. Aber es war kein Erdbeben. „Ja!“ riefen die Dirnen. „Jeder hat an ein Erdbeben gedacht.“ Aber es war kein Erdbeben, es war kein Erdbeben. Das Haus stürzte ein ohne Erdbeben. Ganz plötzlich war es eingestürzt, in nur wenigen Minuten. Beim Wäschermeister hatte es angefangen, und kaum einige seiner Arbeiter und Arbeiterinnen hatten sich retten können.

„Meine Caterna! Meine Caterna!“ schrie der Dominus verzweifelt. Die Zwillinge, die von ihren Eseln herabgestiegen waren, schrien wie er, und die Gladiatoren brüllten, weil auch sie wissen wollten.

Plötzlich gewahrte der Dominus Shrus, seine erste Sklavenrolle. Er hatte ein Tuch um den Kopf. Sie schoben ihn dem Dominus entgegen in der engen Gasse, die dort, wo das Haus

gestanden hatte, versperrt war durch den noch immer rauchenden Schutthaufen.

„Syrus!“ rief der Dominus. „Syrus, wo sind die andern?“

Syrus heulte auf vor Schinerz, schwenkte die Arme vor Verzweiflung. Wo sie seien? Dort, dort, unter dem Schutte begraben, tot oder halb erstickt, zerschmettert.

„Ausgraben! Ausgraben!“ rief man ringsum und eilte schon mit Schaufeln herbei.

„Meine Caterva! Meine Caterva!“ kreischte der Dominus. „Einundzwanzig Sklaven! Hat sich keiner retten können außer dir?“

„Afer! Afer!“ kreischten die Frauen. „Hier ist Afer, Dominus.“ Ihn stützend, führten sie Afer herbei, der hinkte. Afer sagte, während sein ganzer knorriger Körper erzitterte:

„Ich bin gerettet, Dominus. Aber ich glaube...“

„Was glaubst du?“ schrie der Dominus.

„Sonst niemand. Sie schliefen noch. Es war noch früh, und sie hatten sich noch nicht auf den Weg gemacht zu ihrer Arbeit bei den Buchhändlern. Ich arbeitete schon bei dem Wäschermeister und habe mich retten können. Aber ich strauchelte auf der Treppe.“

„Die stürzte in kleinen Holzsplittern herunter,“ rief Syrus, „gleich nachdem ich hinuntergerannt war. Die andern, die ich gewarnt hatte, kamen hinter mir her.“

Ein Rufen, ein Jammern hub an. Träger brachten die erste Leiche. Es war Autronius, der Dicke. Gerade auf seiner Schwelle war er getroffen worden.

„Wo ist mein Parasit?“ schrie der Dominus. Es war sein kostbarster Sklave.

„Ich habe ihn noch nicht gesehen,“ jammerte Syrus, und die Zwillinge umarmten ihn und umarmten Afer.

„Mein Abulescenz!“ schrie der Dominus. „Alle meine teuren Sklaven! Tot, alle tot!“

Er schrie wie ein Besessener, und alle um ihn her schrien. Es war ein Schwenken von Armen, ein Krampfen von Fingern in der Luft. Die offenen Mäuler verzerrten sich zu Jammer-schreien. Es war ein geräuschvoll sich äußernder Schmerz über die Katastrophe, gleich als sei ein jeder dieser vielen von einem Unheil betroffen worden.

Carpophorus sammelte seine Gladiatoren um sich, und sie drängten die Menge zur Seite und riefen nach Schaufeln. Sie

hoben die Steinblöcke und gestürzten Balken. Es war wie ein Berg von Schutt, ein Berg, der unaufhörlich rauchte von weißer Asche, und man hörte deutlicher nun das Stöhnen der Schlachtopfer, die noch lebend, aber zerquetscht, halb erstickt unter den Schuttmassen lagen.

„Meine Caterna! Meine Caterna!“ schrie und schluchzte der Dominus immerfort. Die Zwillinge hingen, ebenfalls jammernd, an ihm und schrien und schluchzten. Plötzlich preßte er sie mit einem Aufschrei wie rasend an sich. Alle schrien und kreischten, die Dirnen des Taurus und Gymnasium und die Alexandrinerin kreischten wie Katzen, und alle brachen in den gleichen wütenden Schmerzensruf gegen die Götter aus. Aber Taurus schwang die geballten Fäuste und schimpfte, Schaum vor dem Mund, auf die Adilen.

„Plaz! Plaz!“ riefen die Sklaven mit Peitschen. „Plaz für die Biermänner!“

Es war ein rasendes Schimpfen, ein Schieben, ein Drängen, ein Heulen. Nilus führte den Dominus weg, indem er ihm den Arm um die Schultern legte. Er wollte ihn zu der Taberne führen. Die Zwillinge mit Syrus und Ufer zwischen all den Frauen folgten kreischend, schluchzend, fragend, rufend, den Göttern fluchend, den Adilen fluchend.

## Neunzehntes Kapitel.

Dann folgte ein seltsamer, lang sich hinschleppender Monat. Es war noch Sommer, September, und Plinius weilte noch in Toscana. Aber Hermes hatte auf Befehl seines Herrn dem Dominus und allen, die noch von seiner Caterva übrig waren, Unterkunft angeboten in dem Landhaus bei Laurentum. Sie weilten dort zusammen am Strande. Der Dominus saß mißmutig auf einem Felsblock, den die Mittagsglut umbrandete. Um ihn am Strande waren die Zwillinge und die beiden Gladiatoren versammelt. Unter dem Schutthaufen des Hauses hatte man auch den Parasiten gefunden, noch lebend, aber mit gebrochenen Beinen. Er wurde ebenfalls in dem Landhaus gepflegt. Der Dominus hatte ihn durch Manumissio freigelassen. Aber wie sollte er von jetzt an, frei, kein Sklave, kein Komödiant mehr, sein Brot verdienen, wenn Plinius ihm nicht gestattete, nützuessen mit seinen eigenen Sklaven? Mißmutig saß der Dominus da. Er sei ruiniert, sagte er. Seine Caterva hatte er fast ganz verloren durch das furchtbare Unglück. Wie sollte er sich je wieder heraufarbeiten! Seine erste, wilde Verzweiflung hatte einer gelassenen Niedergeschlagenheit Platz gemacht. Er hoffte nun nichts mehr, er besaß nun nichts mehr, und die beiden Gladiatoren, Colosseros und Carpophorus, die ihm gute Freunde geworden waren, versuchten, dem Dominus Mut zuzusprechen. Er aber schüttelte unlustig den Kopf, bis Cäcilius plötzlich sagte: „Dominus! Nun haben wir Euch den ganzen Monat jammern hören.“

„Ja, jammern,“ fiel Cäcilianus ein. „Aber Ihr solltet jetzt einmal auf uns hören.“

„Auf uns hören.“ Cäcilius versuchte seinem Brüderchen das Wort einer Fliege gleich abzufangen. „Ihr sagt, daß Ihr nichts mehr hättet, aber...“

„Aber Ihr habt doch uns!“ Cäcilianus wußte Cäcilius rasch in die Rede zu fallen. „Gelten wir denn nichts?“

„Das wäre unerhört, wenn wir nichts gelten sollten.“

„Ich habe doch keine Truppe mehr!“ rief der Dominus. „Was kann ich denn mit euch allein anfangen? Die Spiele, die der alte Sertilianus veranstalten wollte, haben sich schon zer schlagen, weil ich meinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte.“

„Aber die Spiele in Neapel...“

„Und in Syrakus...“

„Können doch...“

„Wohl stattfinden,“ behaupteten die Knaben, die augenscheinlich ganz miteinander übereinstimmten.

„Stattfinden?“ wiederholte der Dominus erstaunt, während auch die Gladiatoren nicht recht wußten, was sie davon halten sollten.

„Stattfinden,“ meinten Cäcilius und Cäcilianus sehr entschieden.

„Darf ich die Herren fragen, wie?“ fragte der Dominus voller Ironie.

Die Knaben rückten in dem rostroten Sande näher zu dem Dominus heran, der auf dem Felsen saß. Auch die Gladiatoren rückten neugierig näher. Die Knaben legten den einen Zeigefinger gegen den andern und zählten dem armen, ratlosen Dominus ihre sämtlichen Beweisgründe auf.

„Dominus!“ sagte Cäcilius. „Ihr habt Kredit.“

„Kredit,“ wiederholte Cäcilianus. Sie lagen beide zu Füßen des Dominus, der von dem einen zum andern blickte.

„Kredit?“ sagte der Dominus.

„Euer Wechsel in Alexandria hat sich umgebracht,“ sagte Cäcilianus. „Aber das habe ich mir immer gedacht, daß der...“

„Ja, daß der eines schönen Tages auf die eine oder andere Art Reißaus nehmen würde,“ warf Cäcilius ein. Aber Ihr habt doch außerdem noch recht hübsche Sümmchen liegen.“

„In Antiochia.“

„In Syrakus. Ihr habt die gesetzlich gültigen Belege dafür.“

„Ja, die gesetzlich gültigen Belege,“ warf Cäcilianus rasch ein.

„Ihr habt sie vernünftigerweise dem edlen Plinius, dem Herrn...“

„Ja, in Verwahrung gegeben, bevor das Haus...“

„Bevor das Haus einstürzte.“

Sie sahen beide ihren Dominus triumphierend an.

„Was meint ihr?“ fragte Lavinius Gabinius mit einem Blick von einem zum andern.

„Außerdem . . .“

„Außerdem,“ fuhren die verdammten Schlingel fort, „habt Ihr den edlen Plinius, der Euch nicht . . .“

„Der Euch nie im Stiche lassen wird.“

„Was meint ihr?“ fragte wieder Davinius Gabinius.

„Daß Ihr eine neue Truppe . . .“ sagte Cäcilius.

„Kaufen solltet,“ sagte Cäcilianus.

„Oder . . .“

„Oder . . .“

„Benigstens mieten,“ sagten sie beide, stets dem Dominus zu Füßen hockend.

„Nicht den Kopf hängen lassen, Dominus!“

„Nein! Warum den Kopf hängen lassen? Wir kaufen neue Komödianten,“ sagte Cäcilius.

Cäcilianus meinte:

„Oder wir mieten neue.“

„Ja, wir mieten neue.“ Cäcilius war mit seinem Brüderchen völlig einig.

„Wir? Wir?“ sagte der Dominus.

„Natürlich wir!“ sagten die Knaben entrüstet. „Meint Ihr, daß wir . . .“

„Daß wir . . .“

„Uns als Eure Sklaven betrachten?“

„Wir denken . . .“

„Nein, wir denken nicht daran. Wir sind doch Eure Kinder!“

„Eure Jungen!“

„Meint Ihr, wir betrachteten uns als . . .“

„Als . . .“

Sie sahen einander an und wollten sich ausschütten vor Lachen.

„Die Kinder der . . .“

„Der . . .“

„Der edlen Crispina?“ Sie lachten hell auf.

„Verdammte Schlingel!“ rief der Dominus aus. „Wie wißt ihr?“

„Wie wir das wissen?“

„Das tut nichts zur Sache.“

„Wie lange wißt ihr es schon?“

„Wie lange wir es wissen? Das spielt . . .“

„Nein, das spielt keine Rolle.“

„Ich habe ihnen nie etwas gesagt,“ sagte Collosseros erstaunt.

„Ich auch nicht,“ sagte Carpophorus.

„Sie wissen immer alles,“ versicherte der Dominus. „Sie wissen genau, welche netten Süm্মchen ich in Verwahrung gegeben habe in Syrakus und Antiochia für meine alten Tage, da ich bequem und gut zu leben gedachte.“

„Bequem und gut?“ riefen die Knaben. „Ihr seid doch noch kein Senex!“

„Wenn Ihr auch kein Adulescens mehr seid.“

„Mein armer Adulescens!“ jammerte der Dominus. „Er war ein trefflicher Komödiant, und die Frauen konnten ihn gar zu gut leiden. Gerade in der Unglücksnacht war er von seiner patrizischen Beschützerin zurückgekehrt. Dann meine beiden Senex! Der eine wird Christ, der andere liegt da mit gebrochenen Beinen.“

Lavinus Gabinius streckte verzweifelt die Hände empor und schüttelte jammernd den Kopf.

„Nicht jammern! Nicht jammern!“ beschworen ihn die Zwillinge in beinahe befehlendem Ton. „Ihr sollt nicht jammern! Hört Ihr?“

„Ihr habt doch uns behalten!“ sagte Cäcilius.

„Zählt Ihr denn das gar nicht?“ sagte Cäcilianus.

„Wenn Ihr nicht sofort alle Komödianten kaufen könnt...“

„Oder mieten...“

„Dann können wir ja...“

„Wir...“

„Alle Rollen, die Ihr nicht besetzen könnt...“

„Wenn Ihr sie nicht besetzen könnt...“

„Spielen.“

„Ja, spielen.“

„Den Adulescens, Senex...“

„Den Parasiten.“

„Syrus haben wir noch als Sklavenrolle. Wo steckt er nur?“

„Syrus!“ rief Cäcilius.

„Syrus!“ rief Cäcilianus. „Komm doch her! Wir besprechen da soeben, wie wir eine neue Truppe...“

„Zusammenstellen können,“ schrie Cäcilianus mit den Händen am Munde Syrus entgegen, der aus seiner Zelle dahergeschlendert kam.

„Außerdem“, sagte Cäcilianus, „haben wir noch Ufer.“

„Ja, Afer,“ rief jubelnd Cäcilius.

„Der die Komödianten, wenn sie schlecht spielen . . .“

„Prügeln kann,“ fiel Cäcilius voller Begeisterung ein.

„Dominus! Ihr seid manchmal ein wenig schwach. Die Komödianten müssen öfter geprügelt werden.“

„Geprügelt?“ fragte der Dominus erstaunt von einem zum andern blickend. Die Gladiatoren freuten sich über die Knaben, sie brüllten vor Lachen.

„Jawohl, geprügelt,“ bestätigten die beiden Knaben.

„Syrus!“ sagte Cäcilianus.

„Wir wollen eine neue Truppe kaufen.“

„Oder mieten.“

Syrus wurde mit den Plänen vertraut gemacht.

„Das ist wahrhaftig ein sehr kluger Gedanke, Dominus!“ sagte Colofferos bewundernd.

„Man könnte es sich überlegen,“ gab der Dominus zu. „Wein Pertules! Man könnte es sich überlegen.“

„Natürlich kann man es sich überlegen,“ riefen die Knaben einstimmig.

„Wir gehen nach Neapel.“

„Und nach Syrakus.“

„Und nach Karthago,“ jubelten sie gleichzeitig.

„Dann sehe ich euch nicht mehr,“ sagte Carpophorus.

Der Jäger schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Kind!“ sagte er. „Wenn ihr fortgeht, sehe ich euch nicht mehr.“ Seine Stimme klang sehr traurig aus seinem rauhen, bärtigen Munde.

„Carpophorus!“ rief Cäcilius. „Habe ich dir eigentlich schon gedankt?“

„Ja, dafür,“ sagte Cäcilianus, „daß du zum Kaiser . . .“

„Für ihn . . .“

„Für mich gegangen bist?“

„Ja, ja,“ sagte der Jäger. „Ja, gewiß, ihr Knaben. Könnt Ihr in Rom Komödianten mieten, Dominus?“

„Das würde wohl möglich sein,“ sagte der Dominus, tief in Gedanken versunken. „Ventulus und Latinus haben ein paar gute Komödianten für die Exodia, die sie mir vielleicht für die Rundreise vermieten könnten. Aber einen Abulescens? Einen Senex? Einen Parasiten?“

„Die finden wir schon.“

„Die finden wir schon.“

„Ja, die finden wir schon, Dominus.“

Die Knaben waren entzückt. Sie standen auf, sie wollten gleich nach Rom zu Lentulus und Latinus und die beiden Berühmten suchen.

Sie rannten zum Stall, um ihre Esel zu satteln.

„Geht ihr mit?“ fragte der Dominus die Gladiatoren.

„Gehen wir mit, Jäger?“ fragte Colossoeros den Lanista.

„Wir kommen später nach, Dominus,“ sagte der Jäger. „Wir sehen uns wohl bei Nilus?“

„Heute abend zur Cena?“

„Ja, ja.“

„Die verdammten Schlingel!“ rief hocherfreut der Dominus. „Man weiß nie, was für Einfälle sie plötzlich haben. Aber wahrhaftig: eine neue Truppe? Das läßt sich überlegen.“

Er rannte hinter ihnen her wegen seines Maultiers und befahl:

„Syrus, saddle schnell mein Maultier!“

Da sagte Colossoeros zu seinem Freunde:

„Jäger, weshalb blickst du so traurig?“

„Um nichts,“ sagte der Jäger ausweichend.

„Willst du es mir nicht sagen, Jäger?“

Da sagte es der Jäger.

„Wenn Cäcilianus . . .“ begann er.

„Nun? Was?“

„Von Rom fortgeht, dann ist es um mich geschehen.“

„Um dich geschehen?“

„Er hat mir Glück gebracht, seitdem er die Augen aufschlug im Augenblick, bevor wir die Portikus der Octavia betraten, als ich ihn trug, nachdem er ohnmächtig geworden war wegen des Bären am ersten Tage der Megalesia.“

Colossoeros sah seinen Freund erschrocken an.

„War das wirklich so?“ fragte er.

Der Jäger nickte.

Colossoeros sagte nichts mehr. Plötzlich überschattete ein düsteres Brüten seine jugendlich blauen Knabenaugen. Er sagte nicht, daß er glaube, in Cäcilianus den gleichen Talisman gefunden zu haben. In der Ferne am Ausgang der Villa sahen sie schon den Dominus auf seinem Maultier und ihm zur Seite auf ihren Eseln die Knaben, die sie erbarmungslos antrieben, so daß sie mit den Hinterbeinen ausstiegen. Die Knaben lachten laut auf vor Freude.

## Zwanzigstes Kapitel.

Es war vierzehn Tage vor den Kalenden des Oktober. Obgleich der Dominus mit den Seinen bei dem edlen Plinius in dem Landhaus bei Laurentum stets Gastfreundschaft genossen, hatte er doch an jenem Abend, dem Vorabend der Reise nach Neapel, bei Nilus mit allen Freunden zum Abschied fröhlich zur Nacht gegessen, mit den Gladiatoren, mit Taurus, mit Gymnasium und Lentulus, Latinus und Thymele. Beiderseits waren gerührte Worte gewechselt worden, und man hatte derer gedacht, die bei dem Unglück ums Leben gekommen waren. Die bevorstehende Abreise des Lavinius hatte alle weich gestimmt. Es war ihm wirklich gelungen, einige Komödianten zu kaufen und einige zu mieten. Er würde sie in Neapel treffen, wo sie in privaten Spielen augenblicklich auftraten. Er selber hatte sich vor kurzem einen Reisewagen angeschafft mit zwei Büffeln. Syrus und Ufer sollten vorne sitzen und abwechselnd die Tiere lenken, und er selbst, sowie Cäcilius und Cäcilianus würden mit dem Gepäck und den neuen Bühnenmasken, die ihm seine edlen Patroni, Verginius Rufus, Plinius und Frontin, geschenkt hatten, bequem im Wagen sitzen, der noch ohne Verdeck dort hielt, wo sich die Subura verbreiterte und wo das Fahrzeug mit den breiten Büffeln keine Stauung verursachte. Jetzt war der Augenblick gekommen. Von einem Sonnenstrahl beschienen, wartete der Reisewagen mit Syrus und Ufer, und alle Dirnen wollten dem Dominus und den Knaben das Geleite geben. Gute und schlechte Tage hatten miteinander abgewechselt. Gegen Unfälle war man nie geschützt. Ein Haus in einer neuen Gegend stürzte wohl öfters ein. Man mußte das Leben philosophisch auffassen, wengleich der Kaiser alle Philosophen aus Rom verbannt hatte. Vieles habe sich noch zum Guten gewendet, und vieles hätte noch viel schlechter enden können, meinte der Dominus mit einem Blick auf die Knaben, die ganz vergessen hatten, daß sie wekkende Lilien gewesen. Solche Freude

hatten sie an der neuen Zukunft, an der neuen Truppe, an dem Gedanken, daß sie Karthago sehen würden. Sie würden sich gewiß oft nach Rom zurücksehnen, nach des Nilus Kahlköpfchen und nach ihren guten Freunden, den Gladiatoren. Aber jetzt sehnten sie sich mehr danach, fortzukommen, ungeachtet alles Guten, das sie gewonnen, ungeachtet der Villa des Plinius, ungeachtet der schmeichelnden Epigramme des Martial, ungeachtet all der schönen Dinge, welche die edle Crispina ihnen noch vor wenigen Tagen geschenkt hatte. Sie sehnten sich, fortzukommen, um der Veränderung willen. Sie freuten sich darauf, Neapel wiederzusehen, wo sie, wie sie behaupteten, ebenfalls die Gladiatoren kannten, Syrakus wiederzusehen, wo sie die Schule besucht hatten, dann endlich nach Karthago zu gehen, wo es ganz anders sein mußte als in Alexandria und in Rom.

Sie waren entzückt und küßten jeden zum Abschied, während der Dominus alle Umstehenden umarmte. Sie küßten Gymnasium und ihre Tonstrig und die Dirnen des Taurus, die auf der Schwelle erschienen. Sie küßten Alexa, sie küßten Sklaven und Sklavinnen.

„Wir gehen mit,“ sagte Colosseros.

„Wir geben euch das Geleit bis vor die Porta Capena,“ sagte Carpophorus.

„Ich gehe auch mit,“ sagte Nilus. „Ich brauche heute nicht zum Markt zu gehen.“

„Nun! Dann gehen wir alle mit,“ rief Alexa, und auch Gymnasium war einverstanden.

Sie gingen in der Tat alle mit. Sie begleiteten den Dominus und die Knaben zum Reisewagen, und als sie eingestiegen waren und Afer an den Zügeln ziehend „Hühü!“ rief und die Büffel schwerfällig anzogen, liefen alle, die Frauen und die Männer, noch mit neben dem schwerfällig einherpolternden Fuhrwerk. So gab es immer noch eine Gelegenheit, einander hier ein heiteres Wort, dort einen Scherz zuzurufen. „Ja, ja! Es wird leer und öde sein,“ meinte Alexa. Gymnasium fügte scherzend hinzu, sie verlieren ihre beiden letzten Liebhaber in Cäcilius und Cäcilianus. Das könne sie nicht überleben.

„Hast du nun keinen mehr, Gymnasium?“ fragte Cäcilianus neckend.

„Keinen mehr?“ wiederholte Cäcilius.

Gymnasium bestätigte scherzend, daß sie nun wirklich keinen

mehr habe. Aber den Frauen flüsterte sie zu, daß sie das eigentlich recht bequem finde. Alle lachten über die Einmalige.

„Was gibt es dort?“ fragte Alexa plötzlich.

„Was gibt es? Was gibt es?“ fragten alle ringsum.

Denn als das Kolosseum in Sicht gekommen war, stießen sie auf eine johlende, schreiende, kämpfende Menge, die herandrängte und zurückvogte von dem hohen, viereckigen Bau des Septizonium am Palatin. Aus den Kasernen um das Kolosseum drängten sich hunderte von Gladiatoren.

Carpophorus, Colosseros, die neben dem Reisewagen herliefen, brachen sich Bahn durch die stets wachsende Menge. Sie riefen:

„Was gibt es, ihr Knaben? Was ist?“

„Er ist ermordet! Er ist ermordet! Domitian ist ermordet von Domitia!“

„Domitian ist ermordet von Domitilla!“

„Rächen wir den Kaiser!“ riefen die Gladiatoren, die aus den Kasernen strömten. „Er war gut zu uns. Er war gut zu uns.“

„Domitian ist ermordet von den Frauen aus dem Palast!“

„Nein!“ klang es aus einer andern Menge, die vom Forum heranvogte. „Satur hat ihn ermordet.“

„Clodius, sein Cornicularius, sein Geheimschreiber!“

„Domitian ist ermordet worden von Parthenius!“

„Wer hat ihn ermordet? Wer hat ihn ermordet?“

„Sie alle haben ihn ermordet! Stephanus hat ihn ermordet!“

Ein entsetzliches Gekreisch heulte auf. Der Reisewagen mit den Komödianten war im Gewühl des Volkes wie verschwunden mit andern Fuhrwerken, Wagen voll Steinen und Baumaterialien. Die Frauen in den Wagen schrien vor Angst. Aber die Menge brüllte jubelnd, und es war mehr ein Jauchzen des Genusses, weil ein so jähes Geschehen den alltäglichen Gang des Lebens unterbrach, als Haß auf den Kaiser. Denn so sehr haßte das Volk ihn nicht. Seine Racheakte und die blutigen Launen seines Verfolgungswahnes waren immer mehr gegen die Vornehmen gerichtet gewesen. Auch jetzt waren es die Vornehmen, die das Volk anstifteten, für die Mörder des Kaisers, wer sie auch sein mochten, einzutreten. Denn bei dem Septizonium, wo in Nischen Statuen des Kaisers standen, befahlen drei, vier Senatoren ehrfürchtgebietend und mit weitausladenden Gebärden dem Volke, Leitern zu holen und die Statuen des Domitian, des Schurken, des Elenden, hinabzuwerfen und in Stücke zu schlagen.

In diesem plötzlichen Aufblitzen der Leidenschaften um den Reifewagen der Komödianten war Carpophorus einen Augenblick stehen geblieben. Er ballte die Fäuste, seine Augen waren wie geblendet von einer Raserei, die ihm all sein Blut in sein beschränktes Hirn trieb, bis er plötzlich Colossoeros zubrüllte:

„Kamerad! Kamerad! Der Kaiser war immer gut zu uns. Sollen wir den Mord nicht rächen an seinen Mördern dort, die Befehl erteilen, daß man seine Statuen zerschlage?“

„Ja!“ brüllte Colossoeros zurück. „Wir werden ihn rächen! Wir werden ihn rächen! Hierher! Kameraden! Schart euch um Carpophorus, unsern Jäger, unsern Lanista, um den Kaiser zu rächen, um Domitian zu rächen!“

Die Gladiatoren liefen, sich sammelnd, auf den Reifewagen zu, bei dem Carpophorus mit blutunterlaufenen Augen noch immer stand. Die Frauen wollten schreiend mit Nilus und Taurus nach der Subura zurückkehren.

„Lebt wohl, Dominus! Lebt wohl, ihr Knaben! Lebt wohl! Wer vermöchte zu sagen, ob der Tag dem Beginn eurer Reise günstig ist?“ rief Nilus.

„Wir kommen nicht weiter,“ rief Cäcilius. „Es ist wohl besser...“

„Besser, daß wir bleiben,“ rief Cäcilianus.

Carpophorus hörte sie, während der Dominus noch un schlüssig war und nicht wußte, was er Afer, der die Büffel lenkte, befehlen solle. Aber der Jäger sagte:

„Dominus! Macht einen Umweg! Fahrt nicht nach der Porta Capena! Fahrt nach der Porta Caelimontana! Von dort aus erreicht Ihr rechts ab gleichfalls die Via Appia. Ich wünsche Euch glückliche Reise. Das Unglück des einen bedeutet Glück für den andern. Lebt wohl, Jungen! Leb wohl, mein Cäcilianus! Leb wohl, mein süßes Kind, mein geliebter Knabe! Ich muß fort mit den Kameraden, um Domitian zu rächen. Er gestattete, als ich ihn darum bat, daß Cäcilius zurückkommen durfte. Lebe wohl!“

Er breitete seine Arme aus. Über dem Rande des Wagens preßte er den Knaben, der aufgestanden war, an seine Brust und schleuderte ihn dann beinahe von sich, gleich als könne es nach dem Verhängnis nicht anders sein, als es war und werden würde.

„Vorwärts!“ brüllte er. „Vorwärts, Kameraden, um den Kaiser zu rächen!“

„Um den göttlichen Kaiser zu rächen!“ brüllten alle Gladia-

toren und drangen vor in der Richtung nach dem Septizonium. Die Prätorianer strömten aus der Pforte des Turmes. Aus den Nischen schleuderten die, welche auf die Leitern geklettert waren, die Statuen des Kaisers auf die Herab, die gekommen waren, seinen Mord zu rächen.

\*

Der Dominus hatte Afer befohlen, die Büffel zu wenden um das Kolosseum herum und den weißen, staubigen Weg über den Caelius einzuschlagen, der nach der Porta Caelemontana führte. „So kommen wir auch zur Stadt hinaus,“ sagte der Dominus. „Syrus, sind die neuen Bühnenmasken, die die edlen Herren mir gegeben haben, auch wirklich gut verpackt? Ja, Jungen! Rom ist nun schon wieder vorbei. So fließt das Leben dahin mitten durch alles das, was uns die Götter bestimmen. Ein Kaiser ermordet! Das kam in Rom häufig vor. Das ist nicht einmal schlimm. Ich weiß nicht, wie viele Kaiser schon in Rom ermordet wurden. Das ist Politik. Damit gibt sich ein Dominus Gregis nicht ab. Warum seht ihr so betreten aus, Jungen? Ich bin wieder voller Hoffnung. Ihr beide habt mir wieder neue Energie gegeben. Aber in Zukunft müßt ihr nun auch Adulescenzrollen spielen. Manchmal sind in einem Stück von Plautus die Adulescenzrollen wichtiger als die Frauenrollen, die ganz gut von einem Komödiantenneuling gespielt werden könnten, wenn sie auch nicht immer so liebe, nette Gesichter haben wie ihr, meine Jungen. Bei eurer Mutter Crispina zu bleiben, dazu hattet ihr keine Lust, nicht? Ihr habt übrigens eine glückliche Wahl damit getroffen, daß ihr bei mir geblieben seid. Ihr begreift wohl, daß es auf dem Palatin nun zu Ende ist mit dem edlen Crispinus und mit eurer Mutter vermutlich auch. Wenn ich nur in Rom einen jungen Sklaven hätte finden können, um ihn für die Frauenrollen zu erziehen, wenn ihr beide Adulescentes seid! Bei den Göttern! Sprecht doch endlich was, ihr Jungen! Sonst stehen eure Schnäbel nicht still, und ihr sprecht euch eure Worte nach, als ob ihr eure Rollen hersagtet. Nun sitzt ihr da, als ob ihr nicht bis drei zählen könntet. Ist das mein Cäcilius und Cäcilianus? Redet doch! Was ist euch? Ihr trauert doch nicht etwa um den Kaiser?“

„Nein, Dominus,“ begann Cäcilianus.

„Dominus,“ wiederholte Cäcilius.

„Also, was denn? Was gibt es sonst?“

„Ach! Ich dachte nur . . .“ sagte Cäcilius.

„Ja, ich dachte auch . . .“ sagte Cäcilianus.

„Ich habe nie dem Carpophorus . . .“

„Nein, ich auch. Eigentlich habe ich nie dem Carpophorus . . .“

„Was denn, Jungen?“

„Gedankt.“

„Ja, gedankt,“ stammelten die Knaben mühsam.

„Gedankt?“ fragte der Dominus. „Wofür denn gedankt?“

„Ja, daß er den Kaiser . . .“ sagte Cäcilianus traurig.

„Ja, daß er Domitian . . .“

„Damals gebeten hat, ob . . .“

„Ob ich zurückkehren dürfe zu meinem Brüderchen . . .“

„Als ich krank war.“

Die beiden Knaben fielen einander weinend in die Arme.

„Nun,“ sagte der Dominus tröstend, „das ist nicht schlimm. Carpophorus hat wohl verstanden, daß ihr es sehr lieb von ihm fandet, daß er gefragt hat. Der Kaiser war sehr gut zu ihm, und er hat von seinem Standpunkt aus recht, daß er mit Colosseros und den Gladiatoren ging, um ihn zu rächen, wengleich er Gefahr läuft, daß ihm ein marmornes Standbild an den Kopf geworfen wird, wie ich es am Septizonium sah. Ja, Jungen! Abschied nehmen ist immer ein traurig Ding auch für Nomaden, wie wir sind. Seltsam! Ich habe das Gefühl immer, wenn ich fortgehe, nachdem ich meine Spiele aufgeführt habe und bevor ich wieder neue auf die Bühne bringe. Wenn ich Abschied nehme von den Menschen, die um uns waren und unter denen sich auch gute Herzen fanden, da ist es mir, als sterbe etwas in mir und um mich her. Dann denke ich so bei mir: Nilus, selbst der grobe Taurus, die Dirnen, Alera, Gymnasium . . .“

„Und Colosseros,“ sagte Cäcilius.

„Und Carpophorus,“ sagte Cäcilianus.

„Sind alles Freunde, ja wohl, Freunde gewesen. Wir sehen sie vielleicht nie wieder. Aber so ist das Leben. Unser Weg geht nach Neapel, nach Syrakus, über das Meer nach Karthago und weiter noch, der Zukunft entgegen. Was nützt das Stillstehen, da wir doch nichts wissen, da nur die Götter wissen, was unser harret am Ende dieses mühevollen, unebenen, staubigen Weges, der unserm Lebensweg gleicht?“

„Dominus!“ sagte Cäcilianus, ihn unterbrechend. „Die Bacchides . . .“

„Ja!“ rief Cäcilius. „Die Bacchides?“

„Darin dürfen wir doch immer die Frauenrollen spielen?“

„In den Bacchides? Ja,“ sagte der Dominus bestimmt.

„Aber wenn wir die Menächmi geben?“ sagte Cäcilius bedeutlich.

„Ja, die Menächmi, worin wir die männlichen Hauptrollen ohne Masken . . .“

„Ohne Masken spielen?“

„Sollen wir dann nicht Schnurrbärte und Bärte anlegen?“

„Daran dachte ich eben jetzt auch,“ rief jauchzend Cäcilianus.

„Sollen wir dann nicht Schnurrbärte und Bärte anlegen?“

Sie sahen einander strahlend an und lächelten schon durch ihre letzten Tränen hindurch.

„Das ist ein guter Gedanke, einmal etwas anderes als immer diese glatten Adolescenzgesichter,“ bewunderte der Dominus aus seiner wehmütig-philosophischen Stimmung heraus, die ihm jeden Abschied als ein Sterben erscheinen ließ, während der Reisewagen, von den schweren Büffeln gezogen, langsam durch die tiefen, schlammigen Wagenspuren von links nach rechts schwankte und Afers Peitsche knallte.

Ende.

## Erklärung

der nicht allgemein bekannten, in dem Text des Romans vorkommenden lateinischen Wörter.

**Abacus:** Schenkfisch mit Löchern, in welche die spitzen Weinkrüge gestellt werden.

**Abolla:** Regenmantel.

**Acta diurna:** Der tägliche Neuigkeitsbericht (mit den heutigen Zeitungen ungefähr nur vergleichbar).

**Acus matris:** Nabel der Mutter (acus = Nabel).

**Adulescens:** Jugendlicher Liebhaber.

**Admissio:** Privataudienz.

**Aedilibus Curulibus:** Unter den Kurulischen Aedilen; kurulisch werden diese Beamten nach der Sella Curulis oder dem Amtssessel genannt, auf dem sie saßen.

**Aedilen:** Mitglieder der Gemeindeverwaltung.

**Area Palatina:** Schloßplatz.

**Archimimus:** Erster Mimus oder Tänzer.

**As:** Die Einheit des Münzsystems, anfangs ein Pfund, in späteren Jahrhunderten leichter und leichter geworden.

**Atellana:** Luststück oder Jux, wie es früher in der Stadt Atella in Campanien gespielt wurde.

**Atrium:** Der große, mit offenem Oberlicht versehene Empfangsraum des römischen Hauses.

**Aularium oder Aulaeum:** Bühnenvorhang, der um ein Nabel hinter den Brettern der Bühnenverkleidung sich aufrollte.

**Auxilia:** Hilfstruppen aus den Kolonien.

**Beluarius:** Tierhändler.

**Bombyx:** Seide.

**Caliga:** Soldatenschuh.

**Capistrum:** Flötenband der Querflöte (Doppelflöte), um das Kinn schließend.

**Capsarius:** Kleiderverwahrer.

**Carpentum:** Kleiner Wagen auf zwei Rädern.

**Carpere diem:** Den Tag pflücken, d. h. den Tag ausnützen oder auskosten.

- Cataclista:** Weißes Priestergewand, eigentlich Staatskleid.  
**Caterva:** Schauspielertruppe.  
**Cathedra:** Lehnsessel.  
**Caupo:** Kneipwirt.  
**Cavea:** Zuschauerraum im Theater.  
**Cena:** Abendessen.  
**Chlamys:** Festmantel für Männer und Frauen.  
**Choragium:** Regie und alles, was die Ausstattung eines Theaterstücks anbetrifft.  
**Choragus:** Regisseur und Chorführer.  
**Cinaedus:** Balletttänzer, meist in obszönem Sinn als Scheltname gebraucht.  
**Clare adplaudere:** Donnernder Beifall.  
**Columnarius:** Verbrecher, der sich auf dem Forum in der Nähe der Columna Maenia umhertreibt.  
**Comoedus:** Schauspieler.  
**Cuneus:** keilförmige Bankreihe im Theater.  
**Cornicularius:** Ordonnanz, die an ihrem Helm ein Ehrenabzeichen, ein Horn trug.  
**Cothurnus:** Bühnenschuh für die Tragödie.  
**Dacicus:** Beiname des Domitian als Besieger der Dakier und späterhin Name der Goldmünzen, die er prägen ließ.  
**Decanus:** Unteroffizier.  
**Decurio cubiculariorum:** Oberkammerherr.  
**Delicatus:** Stuger.  
**Denarius:** Silberne Münze im Werte von 10 As.  
**Dies Sanguinis:** Tag des Blutes.  
**Distichon:** Zweizeiliges Gedicht aus einem Hexameter und einem Pentameter.  
**Diverbium:** Wechselrede zweier Schauspieler.  
**Domina:** Frau.  
**Dominus gregis:** Meister der Greg oder der Truppe; Theaterdirektor.  
**Ecloga:** Hirtengedicht.  
**Exodus oder Exodium:** (selbständiges) Nachspiel.  
**Exostra:** Drehbare Seitenbühne.  
**Fibula:** Keuschheitsgürtel, Schnalle.  
**Fornix:** Gewölbe, öffentliches Haus, Bordell.  
**Frigidarium:** der Saal der kalten Bäder.  
**Gens:** Familiengruppe (Familie).  
**Hastatus:** Lanzenträger.  
**Heptaphorum:** Sänfte, von sieben Trägern getragen (vermutlich von sechs mit einem siebenten, der abwechselnd einen der sechs vertrat).

- Histrion:** Schauspieler.  
**Hypocaustum:** Zentraler Erwärmungssofen in unterirdischem Gewölbe.  
**Ilex:** Steineiche.  
**Janitor:** Portier, Pförtner.  
**Kordax:** ein gewisser Tango-Tanz.  
**Lacerna:** Mantel.  
**Lanista:** Fechtmeister.  
**Laserpicium oder Sylphion:** Ein duftendes Kraut.  
**Laticlavia:** Toga der Senatoren mit breitem purpurnen Rand und Streifen.  
**Lectus pavonius:** Bett aus einem kostbaren Holze, dessen Maschung Ähnlichkeit mit Pfauenaugen hat.  
**Legionarius:** Soldat einer Legion.  
**Leno:** Wirt eines öffentlichen Hauses; **Lena:** Wirtin.  
**Ludi Megalesia:** Spiele, die zu Ehren der großen Göttin, Rhea Kybele, der Mutter der Götter, veranstaltet wurden.  
**Ludus:** Schule.  
**Manipel oder Manipulus:** Kompagnie.  
**Manumissio:** Freilassung von Sklaven.  
**Matrona-Knabe:** Knabe, der die Matronen oder eine vornehme Frauenrolle spielt.  
**Meretrix:** Kurtisane.  
**Miles Gloriosus:** Typus des prahlenden Kriegsmannes.  
**Mirmillo oder Murmillo:** Schwertfechter mit einem Fisch auf dem Helm.  
**Moretum:** Gericht, das man zur Zeit der Feste (Megalesia) der großen Göttin aß.  
**Mystes:** Isispriester.  
**Nonae:** 5. Tag im Monat mit Ausnahme von März, Mai, Juli und Oktober, in denen die Nonae auf den 7. Tag fielen.  
**Nymphaeum:** Bassin mit Fontäne.  
**Orarium:** Taschentuch.  
**Ostiarius:** Pförtner.  
**Psalterion, Spadix, Tonarion:** Verschiedene Musikinstrumente.  
**Paedagogium:** Lehrschule für Jagen.  
**Palla:** Mantel der Matrona.  
**Palliata:** In griechischer Tracht (Pallium) dargestelltes Lustspiel höherer Ordnung.  
**Palliolum:** Mäntelchen.  
**Persona:** Maske.  
**Personatus:** Maskiert.  
**Petaso:** Vorderhinken des Schweines.  
**Phallus:** Männliches Glied.

- Phengit: Spiegelstein aus Kappadokien; Glimmer.
- Planipes: Unbeschuht.
- Praecinctiones: Umgänge im Theater, die den Verkehr in der Runde des Zuschauerraumes ermöglichen.
- Praetor: Die höchste Magistratäperson nach den Konsuln.
- Promiscua salutatio: Allgemeine Audienz.
- Proscenium: Teil der Bühne vor der Szene oder Bühnenwand.
- Quadriga: Biergespann.
- Retiarius: Schwertfechter mit Netz und Dreizack, der gegen den Mirmillo kämpfte.
- Rhetor: Lehrmeister in der Rhetorik.
- Radis: Papier, das vom Kaiser als Abschied dem Gladiator verehrt wurde.
- Saltatio: Tanz.
- Salutatio: Audienz.
- Senarius: Sechsfüßiger jambischer Vers.
- Senex: Greis, Heldenvater.
- Septenarius: Siebenfüßiger jambischer Vers.
- Servus currens: Trabender Sklave.
- Sestertius: 2 1/2 As.
- Siparium: zweiter (hinterer) Bühnenvorhang, der sich zurückschieben ließ.
- Sistrum: Musikinstrument aus Ägypten.
- Soccus: Bühnenschuh für die Komödie.
- Solea: Sandalen für das Haus.
- Soloeismus: Verstoß gegen die Grammatik und Wortstellung.
- Stadion: Rennbahn.
- Stola: Gewand der Matrona.
- Stupidus Graecus: Griechischer Clown.
- Subsellium: Senatorenstuhl im Theater.
- Suffibulum: Schleier, Haube der Vestalinnen.
- Synthesis: Leichtes Haus- oder Tafelgewand.
- Tepidarium: Der Saal der lauwarmen Bäder.
- Tessera: Eintrittskarte.
- Titulus, didascalia: Programm.
- Tonstrix: Haarkünstlerin, Bartschererin.
- Triclinium: Speisesaal.
- Vale, Valetote: Lebwohl! Auf Wiedersehen!
- Velarium: Vorhang, Tuch, Sonnensegel.
- Vasculum: Bassin.



